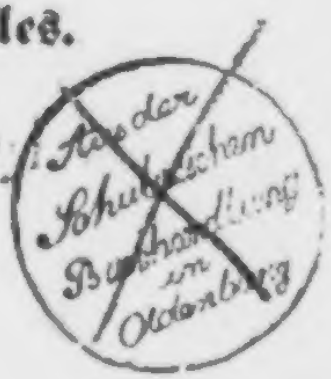
Caricaturen und Silhouetten

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Vom

Verfasser des Mefistofeles.



Erste Sammlung.

Coesfeld:

Verlag der Rieseschen Buchhandlung.

1843.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK

Seite

Preußen unter der Regierung Friedrich Wilhelm IV. 1

Erinnerungen aus der Zeit der franzöſiſchen Fremdherrſchaft. Aus dem Tagebuche eines Verſtorbenen 37

Das Preußiſche Volk und die Verfaſſungsfrage . . 85

Rußlands Gränzſperre 120

Staats-Anlehen 128

Preußen unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV.

Fragmente.

Borussia! in diesem Augenblick
Ist Deutschlands ganzes Aug' auf dich gerichtet;
Denn nicht ist zwischen dir und ihm vernichtet
Der alte Blutbund; deins ist sein Geschick.
Jetzt gib ein Beispiel.

Friedrich Rückert's geharnischte Sonette.

Der Tod eines Regenten ist eins der wichtigsten Ereignisse im Leben eines Staates und Volkes, und das letzte Stündlein eines Fürsten eine bedeutungsvolle Stunde für seine Unterthanen, gleichviel ob ihm ihr Segen oder ihr Fluch nachfolgt. Die Blicke des Volkes sind dem Throne zugewandt, dessen Sitz so eben von seinem Beherrscher geräumt ist, dessen Stufen sein Nachfolger betreten um die kaum verwaiste Stelle wieder einzunehmen. Groß ist der Augenblick, gewichtig der Thronwechsel; laut schlägt des Volkes Herz, voll heißer Erwartungen, erfüllt von den schönsten Hoffnungen, von

den kühnſten Ausſichten in die Zukunft; denn eine neue Epoche beginnt im Leben des Staates, ein neues Zeitalter im Leben des Volkes — ob golden oder ob ehern, das bedeckt ein dichter Schleier, noch ungelüftet ruhend über der Zukunft.

Eine ſolche Stunde ſchlug auch uns, und unſere Herzen ſchlugen laut. Nicht unſre Blicke allein waren dem Throne zugewandt, die Blicke Europa's, die Blicke der ganzen Welt waren dahin gerichtet. Der Erſtgeborene Friedrich Wilhelm's, des Gerechten, hatte das preußiſche Königsſcepter ergriffen, von ſeinen Vätern ruhmvoll auf ihn vererbt, berufen vom König der Könige zum Beherrſcher eines Staates, der groß und gewaltig daſteht durch materielle, mehr noch durch moraliſche Kraft, bewohnt von einem Volke, deſſen Intelligenz und geiſtige Macht erwuchs und erſtarkte unter der Pflege einer weiſen Regierung durch Jahrhunderte, deren Beſtreben, nur dieſes Ziel einzig und allein vor Augen, daſſelbe in einem Grade ſiegreich errungen hat, wie keine Regierung irgend eines Landes der Welt. Das iſt der Stolz Preußens, der Stolz ſeiner Regierung, der Stolz ſeines Volkes; das iſt das Band, welches Preußens Volk an ſeine Kö-

nige knüpft, das steigert das Gefühl, diesem Volke anzugehören, zum Hochgefühl; das erglüht des Preußen Herz für seines Vaterlandes Wohl und Ruhm.

Die Grundbedingungen des Wohls und Ruhmes eines Landes und Volkes sind feste, gesicherte Stellung voll Einfluß und Gewicht nach außen und feste, geregelte Ordnung in allen innern Bezügen. Beide besitzt Preußen in hohem Maße. Nur durch seine moralische Größe ist es „mit seinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde gesellt durch Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit. Trotz seiner ungünstigen Territoriallage und Begrenzung und seiner im Vergleich zu andern Ländern geringen Hülfsquellen übt Preußen auf Europa's politische Lage und Verhältnisse bedeutenden Einfluß.

Preußens Dasein ist ein Phänomen. „Wie ein Rom hat es sich gebildet und reiht sich an die ersten Monarchien der Welt.“ Aber das Gebäude ist noch nicht vollendet; die Frische, das jugendliche Alter ist Preußens Glück; denn je mehr an dem noch nicht vollendeten Bau ge-

fördert wird, desto lebhafter ist im Volke das Bewußtsein des Fortschrittes, seiner Kraft, seines Einflusses als Staates im Verhältnisse zu den übrigen Staaten und Völkern des europäischen Staatenvereines, besonders aber in seiner großen Bedeutung zu Deutschland. Von Rußland, Frankreich und Oesterreich umschlossen, hat es sich seiner schwierigen Lage ungeachtet mächtig erhoben und erhalten, und nicht allein durch sein Heer, jene aus den Händen der beiden Friedriche hervorgegangene Meisterschöpfung, sondern vorzüglich durch der Preußen patriotische Anhänglichkeit an das Vaterland, wie durch die erfahrungsreiche Umsicht seiner Regierung und die Vorzüge der Glieder seines Regentenhauses. Von jeher galten bei allen Regenten Preußens die von Friedrich dem Großen (in seiner Abhandlung über die Regierungsformen) zuerst öffentlich ausgesprochenen Worte: Die schlechte Verwaltung der monarchischen Regierungsform erreicht ihren Gipfel, wenn es verkehrten Gemüthern gelingt, den Regenten zu bereden, daß sein Interesse von dem seiner Unterthanen verschieden sei; dann wird der Fürst der Feind seines Volkes."

Nie hat ein preußischer Regent diese Worte außer Acht gelassen. —

Schwere Prüfungen erlitt Preußen viele Jahre hindurch; aber diese Prüfungen, welche das Schicksal verhängte, kräftigten seine Stärke. Hinabgestürzt von seiner politischen Höhe, niedergebeugt unter das drückendste Joch fremder Willkühr, hinabgesunken zu einer Macht ohne Einfluß und Bedeutung, hob es sich bald — ein Phönix aus der Asche. Die Tage der Schmach und Erniedrigung gingen zu Ende; große Thaten geschahen, große Resultate im Gefolge. Das Joch der Fremdherrschaft ward abgeschüttelt, die Ketten der Sclaverei gebrochen, und Preußen erstand auf's neue in Freiheit und Selbstständigkeit, gepaart mit Kraft und Größe, und wuchs zu nie geahnter Macht in fortschreitender Entwicklung.

Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet allein im Könige von Preußen seinen aufrichtigen Freund. Deutschlands Geist ist in Preußen, und der ist's, der den Körper regiert. Diese

Worte Börne's (der, leidenschaftlich erglüht für Deutschlands Wohl, jede dawider gerichtete Maßregel — gleichviel ob von außen oder innen — mit bittern Sarkasmen, oder mit der Geißel seines schneidenden Witzes strafte) haben sich bewährt. Deutschland strebt nach seiner Wiedergeburt, oft selbst bewußtlos; das ist sein alleiniges Ziel, seit Oesterreich, der letzte Träger und Erbe deutscher Macht und Größe, ein europäischer Staat geworden. Deutschland liegt in den Wehen seiner politischen Wiedergeburt; sie sind heftig, aber noch nicht zu Ende. Alle Kräfte, geistige wie körperliche, sind in Anspruch genommen; es gilt seine moralischen, seine materiellen Interessen. Aber wo beut sich ihm ein Anhaltspunkt, ein Mittelpunct dar zur Einigung und Verbindung? Vergeblich schaute es nach Oesterreich; es ist kein Pharus, der ihm vorleuchtet in der Gewitterſturmnacht der Politik; die Flamme ist erloschen, kein Lichtschimmer strahlt von dorther.

Oesterreich, jede Bewegung fürchtend, keine Bewegung duldend, Oesterreich, der stillstehende Staat, bietet nicht seine Hülfe dar dem kreisenden, nicht seinen Arm dem ringenden Lande. Nur von Preußen kann der Tag der Wiedergeburt deutscher Kraft

und Größe anbrechen. Preußen vermag allein, was kein anderer deutſcher Staat vermag — Vermittelung der Extreme, Ausgleichung des Widerſtreites und der Heterogenität der Intereſſen der deutſchen Bundesſtaaten, ihrer Fürſten und Völker; nur durch und von Preußen kann ausgehen Deutſchlands Wiedererhebung, ſtark in Einheit, feſt in Selbſtſtändigkeit, reich in Glauben und Treue, erblühend und ergiebige Frucht tragend in Landeswohlfahrt und Volksglück, einer ſtets beſſern, großen Zukunft entgegengreifend.

Preußen, früher mehr europäiſche Macht, hat ſich Deutſchland näher und inniger angeſchloſſen. Preußen war es, das durch außerordentliche Anſtrengung ſeiner phyſiſchen Kräfte, noch weit mehr aber durch das moraliſche Gewicht, das ſein Enthuſiasmus in die politiſche Wagſchaale legte, die Befreiung von der Fremdherrſchaft entſchieden und dadurch für ſeine Anſprüche auf die Hegemonie einen vollgültigen Rechtstitel erworben hat. Es hat den Character eines allgemein-europäiſchen Staates mit dem eines deutſch-europäiſchen Staates vertauſcht. An der Stelle einer, der deutſchen Geiſtesbildung entfremdeten, abgeneigten Macht erblicken wir jetzt einen Staat, der

ſeinen Ruhm darin ſucht, nichts zu unterlaſſen, was ihn zum Mittelpunkte deutſcher Geiſtesbildung machen kann.

Trügen nicht alle Zeichen, ſo iſt Preußen das Protectorat über Deutſchland durch daſſelbe Verhängniß angewieſen, das ihm Friedrich den Großen gab. Hat es aber jenes Ziel ſeiner Bemühungen erreicht, und dadurch einen Zuwachs an Macht erhalten, der ſeine politiſche Exiſtenz und ſeinen Rang in der großen Staatenfamilie auf unerſchütterlichen Grundlagen, feſtſtellt, ſo löſt ſich auch der Gegenſatz Preußens gegen das übrige Deutſchland als des Bindenden gegen das Zerfallende, des Vereinenden gegen das Auseinanderſtehende. — An der Wiedergeburt einer der edelſten und älteſten Nationen arbeiten und ſie in ihre angeſtammten Rechte wieder einſetzen, das iſt das große Ziel, welches Preußen geſtellt, wozu es berufen iſt. Seine Regierung hat gewußt, im Innern ſtets mit glücklicher Mäßigung die Mittelſtraße zu halten und zu treffen zwiſchen dem, was ſie nach ihrer beſondern Stellung nicht gewähren konnte und zwiſchen dem, was die Stimmen der Zeit forderten. Sie ließ es ſich angelegen ſein, den Bürgerſtand emporzuheben, den

Landmann zu erleichtern, die collidirenden Ansprüche und Anforderungen seiner so höchst verschiedenartigen Provinzen zu berücksichtigen. Mit gleicher Mäßigung, Behutsamkeit und Selbstverleugnung der vielfach widerstrebenden Interessen wird seinem Streben auch die Wiedergeburt Deutschlands gelingen.

Ein solcher Staat von so hoher Bedeutung, in so einflußreicher Stellung und Beziehung zu Deutschland und zu ganz Europa nimmt nicht allein die Aufmerksamkeit aller ihm Angehörigen, sondern die Blicke der ganzen Welt in Anspruch; er verdient Anerkennung seiner hohen Gesinnung, seines großartigen Wollens, Wirkens und Strebens.

Wir betrachten ihn daher näher in seinen inneren Zuständen und äußeren Bezügen.

Wie die Bestandtheile und Stämme des preußischen Reiches und Volkes, sind auch ihre Zustände und Interessen heterogen. Diese Besonderheiten haben vorzugsweise seit dem Thronwechsel in unsern Tagen, wo sie sich offner kund gegeben, genugsam gezeigt, daß eine allgemeine Repräsentativverfassung — nach den Grundsätzen der neueren Verfassungslehre — in Preußen erst nach Wegräumung einer großen Zahl

von Hemm- und Hinderniſſen, die einzig und allein in beſonderen Zuſtänden und Verhältniſſen, in politiſchen wie kirchlichen Bezügen, in localen und provinciellen Situationen begründet ſind, und ſich ſchroff einander gegenüberſtehen, Ausſicht auf ſegensreichen Erfolg gewährt. Zu einer ſolchen Verfaſſung iſt Preußens Volk an ſich in Rückſicht auf ſeine Stellung und den Grad ſeiner Bildung gewiß ſo reif, als irgend eine Nation der Erde, und man kann die entgegenſtehenden Aeußerungen gewiſſer vorlauter Stimmen, die ihm dieſen Grad der Reife abſprechen, wegen ihrer äußerſten Vornirtheit auf ſich beruhen laſſen. Aber mit Rückſicht auf die aus der Verſchiedenheit ſeiner Grundelemente und aus ſeinen natürlichen und künſtlichen Beſonderheiten hervorgehende Heterogenität ſeiner Zuſtände, Geſinnungen, Anſichten und Beſtrebungen hat das preußiſche Volk die Reife noch nicht erlangt, welche erforderlich iſt zum vollen Genuſſe des Segens und der Erfolge, die eine allgemeine Repräſentativverfaſſung einem Volke und Lande gewährt. Im Verlaufe dieſer Fragmente wird ſich die Unumſtößlichkeit die-

ser Wahrheit, dieser beim ersten Anblick paradox erscheinenden Behauptung in das hellste Licht stellen, nicht allein durch Detailirung der vorherrschenden Besonderheiten, sondern auch durch nähere Würdigung der Verhandlungen der letzten Provinziallandtagssessionen, worin sich selbe selbst offen und unumwunden zu erkennen gegeben haben.

Gleichsam als Einleitung des constitutionellen Lebens in Preußen wurde die Emancipation der Stadtgemeinden durch die beiden Städteordnungen ausgesprochen. Durch ihre Einführung ward ein großer Theil der Bevölkerung des Landes nahe und dazu in ihren Grundelementen berührt. Wie vortheilhaft und einflußreich dieselbe auch auf die moralische Ausbildung und die festere Gestaltung der bürgerlichen Freiheit, der Rechte und des Lebens des Volks wirkt, in ebendemselben Maße kann sie nachtheilig auf die materiellen Verhältnisse der Städte, auf das pecuniäre Interesse der Stadtgemeinden und ihrer Glieder sich äußern; und man darf kühn und ohne Hehl die Behauptung aufstellen, daß es in mancher Stadt seit Verleihung der Städteordnung in dieser Rücksicht nicht besser geworden ist. Die vorhanden gewesenen, bau-

ren Caſſenbeſtände des Gemeindevermögens — oft bedeutende Summen — waren in den erſten Jahren bereits verſchwunden, die Abgaben zur Beſtreitung der Bedürfniſſe der Städteverwaltungen nebenbei bis auf das Maximum oder dem Maximum nahe erhöht, und Contrahirung neuer ſtädtiſchen Laſten und Schulden für viele Stadtgemeinden ſchon geſchehen, oder doch mindeſtens in Ausſicht. Die gewählten Stadtvorſtände — Magiſtrat und Stadtverordnetencollegium — übermannte, ſtatt das Intereſſe ihrer Committenten in's Auge zu faſſen, die Wolluſt, zu regieren, zu ändern, zu ſchaffen, welche, zur Manie ausartend, ſich in koſtbaren Reformen, nutzloſen Anlagen, Neuerungen und Geldſchleudereien jeder Art kund gab. Keine umfaſſende Controle, kein maßgebendes Eingreifen, kein vernünftiges Gegenwirken ſteuerten dieſer Einſichtsloſigkeit, und Belaſtung der Städte und Verarmung eines großen Theils ihrer Bewohner drohen als unausbleibliche Früchte der Reform- und Regierungsſucht der Mitglieder der ſtädtiſchen Behörden in mancher Stadtgemeinde. Wo ſich die ſtädtiſchen Zuſtände und Verhältniſſe ſo nachtheilig geſtaltet, thut ſchleunige Abhülfe um ſo dringender Noth, als die durch

jene Verwaltungsmaximen so bedeutend vermehrten Bedürfnisse wiederum meist durch neue Auflagen befriedigt werden, welche, wie die Schlacht- und Mahlsteuer die niedere Classe der Städtebevölkerung, die im saueren Schweiße des Angesichts für ihre Subsistenz arbeiten muß, am meisten drücken, da jene erhöhten Auflagen meist einzig und allein durch Aufschläge auf diese schon so sehr drückende Steuer erzielt werden. Solche städtische Aristokratie, solche Bürgeroliarchie ohne Gemeinsinn und nur beseelt von Egoismus, wo der Philister über den Philister herrscht, ist verderblicher und unheilbringender, als die Willkür eines Autokraten, dessen Usurpationen, nur auf einen Kopf beschränkt, nach dem natürlichen Laufe der Dinge schnell ein Ende nehmen können, während solches Philisterſatrapenthum viele Köpfe und seine festen Jahre zählt, worin es das Gemeingut der Stadt verzehrt, die gesteigerte Beihülfe der Glieder der Stadtgemeinde obenein vergeudet, und nebenbei den Magistrat zu Krähwinkel zu überbieten sich beeifert, der, wie bekannt, „reizende Spaziergänge bis zum Galgen" anlegte.

Zu solcher großen Bedeutung gedieh Preußen

zunächſt durch eine gute, weiſe Geſetzgebung. Seine legislatoriſchen Beſtrebungen waren Vorbilder zur Nachfolge; es war der erſte Staat Deutſchlands, der eine neue Geſetzgebung ſchuf, den Verhältniſſen und Anforderungen der Zeit, den Zuſtänden des Landes und den Bedürfniſſen ſeiner Bewohner angemeſſen. Mit ſolcher Geſetzgebung Hand in Hand ging eine beſonnene, ruhig-kräftige Staatsverwaltung. So ward des Landes Wohl gefördert; ſo gedieh des Volkes Ruhm. Preußen ſteht da, von innen und außen groß und mächtig, eine Muſter für andere Staaten zur Nacheiferung.

Seiner Staatsverfaſſung nach iſt Preußen reine Monarchie. Der König herrſcht, ſein Wille gebeut; Verfaſſung, Geſetzgebung und Verwaltung ſind Ausflüſſe ſeines Willens. Er beginnt Krieg, ſchließt Frieden; er beruft den Staatsrath als höchſte berathende Behörde, gebildet durch die Prinzen des königlichen Hauſes und durch höhere Staatsdiener, die durch ihr Amt zu Mitgliedern beſtimmt ſind, oder durch beſonderes Vertrauen des Königs Sitz und Stimme haben und ſich ſo oft verſammeln, als es das Staatsoberhaupt für nöthig erachtet, zur Ent-

ſcheidung eines Falles oder Begutachtung und Berathſchlagung einer Staatsangelegenheit, ferner durch die Miniſter (denen die Oberpräſidenten, dieſen die Landräthe im Verein mit Kreisdeputirten, und jenen wiederum die Bürgermeiſter untergeordnet ſind, während die ſtädtiſchen Magiſtrate unter den Regierungen ſtehen), die Angelegenheiten im Innern verwaltend, leitend und ordnend, die Anträge und gutachtlichen Aeußerungen der Provinzialſtände hörend und darüber durch Landtagsabſchiede entſcheidend.

Mälig, nicht urplötzlich, nicht auf „graue Theorien" gegründet, ſondern gewachſen „am grünen Baume des Lebens", mit der Zeit und ihren Bedürfniſſen fortſchreitend, haben ſich Preußens Verfaſſung und Verwaltung, wie ſie jetzt ſind, gebildet. Des Staates Erhebung zum Königreiche ward der Beginn ſeiner Größe; ſeitdem ſind noch nicht anderthalb Jahrhunderte dahingeſchwunden. Friedrich I., der Stifter des preußiſchen Königthums und ſein Sohn Friedrich Wilhelm I. waren die Begründer der Größe Preußens, das ſich, während Zerriſſenheit und Verfall des Lebens und der Kraft ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts alle Staaten Europas durchdrangen

und ſchwächten, durch Friedrich's II. Genius ſo mächtig hob. Faſt alle europäiſchen Staaten wetteiferten gleichſam nach Frankreichs Vorgange unter Ludwig XV. an Verderbtheit, Ueppigkeit und Schwelgerei miteinander; ihre Beherrſcher überboten ſich in der Bedrückung und Mißachtung ihrer Völker, während die Religion, in der katholiſchen wie evangeliſchen Kirche in gleich elendem Zuſtande, durch Verſteinerung auf der einen Seite, wie durch ſich dagegen auflehnende Hyperaufklärung auf der andern Seite wenig Troſt gewährte. Wie ein glänzendes Meteor leuchtet in dieſer dunkeln Nacht der allgemeinen Verſunkenheit der große König Preußens hervor, errang in dieſer Zeit ſeinem kleinen Staate welthiſtoriſche Bedeutung, und übertraf in der Tagesarbeit den geringſten ſeiner beſoldeten Diener an Fleiß und Ausdauer. Was er geſchaffen, hatte nach ſeinem Tode noch eine Zeitlang Beſtand, aber es mußte ſinken; denn ſein kräftig belebender Geiſt fehlte. Aber nach Trübſal und Erniedrigung erhob ſich Preußen wiederum auf's neue zu nicht geahnter Höhe, und eine Staatsverwaltung, geiſtvoll und energiſch die innern Angele-

genheiten ordnend, bereitete Preußens Wiedergeburt nach außen hin vor.

Nach allen Seiten hin rief Stein's Genius Radicalreformen in's Leben, alle Zustände und Verhältnisse theils mittelbar, theils unmittelbar durchdringend, überall Umgestaltungen, Riesenschritte zum Bessern, zur Wiedererhebung des darniedergebeugten Staates. Nach Stein's erzwungenem Staatsdienstaustritte ward Hardenberg zum Staatskanzler erhoben, und in seine Hände die Leitung des Staates gelegt. Das neue Staatskanzleramt in Preußen war ein segensreiches Institut, segensreich für das ganze Volk, wie für den Einzelnen. Einheit, das nothwendigste Lebensrequisit eines Staates, in allen Regierungs- und Verwaltungszweigen ward dadurch erzielt. Dem Rechte ward sein Recht, dem Unrecht seine Strafe, Schutz dem Unterdrückten gegen Beamtenwillkühr, Sicherung gegen Nepotismus. Von allen Verfügungen und Verordnungen der Ministerien fand Recurs an diese oberste Behörde statt; der Staatskanzler erließ die Finalentscheidung; er war die letzte, höchste Instanz; daher keine Widersprüche und Anomalien, kein Schwanken und keine Unsicherheit — überall feste Princi-

pien und gleichmäßige Resultate, alles im selben, sicheren Gleise, keine Abweichung zur Seite, die nur zum Verderben führen. Unter den Befehlen des Königs führte der Staatskanzler die Oberaufsicht über jeden Zweig der Verwaltung im Staate, forderte Rechenschaft über jeden Gegenstand, war erster Rath im Kabinet und Vorsitzender im Staatsrath. Die Anordnungen und Erlasse der Minister, welche selbstständig unter unmittelbarer Verantwortlichkeit gegen den König fungirten, konnte er aufschieben und aufheben. Mit dem Tode des Staatskanzlers hatte das Staatskanzleramt nach mehr als zehnjährigem Bestehen ein Ende, und gewissermaßen mußten seine Stelle nunmehr der Staatsrath und die Staatsminister vertreten, wiewohl die letzte Instanz das Königliche Kabinet und der Wille und Ausspruch des Königs selbst ist. Unter des Königs unmittelbarer Aufsicht vereinigt sich im Staatsrathe die oberste allgemeine Leitung der ganzen Staatsverwaltung.

Die Staatsminister stehen mit gleichen Rechten nebeneinander, keiner dem andern untergeordnet, jeder in seinem Departement selbstständig verfügend und nur dem Könige verantwortlich. Ohne königliche Genehmigung dürfen sie weder neue Ver-

fassungs- und Verwaltungsvorschriften einführen, noch die gesetzlich bestimmten Staatseinkünfte eigenmächtig verwenden, keine neuen Besoldungen und Gnadengehalte auswerfen, keine außerordentlichen Ausgaben bewilligen, auch keine Räthe in irgend einer Behörde ernennen oder einen Rathstitel verleihen. Jährlich sind sie gehalten, bei Einreichung des allgemeinen Ausgabe-Entwurfs Rechenschaft abzulegen und halbjährig eine Uebersicht der Zustände ihrer Hauptkassen zu geben.

Die Oberpräsidenten sollen den Geschäftsgang in den Provinzen beleben; sie sollen keine Zwischeninstanz zwischen den Ministerien und den Regierungen, sondern immerwährende Commissarien der Minister sein, um in ihrem Namen an Ort und Stelle eine genaue und lebendige Controle sowohl über die öffentliche Verwaltung an sich, als über die Treue und Dexterität der Beamten zu führen. Sie haben die Aufsicht über die ständische Verfassung, und stehen den Geschäften vor, die einen größern Vereinigungspunkt als einen Regierungsbezirk haben.

Den Regierungen sind die allgemeine Landespolizei, das Medizinalwesen, die Handelsangele-

genheiten, Bausachen, das Landarmenwesen, die polizeiliche Aufsicht über ständische Verfassung, die Geistlichen und Schulsachen, die directen Steuern überwiesen. Die indirecten Steuern ressortiren vom Finanzministerium; jede Provinz hat an der Spitze einen Provinzialsteuerdirecter.

Das Institut der Landräthe und die damit in Verbindung stehende Wirksamkeit von Kreisständen ist eine eigenthümliche, wichtige Einrichtung. Jeder Regierungsbezirk ist in Kreise getheilt, die Verwaltung und Aufsicht über diese Kreise liegt dem Landrath ob, der die Kreisstände als mitberathende Corporation zuzieht. Seine Wirksamkeit wird durch die Regierung, wovon er ressortirt, controlirt. Unter ihm stehen die Verwaltungen in den kleinen Städten und die Vorsteher der Dorf- und Landgemeinden, die größern Städte aber unter den Regierungen.

Dieses sind kurz zusammengestellt die Grundzüge der innern Staatsverwaltung durch Beamte, denen zur Seite stehen die Provinziallandstände, welche von 3 zu 3 Jahren, durch den König berufen, zusammentreten, die königlichen Propositionen in Erwägung nehmend und beantwortend

oder neue Anträge, mit Motiven begründet, zur Ausführung in Vorschlag bringend.

Gedieh und erstarkte durch die weisen Institutionen des Volkes Kraft und Wohlfahrt im Innern, so wuchs des Landes Bedeutung und Einfluß als Staat in der Reihe der Staaten Europa's und errang jene Höhe, auf der Preußen gegenwärtig steht als eine der europäischen Großmächte neben den übrigen, an Ausdehnung, Volkszahl und materiellen Kräften bei Weitem bedeutenderen Mächten England, Frankreich, Oesterreich und Rußland, bedeutsam wie sie, und von politischem Gewichte wie sie — ein Phänomen, wie es die Geschichte Europas früherer Jahrhunderte nicht einmal in annäherndem Maßstabe aufzuweisen hat.

Ist somit Preußens Stellung nach außen gesichert und im Innern geordnet, so kann die landesväterliche Sorge seines Regenten sich um so mehr den Bedürfnissen und Wünschen seines Volkes zuwenden, um zu fördern, wo Förderung, um zu helfen, wo Hülfe, um abzuhelfen, wo Abhülfe Noth thut. Sein Augenmerk wird auf die innern Angelegenheiten gerichtet sein, besonders den beiden Hauptzweigen der Staatspflege, nämlich der Landes-

verwaltung und der Rechtspflege zugewandt.

Bis zu Friedrich dem Großen hinaufreichend ist die Rechtspflege der Stolz Preußens. Der Ruhm der Gerechtigkeit ist sein größter Schmuck, unparteiische Justiz der Juweel seiner Krone, der Grundpfeiler der Wohlfahrt seiner Unterthanen. Seine Gerichtshöfe sind seine schönsten Zierden, eingedenk ihrer hohen Stellung, erfüllt von Würde und Wahrheit, ihre Aussprüche gerecht und parteilos, und der wohlerworbene Ruhm der Justizpflege in Preußen durchdringt die Welt. Es ist der Staat Deutschlands, der ein den Bedürfnissen des Rechtszustandes näher gerücktes und ihnen sich anschließendes Gesetzbuch aufzuweisen hatte, daneben gesetzlich festgestellte, einfache, geregelte Formen des Gerichtsverfahrens, welche in jüngster Zeit durch geeignete Abkürzungen und beschleunigende Maßregeln größerer Vervollkommnung angenähert worden. Haben auch die Anforderungen der Zeit und die im Laufe derselben manchfach in's Leben getretenen materiellen Conjuncturen, Handel, Verkehr und Industrie, die Wirksamkeit der Gesetzgebung mehr gehäuft, hat der Geschmack an Gesetzgebung in theils ferner, theils

näher liegenden Perioden eine nur dem geübtern juridiſchen Blicke überſehbare, den ſchärfern Sichtungs- und Ordnungsvermögen leichter zu ordnende Maſſe von Verordnungen und Verfügungen hervorgerufen, hat ein — wenn das Wort nicht zu weit greift — gewiſſer „Luxus" — wie J. G. Hamann, der Oſtpreuße, ſich ausdrückt — zu Zeiten in Preußen darin vorgewaltet, ſo iſt dieſes längſt ſchon erkannt. Volk und Regierung zugleich haben die Einwirkung gefühlt; die ſchon unter der Regierung des hochſeligen Monarchen angeordnete Reviſion der preußiſchen Geſetzgebung iſt ſoweit vorgerückt, daß bereits vom Staatsrathe als letzter Inſtanz das neu entworfene Geſetzbuch berathen wird. Seine Publication und ſomit eine feſtere Feſtſtellung und Sicherung des Rechts wie der Rechte und die Aufhebung manchfacher Inconvenienzen für den Richter wie für die Parteien ſteht bevor, und ſo wird Preußens Rechtspflege unter der Regierung ſeines derzeitigen Beherrſchers erſtehen, und wie einſt zuerſt, ſo jetzt um ſo vollkommener und glänzender andern Staaten vorleuchten — ein erneuertes Muſter und Beiſpiel geſetzgeberiſcher Kunſt und Gediegenheit, welche nicht die Form zum Gö-

ben erhebt, sondern auf Ermittelung des höchsten materiellen Rechts gerichtet ist, zum Nachstreben und Fortschreiten in gleicher Richtung und zu gleichem Ziele.

Die Landesverwaltung, charakteristisch durch die Heterogenität ihrer Bezüge und Geschäfte, wird nicht minder den vorgeübten Blick des gegenwärtigen Monarchen fesseln; er wird die Mängel, welche die im Staate und seinen Unterthanen vorhandenen heterogenen Zustände und Verhältnisse erzeugen können, erkennen, und die etwa daraus hervorgehenden Mißstände zu heben wissen, auch, was aus der Verfassung der Staatsbehörden und sonstiger Staatsinstitute hervorgehend, in nachtheiliger Rückwirkung auf die Verwaltung sich äußert, durch gründliche Reformen heilen zum Segen des Landes.

Eines der wichtigsten Institute, an die Spitze der Provinziallandesverwaltung gestellt, ist das Institut der Oberpräsidentschaften, nach den Verwaltungsministerien die einflußreichsten Verwaltungsstellen im Staate. Von dem Oberpräsidenten einer Provinz ist in Folge seiner Stellung das Wohl des Einzelnen, wie die Interessen ganzer Stände der seiner Leitung anvertrauten Provinz,

ja in gewiſſen Fällen die ganze Provinz abhängig. Als erſter Verwaltungsbeamter der Provinz, geſetzlich mit bedeutender Machtvollkommenheit in den meiſten Vorkommniſſen des Volkslebens begabt, unbeſchränkt in Verleihung einer Menge ihm untergeordneter Amtsſtellen ohne collegialiſche Mitſtimme der Regierungen, oder wo dieſe auch den Geſetzen gemäß erforderlich iſt, dennoch in Folge der ihm ſubordinirten Stellung dieſer Behörden erfolglos, kann er — um das Gelindeſte zu ſagen — als Menſch menſchlich handeln und wirken; ſeine Creaturen gehorchen blind ſeinen Worten, ſind gefügſam ſelbſt ſeinen Launen; ſo ſchlingt ſich die Kette des Verwaltungsperſonals durch die ganze Provinz, einem Willen unterthänig, einem Befehle gehorſam. An der Spitze der Provinzialverwaltung ſteht er einzeln da, der Einzelne, ohne coordinirte, controlirende, ſelbſt ohne irgend eine berathende Behörde zur Seite, allein nach eigner individueller Anſicht und Ueberzeugung, nach augenblicklicher Stimmung und Einwirkung äußerer oder innerer Zu- und Umſtände entſcheidend, Bitten gewährend, Geſuche abweiſend, in dringenden, wichtigen Angelegenheiten den Ausſchlag gebend, weil, augenblick-

lich einmal ſeinem Urtheile geſetzlich überantwortet, ſpäter im Laufe der Zeit durch höhern Orts im Wege des Rekurſes oder der Beſchwerde nachgeſuchte und erlangte abändernde Finalentſcheidung keine Remedur mehr eintreten kann, da der rechte Augenblick verfehlt iſt, der gerade das Gelingen des abgeſchlagenen Projects, des nicht genehmigten Unternehmens ausſchließlich bedingte. So kann durch die dem Oberpräſidenten als Ausfluß ſeines Amtes allein übertragene Gewalt der Einzelne leiden, und muß vielleicht ſein und ſeiner Familie Lebensglück der Anſicht, dem Urtheil, ja ſelbſt der Laune und der Leidenſchaft eines Einzelnen opfern. Aber auch ganze Stände, die ganze Provinz ſelbſt kann in ihren materiellen Intereſſen auf bedeutende Weiſe gefährdet werden in einer Menge von Fällen, worüber verfaſſungsmäßig allein Entſchluß und Entſcheidung des oberſten Provinzialvorſtandes eingeholt werden müſſen, die ihm allein und ausſchließlich geſetzlich zuſtehen. Da wird das Geſetz der Feind des Unterthanen, und er fällt — ein Opfer deſſelben. So kann das Wohl des Unterthanen der menſchlichen Gebrechlichkeit eines Einzelnen preisgegeben werden, wenn an dieſem Einzelnen nur die

gewöhnlichen Schwächen der menschlichen Natur kleben. Treten nun aber gar noch Leidenschaften in's Spiel, geben Eigennutz, Willkühr und Privatinteressen den Ausschlag, so entgilt der Staat, unter dessen Schutz und Schirm der Unterthan sich vertrauensvoll begeben, sein Vertrauen, seinen Gehorsam, seine unbedingte Unterwerfung unter die Staatsgesetze statt Lohn und Anerkennung mit dem Verluste sichern materiellen Gewinnes, ja selbst mit Vernichtung seiner Existenz. Ruht also Wohl und Wehe des Einzelnen auf dem Ausspruch eines Einzelnen, so ist der Willkühr Thor und Thür geöffnet; in ihrem Gefolge sind aber Nepotismus und Connexionen. Beamtenwillkür, Nepotismus und Connexionen aber sind die feindlichsten Potenzen, welche nagen an der Lebenswurzel des Staats, und zehren vom Mark und Blut des Volks.

Die Bedürfnisse des Staates erheischen neben den Einkünften des Staatsbesitzthums und Eigenthums (Domainen) noch Zuschüsse und Leistungen seitens der Unterthanen. Neben der Verwaltung des Staatsvermögens liegt die Bestimmung über diese Abgaben der Bürger an den Staat der Finanzadministration ob. Durch die Steuern

gerade iſt der Einfluß der Regierung auf die materiellen Intereſſen der Geſammtheit der Unterthanen und auf jeden Einzelnen der größte, ſo unmittelbar wohlthätig, als drückend. Neben den beſondern, im Staate üblichen Steuern, als Gewerbe-, Stempelſteuer u. ſ. w., welchen nur einzelne Individuen in Folge ihres Standes oder ihrer Thätigkeit, oder einzelne Geſchäfte unterworfen ſind, beruht die diesfallſige Staatseinnahme auf einer allgemeinen, von jedem Unterthanen zu leiſtenden Abgabe, welche in Preußen auf zwiefache Weiſe erhoben wird, deren eine mit dem Namen der Claſſenſteuer bezeichnet, die andere unter dem Namen: Schlacht- und Mahlſteuer erhoben wird. Dieſen Steuern iſt jeder Unterthan ohne Ausnahme unterworfen; ſelbſt der Arme trägt zu letzterer Staatsabgabe bei; aber eben darum iſt ſie auch die drückendſte. Dem oberſten Grundſatz der Steuervertheilung: je mehr ein Unterthan beſitzt, um deſto mehr muß er auch zum Beſtehen und zu den Bedürfniſſen des Staatsverbandes, dem er angehört, und der ihm Schutz und Sicherheit ſeines Eigenthums gewährt, beiſteuern, gibt die Schlacht- und Mahlſteuer in Preußen den Todesſtoß; denn

sie ist es gerade, die jedweden nicht nach der Größe seines Vermögens, sondern nach seinem Bedarf an Fleisch und Brod besteuert. Das erste Bedürfniß des Lebens für Reich und Arm, das Brod, ist dadurch Object der Besteuerung geworden, und bei dem schier gleichen Bedarf desselben in der Familie des Dürftigen wie des Reichen fühlt der Erste die Last um so stärker, contribuirt er in fast gleichem Grade zu dieser Staatslast, wie der Begüterte. Zu einleuchtend ist die Härte dieser Abgabe, als daß nicht zuversichtlich der Arme eine Milderung durch königlichen Beschluß entgegensehen könnte, obwohl in den Städten, wo sie selbstredend allein nur erhoben werden kann, die Fortdauer oder Aufhebung derselben einzig und allein von dem Beschlusse des Stadtraths und der mitberathenden Stadtverordnetenversammlung abhängig gemacht ist, und durch Einführung der Classensteuer aufgehoben werden kann, leider aber dieselbe an vielen Orten, sei es aus Mangel an Rücksicht auf den unbemittelten Theil der Einwohnerschaft, aus Pflichtvergessenheit der Mitglieder der städtischen Behörden gegen ihre Committenten, welche durch freie Wahl sie zur Verwaltung der Stadt und Wahrnehmung der Interessen

der Bürgerſchaft beſtellten, oder aus Privatintereſſe, welches durch Einführung einer Beſteuerung nach Claſſen mit Beachtung des Vermögens des Einzelnen gefährdet wird, oder aus Bequemlichkeit und Widerluſt gegen neue Einrichtungen, oder aus ſonſtigen, aber jedenfalls nur nichtigen, grundloſen Urſachen, nach wie vor ihr Beſtehen behält. Sie, die ſich in der Wahl ihrer Vorſtände getäuſcht, können nur Abhülfe, nur Befreiung von dieſer drückenden Laſt von des Königs weiſer Einſicht erwarten.

Handel und Verkehr, Induſtrie und Fabriken ſind die Hauptbedingungen der materiellen Wohlfahrt eines Volkes; ſie zu fördern iſt daher die erſte, unerläßlichſte Pflicht der Regierung eines Landes. Wie Großes der deutſche Zollverein, die Schöpfung der Weisheit der preußiſchen Verwaltung durch den unſterblichen Maaßen, bereits gewirkt hat, weiß die Welt; das Ausland bewundert, was er bisher geleiſtet und gefördert hat; es fürchtet, was er fernerhin im Laufe der Zeit leiſten und fördern wird. Keine Beſchränkung, kein Gewerbszwang, keine Hemmung der Induſtrie, kein Hinderniß in Fabrikanlagen, keine Einmiſchung irgend einer Art, kein Verbot, kein Monopol binde

den Unterthanen. Frei benutze er sein Eigenthum und ziehe aus seinen Producten den größten Gewinn; frei bewege er seine Kräfte in dem von ihm gewählten Kreise ohne Beschränkung. Diesem Principe huldigend, sah denn auch mit Freude und Wohlgefallen der Staat von Jahr zu Jahr die commerziellen und industriellen Zustände immer mehr erblühen. In jüngster Zeit erwuchs ein neuer Erwerbszweig für Oeconomie und Industrie zugleich; der Landmann ging mit dem Fabrikanten Hand in Hand, und Beiden sproßte reicher Gewinn aus ihrer gemeinsamen Thätigkeit. Der Anbau der Runkelrübe beschäftigte den Pflug des Ackerwirths und brachte den durch die Zeitumstände Gedrückten neuen baaren Gewinn, während der Saft der Rübe, durch die Mühewaltung des Siebers zu Zucker verarbeitet, ihn nährte, und die für das fremde Product in das Ausland wandernde baare Münze dem Inlande verblieb. Große Etablissements wurden gegründet, von Jahr zu Jahr sich erweiternd und mehrend, allen Provinzen angemessen, in allen Provinzen Preußens versucht und fortgesetzt. Da drohte urplötzlich diesem neuen, so segensreichen Industriezweige Unheil und Verderben. Der erfinderische

Sinn kaufmänniſcher Speculation eines Nachbaarſtaates, deſſen bizarrer Egoismus, gepaart mit eiſerner Betriebſamkeit, dem Meere ſelbſt Boden abgewonnen, das Verderben klar durchſchauend, welches ſeinen überſeeiſchen Zuckerpflanzungen aus deutſchem Boden erwuchs, wußte Rath zur Vorbeugung; es bedarf nur der Erinnerung an den ſeitens der Zollvereinsſtaaten mit Holland abgeſchloſſenen Vertrag, der — alles zuſammengefaßt und gegen einander erwogen — nicht allein die Handels-, ſondern auch die Fabrik- und Agricultur-Intereſſen Preußens und der deutſchen Zollvereinsländer auf das Tiefſte verletzt; namentlich hat dieſer Handelsvertrag bereits viele jener einheimiſchen Zuckerfabriketabliſſements zu Grunde gerichtet, und noch mehrere ſtehen bereits auf dem Punkte, zu fallen. Oeffentliche Blätter haben indeß von Berathungen über die Erneuerung oder Auflöſung jenes verderblichen Vertrags, welche zu Berlin ſtatthaben werden, gemeldet; hoffen wir daher das Beſte. Bei der beiſpiellos übergroßen Concurrenz unſerer Zeit in allen Branchen des Erwerbs- und Geſchäftslebens ſind *neue* Induſtriezweige durchaus erforderlich, und wo ſich derartige Quellen öffnen, gehört

es zur ersten Sorge der Landesverwaltung, sie zu fördern, nicht sie zu verstopfen. Aber der gesunde, helle Blick des Königs hat die Sachlage klar durchschaut und Abhülfe getroffen.

Sind im Obigen die materiellen Interessen des Staats und seiner Unterthanen berücksichtigt und ihre mögliche Gefährdung in einigen Theilen der innern Verwaltung angedeutet, so gilt es noch zum Schluß den Garantieen der moralischen Interessen und geistigen Freiheit einige Worte zu widmen. „Von Allem, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht bloß schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch weil er unmittelbar das Böse befördert.“ Diese Worte richtete Gentz in seinem Sendschreiben an den nun hochseligen König bei seiner Thronbesteigung; auch heute nach mehr als vierzig Jahren darf sie der Freund Preußens wiederholen; sie sind wahr, und die Wahrheit geht nicht unter. Der Gedanke ist, wie überall in Deutschland, in Preußen der Controle unterworfen durch die Censur. Aber wir haben keine Censur, wir haben nur Censoren,

und das ist der Fluch. Das ist der Grund der zahllosen Wirren, Absurditäten und Lächerlichkeiten, welche an das Tageslicht treten im Reiche des Geistes. Hier entscheidet nichts als die Individualität des zum Censor bestellten Individuums, seine Qualification, sein augenblicklicher psychischer oder physischer Zustand, seine Aufgelegtheit oder Verstimmung, seine Hektik oder seine Hämorrhoiden. Der Censor bildet ein Gericht, furchtbarer als ein Napoleon'sches Kriegsgericht. Aus einem Kopfe bestehend, ist er Kläger, Richter und Scharfrichter zugleich, mit der Schnelle des Gedankens sein Urtheil über den Gedanken fällend und vollstreckend. Feder und Henkerbeil vereint in sich der Gänsekiel in des Censors Hand; das Urtheil wird gesprochen und der Stab gebrochen im selben Augenblicke, und der Verurtheilte sofort aus der Reihe der Lebenden gestrichen; denn das Gesetz der Censur ist nur ein Criminalgesetz, das furchtbarste und schrecklichste; denn es kennt keine andere Strafe als Todesstrafe, die sie mit einem Strich und Streich zugleich vollzieht. Also ist der abgekürzte, summarische Prozeß des hochnothpeinlichen Censurkriegsgerichts. Wir haben — wie bemerkt — keine Censur, sondern

nur Censoren. Das eben ist der Fluch, der auf ihr ruht; das macht die Censur und ihr Wirken denkwürdig, aber nicht würdig. Daher der tollste Widerspruch, die grandioseste Inconsequenz, der beispielloseste Wirrwarr in allen Ecken, da der Censor sein individuelles Gefühl, selbst seine jeweilige Stimmung rechten und richten läßt. So ist denn jeder im Staate, der die Feder zu führen weiß, einem Richteramte untergeordnet, das nicht mehr Köpfe zählt als er; so wird der freie Verkehr der Gedanken, der Tausch der Ideen und dadurch die geistige Entwicklung des Einzelnen wie des Volkes gehemmt, das Höchste und Freieste des Menschen, der Geist, beschränkt in seiner Wirksamkeit, und geknechtet. Drum — „geben Sie Gedankenfreiheit!" Diese Worte Posa's sind auch die Worte des preußischen Volks an seinem König. Strafen Sie aber jedes lügenhaft-verleumderische, aufhetzende Wort mit der ganzen Strenge des Gesetzes! Verantwortlich bleibe jeder für jedes Wort, das er gesprochen, für jeden Buchstaben, den er geschrieben. Wie könnte da Schaden erwachsen aus der Freiheit der Presse? Verläumder, Lügner, Aufhetzer büßen, was

ſie begangen, wie andere Schurken und Schufte; der offene, gerade und rechtliche Mann wird das große Geſchenk aus ſeines Königs Hand nicht mißbrauchen. — Und ſiehe! — der König geſtattete freiere Beſprechung der inneren Angelegenheiten des Landes, und noch unbeſchränktere Preßheit ſteht in Ausſicht.

Erinnerungen aus der Zeit der französischen Fremdherrschaft.

Aus dem Tagebuche eines Verstorbenen.

Vorerinnerung.

Kunst- und schmucklos, aber der Wahrheit getreu vom ersten bis zum letzten Buchstaben und deshalb von Werth und der Erhaltung werth sind die nachfolgenden Blätter aus dem mit Gewissenhaftigkeit geführten Tagebuche eines deutschen Mannes, der, erfüllt von glühendem Haß und voll edlen Grolles gegen den Despotismus, unter welchem das deutsche Vaterland jene verhängnißvolle Reihe von Jahren hindurch geseufzt und gerungen, seinem gepreßten Herzen allabendlich, wenn er seines treu verwalteten Amtes Last und Mühe getragen, in der stillen Einsamkeit seines Kämmerleins durch Aufzeichnung dessen, was er den Tag über erlebt und empfunden hatte, Luft machte, was mündlich in öffentlichen, geselligen Kreisen nicht vergönnt — ja selbst ver-

boten war. Die Mittheilungen ſind wirklich aus den hinterlaſſenen Papieren eines Verſtorbenen und keine Fiction, wie ſo viele unter dieſer Bezeichnung, wie ſie in unſern Tagen nach dem Vorgange eines genialen Schriftſtellers in der Literatur Deutſchlands umherſpuken. So mögen ſie hingenommen, ſo gewürdigt werden als Aufzeichnungen eines wahrhaft patriotiſchen, deutſchgeſinnten Mannes, der recht und ſchlecht ſeine Lebensbahn begonnen und beendet. Sie bieten um ſo größeres Intereſſe dar, als ſie dem Leſer die Gelegenheit zu einer Parallele jener verhängnißreichen Zeit mit der Gegenwart an die Hand geben, woran ſich für Jeden, beſonders für Denjenigen, der jene Zeit mitgelebt hat, zahlreiche Reminiscenzen knüpfen. —

Franzöſiſche Gouverneure in Weſtphalen. Gründung des Großherzogthums Berg. Vincke, Erdmannsdorf, Schmeddinq, Natorp, Maaßen, nachmaliger preußiſcher Finanzminiſter. Anekdoten.

Die Schlacht bei Jena war am 14. October 1806 geſchlagen. Die preußiſchen Truppen hatten ſich aus Weſtphalen gezogen, und der franzöſiſche General Loiſon reſidirte als Gouverneur zu Münſter. Sein Gouvernement befaßte das Fürſtenthum Mün-

ſter, die Grafſchaften Tecklenburg und Mark, ſammt dem Fürſtenthume Osnabrück. Nachdem dem erſtgenannten Fürſtenthume eine außerordentliche Contribution von 2½ Millionen Franks auferlegt worden, ward eine Nationalgarde errichtet. Mitglieder aus den höhern Claſſen des Civilſtandes drängten ſich hinzu. Auf den Straßen jubelte man den Refrain:

Hepp Marjänchen, hopp Marjänchen!
Laß die Pürpchen tanzen!
Vorher da waren die Preußen hier
Und jetzt die Herren Franzen.

Dieſer Gaſſenbauer verſcheuchte die frühere Jubelhymne der mit Klappern verſehenen Gaſſenjungen:

General Haken
Kann nix maken!

die dem preußiſchen General von Hake gegolten, welcher ein zu Münſter damals in Garniſon liegendes Infanterieregiment commandirte. Mit dieſen poetiſchen Productionen der Volksmuſe correſpondirte die Deviſe, welche an dem zum erſten Male gefeierten Geburtstage des Kaiſers Napoleon die Fleiſchhalle der Stadt bei der Statt findenden Illumination ſchmückte, woſelbſt unter einem Trans-

parentbilde, einen fetten Maſtochſen und ihm zur Seite einen Fleiſcherknecht mit einem Schlachtbeile in der Hand darſtellend, die Worte zu leſen waren:

Wer Dich, Napoleon, thut verachten
Den will ich wie dieſen Ochſen ſchlachten.

Der erſte franzöſiſche Gouverneur war unterdeſſen abberufen worden. Sein Nachfolger war Simeon Canuel.

Nach dem tilſiter Friedensſchluſſe ward durch Napoleon's Götterſpruch das Großherzogthum Berg geſchaffen, und der Reitergeneral Murat, Napoleon's Schwager, unter dem Namen Joachim I. zum Großherzoge der neugeſchaffenen Reichsephemere, die eine Vormauer des Kaiſerreichs bilden ſollte, auf den Thron geſetzt. Doch nicht lange darauf zum Könige beider Sicilien oder Neapels berufen, trat Joachim durch Vertrag von Bayonne vom 15. July 1808 dem Kaiſer das Großherzogthum wieder ab, der daſſelbe: „par Decret: Palais des Tuileries“ vom 3. März 1809 dem unmündigen Prinzen Ludwig Napoleon, älteſtem Sohne ſeines Bruders, des Königs von Holland, übertrug. Am 13. März erfolgte die Organiſation des Landes, welches aus den Landestheilen Münſter, Mark, Lingen, Teklen-

burg, Rebda, Limburg und der früheren freien Reichsſtadt Dortmund zuſammengeſetzt ward. Die Organiſation der Juſtiz blieb noch ausgeſetzt, während die der Landesverwaltung vor ſich ging.

Nach dem neuen Organiſationsplane zerfiel das ganze Großherzogthum Berg in vier Departements und wurde eingetheilt in das Rhein-, Ems-, Ruhr- und Lippedepartement. Das erſtere war das größte; es umfaßte das ganze vormalige Herzogthum Berg, das Herzogthum Cleve dieſſeit des Rheins, die Fürſtenthümer Eſſen und Elten und die Abtei Werden. Nach ihm folgte in Rückſicht ſeiner Größe das Emsdepartement, enthaltend das Fürſtenthum Münſter, die dem Herzoge von Looz-Corswaren zugetheilte, ihm aber wieder genommene Herrſchaft Rheina-Wollbeck, das dem Fürſten von Salm-Horſtmar wiederentriſſene Beſitzthum Coesfeld, die dem Grafen, ſpätern Fürſten zu Steinfurt genommenen Grafſchaften Steinfurt und Bentheim, das Fürſtenthum Lingen und die Grafſchaft Tecklenburg. Das Ruhrdepartement war etwas geringeren Umfanges und enthielt die Grafſchaften, Mark, Rebda und Limburg ſammt der Stadt Dortmund. Das Sieg- oder Lippedepartement war das kleinſte.

Für jedes Departement war ein Präfect und ein Generalſecretair ernannt. Die Präfecten zu Düſſeldorf und Münſter erhielten 12,000 Franks, die zu Dortmund und Dillenberg 10,000 Franks Gehalt. Die Präfecturräthe wurden mit nur 1200 Franks beſoldet. Dieſe Stellen wurden von Paris aus beſetzt; die Anſtellung der übrigen Beamten war ganz der Willkür des Präfecten überlaſſen, der auch die Angeſtellten in der Folge nach Willkür wieder entlaſſen konnte. Es waren den Präfecten zu Düſſeldorf und Münſter einem jeden 60,000, den beiden andern aber 40,000 Franks Bureaukoſten ausgeſetzt, woraus ſie alle Bedürfniſſe, einſchließlich der Beſoldungen ihrer Beamten beſtreiten mußten. Ein knickeriger Präfect konnte auf Koſten des Staates die Beſoldungen ſelbſt, ſowohl wie die Zahl der Beamten vermindern. Wie nachtheilig eine ſolche Willkür der Staatsverwaltung war, bedarf keiner näheren Ausführung.

Mit dieſer Einrichtung erloſchen die Funktionen der bisherigen Kriegs- und Domainenkammern zu Hamm und Münſter; ſie wurden gänzlich aufgelöſt, die Mitglieder derſelben, ſo wie ihre Subalternen, die Land- und Steuerräthe ſammt ihren Unterbe-

amten mit einem höflichen, in einem Ministerial-rescripte ausgefertigten Danke für ihre bisherigen treuen Dienste entlassen, ohne daß von einem Fortlaufen ihrer Gehälter, oder von Bestimmung einer Pension weiter die Rede war, auch nicht weiter die Rede sein konnte, da in die Budgets und neuen Cassenetats bloß die oben gedachten Gehälter der Präfecten und deren Bureaukosten, keineswegs aber die Besoldungen jener außer Activität gesetzten Beamten, deren Zahl allein in Münster und Mark mehrere Hunderte betrug, aufgenommen waren, und mithin nicht ferner ausgezahlt werden konnten. Viele der neugegründeten Stellen wurden einzig und allein nach dem Sprichworte: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, besetzt, und so trug's sich unter andern Krähwinkler-Streichen auch zu, daß ein gewisser ..... rath bei dem Ministerium ex officio den Antrag formirte, die Alimentation und Bekleidung der Armen und Waisen öffentlich den Wenigstfordernden verdingen zu lassen.

Welche Scenen sich im Beginn der Gründung des neuen Großherzogthums zugetragen, möge aus Vielen nachstehendes Begebniß beweisen:

Kurz nachher, als der erste Großherzog Joachim

auf Befehl Napoleon's sich gefallen ließ, das Königreich Neapel zu beherrschen, und das Großherzogthum Berg als vacant zu betrachten war, kam ein französischer General, der sich in der Revolutionszeit vom Capitain hinaufgeschwungen hatte, vom Kaiser aber mit Pension entlassen war, nach Düsseldorf als privatisirender Reisender, woselbst er sich eine Zeit lang aufhielt. Von den Generalen Damas und Marx, sowie von dem Finanzminister des Großherzogthums, Agar, ward er abwechselnd zur Tafel geladen und hatte bei ihnen freien Zutritt. Nach vierzehntägigem Aufenthalte entdeckte er vertraulich dem Hofkammerrath ....., daß das ganze Großherzogthum seinem intimen Freunde, dem General ..... geschenkt sei, und er den Auftrag habe, talentvolle Leute aufzusuchen, die an die Spitze der Landesverwaltung gestellt werden sollten. Indem er sich für den designirten General en Chef des Großherzogthums ausgibt, ernennt er unter vier Augen den Hofkammerrath ..... zum Polizeiminister. Alle Umstände waren derartig, daß man keine Ursache hatte, Zweifel zu erheben. Man füllt die Gläser, läßt den neuen Großherzog, den neuen General en Chef sammt dem neuen Polizeiminister

hoch leben; anderen Tags wurde die Freude darüber laut und verbreitete sich im Publikum, um am dritten Tage wieder zu Wasser zu werden; denn der Minister Agar ließ den Pseudo-General en Chef arretiren und unter starker Bedeckung nach Frankreich abführen, womit die Posse ein Ende hatte.

Im Märzmonde 1809 gingen die von Paris aus in Requisition gesetzten Deputirten aus allen Theilen des Großherzogthums nach Paris ab, um dem Kindlein Großherzog, nicht wie die heil. drei Könige dem Jesukindlein Geschenke, sondern treue Unterthanenherzen zur Huldigung zu bringen. Immittelst zeigte die durch starke Conscriptionen mit Nachdruck zum Militairdienst gezwungene junge Mannschaft aus dem Großherzogthume keine absonderlich treuen Herzen, indem sie schaarenweise desertirte. Man wandte die äußersten Gegenmittel an, dem epidemischen Ausreißen zu steuern. Die Thore der Städte, jeder Weg und Steg, der Gelegenheit zum Entweichen bot, wurden mit Wachposten besetzt; jedem dieser Militärposten ward auch noch eine Gendarmeriewache beigegeben, welche diese Posten wiederum observiren mußte. Dabei patrouillirten Gendarmen auf den Landstraßen, in

Schleichwegen und Holzungen, um auf Deſerteure Jagd zu machen. Von Abends 6 Uhr bis Morgens 6 Uhr fand die ſtrengſte Thorſperre Statt; Niemand wurde ohne polizeiliche Legitimationskarte herausgelaſſen. Weil ſolch ein Polizeipaß jedesmal, ſo oft man zum Thore hinausging, abgegeben werden mußte, ſo war man den größten Plackereien ausgeſetzt, indem man ſtets wiederum einen neuen Paß vom Polizeicommiſſariate holen mußte. Der Verkehr der Dörfer mit den Städten wurde dadurch auf die beiſpielloſeſte Weiſe erſchwert.

Der dritte April — den erſten hatte man nicht gewählt — war der allgemeine Huldigungstag im ganzen Großherzogthume für den neuen unmündigen Beherrſcher par la grace des Kaiſers. Kanonendonner und Glockengeläute verkündeten den Morgen dieſes Tages. Der Provinzialrath mußte eine Rede halten auf dem Rathhauſe. Dann gings im Zuge zur Hauptkirche. Dort gab es Hochamt, Te deum laudamus und Predigt nebſt obligatem Kanonendonner und Glockengeläute. Durch die Präfecturblätter war Illumination von polizeiwegen decretirt, und den Beamten beſonders zur Pflicht gemacht, ſich dabei zu markiren. In Städten und

Dörfern, wo die Kanonen fehlten, behalf man sich mit Glocken, Messe und Predigt. —

Es war eine starke Beförderung von Westphälingern nach den preußischen Staaten eingetreten. Der Präsident der Kriegs- und Domainenkammer, Freiherr von Vincke, war bereits als Präsident der kurmärkischen Kammer nach Potsdam abgegangen, und der Kriegsrath von Erdmannsdorf als Kammer-Präsident nach Glogau befördert Der Kriegs- und Domainenrath Schmedding zu Münster, ein gebor-ner Münsterländer, ward als vortragender Rath für den katholischen Cultus in das Ministerium der Geistlichen- und Unterrichtsangelegenheiten nach Ber-lin berufen; der Assessor der Kammer zu Münster, von Tadden, erhielt einen Ruf als Forstrath eben-dahin, und der Prediger der lutherischen Gemeinde zu Essen, Natorp, ging als Oberschulrath gleichfalls dahin ab.

Auch der Kriegsrath Maaßen (nachmaliger Fi-nanzminister und Schöpfer des deutschen Zollver-eins) ward als Director der kurmärkischen Kammer durch Vermittlung des Freiherrn von Vincke nach Potsdam berufen. Am 19. April reiste er von Düsseldorf mit seiner Familie ab, vorerst nach Cleve

und Emmerich, wo sich das bedeutende Fideicommißvermögen seines 1791 verstorbenen Großvaters mütterlicher Seits, des Kriegsraths von Oven befand, welches derselbe auf seine Kinder vermacht hatte. Maaßen hatte im Herbst 1791 die Universität verlassen und trat als Referendar bei der Regierung zu Cleve ein. Als im Jahre 1792 der Fürst zu Neuwid durch einen Reichsschluß suspendirt ward, mußte der König von Preußen als Herzog von Cleve diesen Reichsschluß zur Ausführung bringen und das Land administriren. Diese Administration währte ein Jahr. Der geheime Regierungsrath von Grolmann war zum Commissar ernannt, und ihm ein Militärcommando von 20 Mann Cavallerie und 40 Mann Infanterie beigegeben; Maaßen begleitete ihn als Commissionssecretair. Vom Jahr 1793 bis 1794 arbeitete der Letztere wieder zu Cleve als Regierungsreferendar und zugleich im Archiv der Regierung. Im Jahre 1794, als die französischen Heere ins Herzothum Cleve vordrangen, wurde das Archiv in die Festung Wesel geschafft, und Maaßen begab sich als Archivar dahin, bis er im Herbst nach dem Bombardement Wesels

der Regierung nach Hamm und 1796 nach Emmerich auf dem rechten Rheinufer folgte.

Am 3. August 1802 hatte Preußen in Folge des bekannten Reichsdeputationshauptschlusses das Fürstenthum Münster in Besitz genommen. Gerade am Geburtstage des jüngst heimgegangenen Königs rückte ein preußisches Corps unter dem Befehle des Generals von Blücher in die Stadt Münster ein, der daselbst als Gouverneur seinen Sitz nahm. Die Regierung wurde im darauffolgenden Jahre von Emmerich dahin verlegt. Maaßen, mittlerweile zugleich zum Criminalrath des zweiten Senats der Regierung ernannt, folgte nach Münster. Da aber die sogenannten Hoheits- und geistlichen Angelegenheiten, also der wesentlichste Theil des Archivs, von der Regierung nach ergangener Ministerialentscheidung der Kammer beigelegt wurden, so ging Maaßen als Kriegs- und Domainenrath zur Kammer nach Hamm über.

Hier begann seine administrative Laufbahn. Im Jahre 1808 wurde er indeß von dem großherzoglich bergischen Minister des Innern, Grafen von Nesselrode-Reichenstein, nach Düsseldorf berufen, in dessen Bureau er bis zum April 1809 arbeitete, wo der

Ruf als Director der kurmärkiſchen Kammer zu Potsdam an ihn erging, den er freudig annahm, und wo er im Monat Mai ſein neues Amt antrat, von welchem er bis zum Finanzminiſter ſtieg. Daß der deutſche Zollverein Maaßen's Werk iſt, genügt zu ſeiner Würdigung. Das Einflußreichſte, was für das deutſche Vaterland in Preußen geſchehen, iſt dieſer Zollverband, ein Band nationaler Einheit, und der Name Maaßen, von dem dieſe Idee aus- ausgegangen, leuchtet unter den Namen der erſten Staatsmänner und Miniſter Europas. —

Am 18. April 1809 wurde Frankreichs Kriegserklärung gegen Oeſterreich, oder vielmehr ein Aufruf an die franzöſiſche Armee, daß die Oeſterreicher die Feindſeligkeiten begonnen hätten, in den üblichen Bülletinstiraden der Welt veröffentlicht. Freilich war, ſo wie die politiſche Lage der Dinge zu der Zeit in Europa war, an keinen dauerhaften Frieden zu denken geweſen; man mußte wenigſtens einen Krieg als nothwendig betrachten, und da dieſer nur zu einem feſten Frieden führen konnte, ſo lag in jeder Bruſt der Wunſch nach Krieg. Und ſo begann das grauſe Ungeheuer abermals zu wüthen.

Beim Ausbruche dieſes Krieges zwiſchen Oeſter-

reich und Frankreich lebte in den Zeitungen der Name des Majors von Schill auf einmal wieder auf. Im Winter des Jahres 1806 und 1807 hatte derselbe ein Freicorps im Rücken der französischen Armee gesammelt, die Festung Colberg vertheidigt, sich in kurzer Zeit vom Secondelieutenant zum Major hinaufgeschwungen und kühne Streifzüge mit Glück und Umsicht ausgeführt. Er würde noch bedeutendere Unternehmungen bewerkstelligt haben, wenn ihnen nicht der Friedensschluß zu Tilsit ein Ziel gesetzt hätte. Jetzt hatte er sich wiederum mit einer Zahl muthiger Officiere und Soldaten von der preußischen Armee getrennt und war in Sachsen und Westphalen eingedrungen. Die bergischen Zeitungen nannten sein Corps nicht anders als „Bande" und ihn „Räuberhauptmann."

Am 28. Mai Morgens früh verkündeten Geschütze und Glocken der Stadt Düsseldorf die Einnahme Wiens. Der Abt von Werden, dieser von Frankreich entfürstete Abt, mußte zum Dank wegen dieses Sieges beim Hochamt in der Hauptkirche pontificiren. Ein heftiger Sturm und Platzregen störten die befohlene Illumination; indeß beschrieb die Zeitung, das „Echo der Berge" genannt, an-

deren Tages dieſe Illuminationsfinſterniß und dieſen Feſtesbankerott höchſt pomphaft in franzöſiſchem Styl. Nachdem darin die Tagesfeier geſchildert, ſchloß der Zeitungsbericht mit den Worten: „Um 11 Uhr Abends verherrlichte der Himmel durch einen erquickenden, wohlthätigen Mairegen die ſchöne Feier des Tages.“

Die Nachricht von der am 21. und 22. Mai bei Entersdorf unterhalb Wien von den Oeſterreichern und Franzoſen geſchlagenen Schlacht traf am 2. Juni ein. Die bergiſchen Zeitungen meldeten anfangs: die Franzoſen wären, nur 30,000 Mann ſtark, über die Donau gegangen, worauf die Oeſterreicher die Brücke über den Fluß zerſtört, und darauf 150,000 Mann ſtark das abgeſchnittene franzöſiſche Corps angegriffen hätten. Nachdem beide Heere noch zwei Tage hindurch geſchlagen, habe die unüberwindliche Tapferkeit der franzöſiſchen Macht Sieg und Schlachtfeld behauptet. Die folgenden Blätter gaben zwar den völligen Rückzug der franzöſiſchen Armee an, ſchoben aber die Urſache einzig und allein auf die zerſtörten Donaubrücken und die großen Ueberſchwemmungen des Stromes, und erzählten nebenbei in Münchhauſen'ſcher Manier ein-

zelne Züge und Anekdoten von der außerordentlichen Bravour einzelner französischer Officiere und Soldaten. Ja, man erröthete nicht, officiell mitzutheilen, daß ein einziger französischer Officier ein ganzes Regiment Oesterreicher zu Gefangenen gemacht habe.

Am 5. November 1809 wurde der zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossene Frieden publicirt. Dies geschah durch einen Zug Gendarmen und Polizeisergeanten, die an allen Straßenecken Halt machten. Ein Stadtdiener, den die Zeitungen einen „Herold" nannten, verrichtete die Publication und schloß die jedesmalige Friedensbotschaft mit einem: **Vive Napoleon!**

Aus der Zeit des Canuel'schen Gouvernements mögen hier einige Anekdoten folgen: Es war am 27. October Nachmittags 4 Uhr, als zwölfmaliges Abfeuern der Geschütze die ganze Stadt in Allarm setzte. Im Hui waren alle Häuser leer und alle Straßen voll. Man steckte neugierig die Köpfe zusammen und fragte sich nach der Bedeutung der Kanonade. Vergeblich strengten sich die Politiker durch Nachrecapituliren und Zusammenstellen der neuesten Zeitungsartikel an; jede Möglichkeit irgend

eines wirklichen oder Bulletinſieges fehlte, als endlich der Kalender Auskunft gab. Darin ſtand für den andern Tag der Name des heil. Simeon, und der Geſchützdonner verkündete dem Nichteingeweihten, daß der neue Gouverneur getauft ſei, und in der heiligen Taufe den Namen Simeon erhalten habe. Zugleich war es ein Wink, was ein Jeder zu thun und zu laſſen habe. Der Adel, das Domcapitel und die übrige Geiſtlichkeit, die Landesdikaſterien u. ſ. w. begriffen den Wink; ſie putzten ihre Röcke und fuhren und gingen des anderen Tages gehörig coſtumirt zum Schloſſe, die Namensgratulation abzuſtatten, und im Schauſpielhauſe gab man nach dem mit rother Schrift gedruckten Theaterzettel:

Zur hohen Namensfeier Seiner Excellenz des Herrn Generalgouverneurs:

Allgemeine Freude.

Schauſpiel mit Geſang und Tanz in einem Act.

(Dialog und Muſik vom Capellmeiſter Evers.)

Evers war Muſikdirector der Schauſpielergeſellſchaft, keineswegs aber Verfaſſer und Componiſt des Feſtſpiels; vielmehr war daſſelbe vor Jahren zu Berlin zur Geburtstagsfeier der Königin gegeben. Statt der Königin war im Text überall der Gouverneur

eingeklebt, und paßte das Ganze auf die Namensfeier wie die Faust aufs Auge.

Der katholische Pfarrer zu ... wurde bei der geistlichen Obrigkeit von seiner Dorfgemeinde beschuldigt: er halte immer eine und dieselbe Predigt und theile mit seiner Haushälterin das Bett. Die Untersuchung ward wider ihn eingeleitet, und im Termine erschienen Denunciat und Denuncianten persönlich. Kaum ist dem Pfarrer der erste Anklagepunct, daß er sonntäglich immer dasselbe predige, vorgehalten, so dreht er sich rasch zu den Bauern um und fragt: Was habe ich am vorigen Sonntage gepredigt. Die Ankläger verstummen, und der Denunciat beweist daraus die Unstatthaftigkeit der Anklage, indem die Bauern, da sie nicht einmal wüßten, was er am letzten Sonntage gepredigt, unmöglich wissen könnten, daß er nur eine Predigt predige. Den zweiten Vorwurf, daß er bei seiner Köchin schlafe, räumte er ein, vertheidigte sich aber gegen den geistlichen Inquisitor dahin: Ich habe von meiner kleinen Pfarre nicht so viel Einkünfte als ein Domherr, oder wie Sie, ehrwürdiger Herr Commissarius, um meine Köchin besonders betten zu können; vielmehr zwingt mich die Oekonomie, mein

ein einziges Schlaflager mit ihr zu theilen. Indeß habe ich in dem Bette zwiſchen uns Beiden ein Bret befeſtigt — (hier zeigt er daſſelbe dem Unterſuchungscommiſſair vor; denn die Unterſuchung wurde im Paſtorathauſe geführt.) — Ueber dieſes Bret bin ich, ſo lange ich meine Köchin und Betthälfte habe — und dieſes ſind ſchon dreißig Jahre — nicht gekommen. Verſuchen Sie daſſelbe, Herr Commiſſarius, und ich wette, Sie müſſen Fuß beim Male halten, ſoll der Teufel Sie nicht über das Bret führen. — Der geiſtliche Commiſſarius führte, wie ſich's ziemte, ſein Brevier bei ſich; das war ſchmutzig und zerleſen, das Brevier des Pfarrers aber, welches er ſich vorzeigen ließ, noch rein und ſauber, woraus Ehrencommiſſarius den Schluß zog, daß der Pfarrer ſeine Gebetpflicht vernachläſſige und das Brevier wenig gebrauche, weil ſonſt daſſelbe in der nämlichen Verfaſſung erſcheinen müſſe wie das des Commiſſars. Auf dieſen beſchuldigenden Vorwurf erwiederte der Pfarrer nur die Worte: Säue ſind Säue, — und der Unterſuchende verließ, da er ſah, daß dem Denuncianten nichts anzuhaben war, das Paſtorat und berichtete der höheren geiſtlichen

Behörde das klägliche Resultat seiner inquisitorischen Bemühungen.

Das Autodafé der britischen Manufacturwaaren im Großherzogthum Berg.

Am 10. October 1810 wurde im ganzen Großherzogthume ein Decret vom 2. desselben Monats verkündigt, wonach die Colonialwaaren einer Abgabe von 75 Procent des durch die erschwerte Einfuhr dieser bisherigen Contrebande so äußerst gesteigerten Werthes unterworfen wurden. Zur Declaration der desfallsigen Waarenvorräthe ward eine zehntägige Frist bestimmt, nach deren Ablauf Hausuchungen abgehalten, und die nicht declarirten Waaren confiscirt werden sollten. Allein die proclamirte Frist wurde nicht beachtet. Gewohnt, Untersuchungen mit der Execution zu beginnen, ging man noch weiter, schickte die Execution sogar der Rechtskraft des Gesetzes voraus und arretirte auf den Grund des am 10. October publicirten Gesetzes, welches erst nach zehn Tagen Gesetzeskraft erhalten sollte, bereits am 9. October auf allen Landstraßen des Großherzogthums mit dergleichen Waaren beladene Frachtwagen, die von Gendarmen und Douaniers, die sich nach

dem Tage des Erlasses des Gesetzes richteten, nach den Zollbureaus escortirt wurden, um davon die 75procentige Abgabe zu erheben.

Den Landleuten, welche am 10. October in den Städten waren und wie gewöhnlich dergleichen Colonialwaaren zu ihrem Hausbedarf in der Stadt gekauft hatten, wurden selbe auf den Straßen und an den Thoren genommen. Eben so erging es den Einwohnern der Städte, und es durften vom 10. bis 20. October dergleichen Waaren nicht von einem Hause zum andern gebracht werden, ohne daß Polizei- und Zollbeamte die Leute anhielten und sie zum Zollempfänger führten, um die Colonialwaarensteuer zu entrichten.

Der Finanzminister Graf Beugnot hatte den Deputirten der Kaufmannschaft der Stadt Düsseldorf mündlich erklärt, daß die Detailhändler die angebrochenen Ballen und ihren Vorrath in den einzelnen Gefächern der Laden zum Handverkauf nicht zu declariren, mithin auch nicht zu besteuern brauchten. Da aber das Gesetz nichts davon sagte, so kehrte sich der Generalzolldirecteur David gar nicht daran, und er ließ Alles, was vorgefunden ward und nicht declarirt war, confisciren. Dieses Ver-

fahren veranlaßte Debatten zwiſchen dem Miniſter und dem Zolldirecteur, die zur Folge hatten, daß zwar Erſterer ſein Wort nicht geltend machen konnte, daß es aber bei der Viſitation mit den Vorräthen bei den Detailhändlern und Privatperſonen nicht zu ſtrenge gehalten wurde. Man hatte zur genauen Execution dieſes Geſchäfts zu wenig Polizei-, Zollbeamte und Gendarmen; deshalb organiſirte man in der Eile ein eigenes berittenes Douanencorps, wozu bankerotte Kaufleute, caſſirte Beamte und dergleichen luftiges Geſindel recrutirt wurden.

Kaum war die Viſitation hinſichtlich der Colonialwaaren zu Ende, als ein neues Geſetz erſchien, wonach alle im Lande vorräthigen engliſchen Manufacturwaaren verbrannt werden ſollten — ein grauſames Geſetz, welches auf unerhört despotiſche Art in das Eigenthumsrecht der Unterthanen eingriff. Um die Entdeckung dieſer engliſchen Manufacturen zu erleichtern, wurden ſelbe, ſobald ſie aufgefunden waren, taxirt, und die Douaniers erhielten die Hälfte dieſes Werthes. Sie gingen daher deſto ungerechter und despotiſcher bei Aufſuchung der Waaren zu Werke, als ſie nur zu zweifeln brauchten ob die in den Laden, oder auf den Lagern gefundenen Waa-

ren außer England fabricirt worden. Es genügte einzig und allein nur eine willkürliche, durch nichts begründete Vermuthung, daß die vorgefundenen Waaren engliſche Fabrikate ſeien, und — der Sequeſtor wurde ſogleich verfügt. Der Eigenthümer mußte dagegen vollſtändig unter allen Formalitäten den juridiſchen Beweis liefern, daß die Waaren nicht engliſchen Urſprungs ſeien, wollte er in den Wiederbeſitz der confiſcirten Fabrikate gelangen. Dieſe Beweisführung war aber bei der Mehrzahl der Artikel, welche wirklich nicht aus engliſchen Fabriken herſtammten, nicht einmal möglich, wenn die Waare nicht eben erſt angekommen war; denn in Abſicht der älteren, in den Läden befindlichen oder auf den Lager liegenden Waaren konnte man aus den Büchern keinen gehörigen Beweis mehr liefern, daß die darin als von nichtengliſchem Urſprunge aufgeführten Waaren gerade die vorgefundenen ſeien, zumal früher kein Verbot der engliſchen Manufacturen exiſtirte, man ſich alſo um Sammlung und Conſervation der gehörigen Beweisſtücke über das Vorhandenſein nichtengliſcher Fabrikate gar nicht gekümmert hatte. Hierzu kam noch das den geforderten Beweis ſo ſehr erſchwerende Factum, daß, da man in

Deutschland seit geraumen Jahren nur englisches Fabrikat kaufen wollte, die deutschen Fabrikanten sich in die Nothwendigkeit versetzt sahen, ihre Waaren, der größern Verkäuflichkeit und des schnelleren Absatzes halber, mit englischen Zeichen, Marken und Stempeln zu versehen. Daher kam es, daß der größere Theil des vorhandenen Manufacturwaarenvorrathes deutschen und französischen Ursprungs war; sie trugen aber das englische Gepräge und wurden deshalb confiscirt. Der Beweis inländischer Herstammung konnte aber nicht geliefert werden; und so blieben sie confiscirt.

Zu dieser beispiellosen, das ganze Land allarmirenden Visitation ward die gesammte bewaffnete Macht zur Unterstützung der Douaniers requirirt. Am 2. November nahm solche zu Düsseldorf ihren Anfang; man hatte auf den Straßen überall Militärposten ausgestellt, damit, während die Visitation in den Häusern Statt fand, nicht Waaren von einem Hause zum anderen geflüchtet würden. Da besonders Dienstmädchen als Hehlerinnen agirten, und k sibare Stücken Zeug von ihren Herrschaften erhielten, um selbe unter der Schürze zu verbergen und in das Nachbarhaus zu bringen, wo entweder

ſchon viſitirt oder kein Laden vorhanden war, ſo waren die Schürzen insbeſondere der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der ausgeſtellten Militärpoſten.

Von der ungeheuern Menge der in Deutſchland und Holland den Unterthanen abgenommenen engliſchen, oder auch von den einheimiſchen Fabriken des beſſeren Abſatzes wegen als engliſch geſtempelten Manufacturwaaren hatte man auch einige der Form eines Proceſſes unterworfen. Ich ſage — Form; denn wie konnte ein Proceß hier Statt haben, wo die Wegnahme und Confiscation der Waare zugleich Statt hatte; wenigſtens war die Waare bereits längſt Eigenthum des deutſchen Unterthans, als das Verbot der Einfuhr erſchien. Das Geſetz ging alſo nicht dem Verbrechen vorher, ſondern ſtempelte unſchuldige, geſetzlich erlaubte Handlungen erſt nachher zu Verbrechen und wandte auch die Strafe, welche das Geſetz auf ein ſolches neuerfundene Verbrechen ſetzte, zugleich an.

Dieſer Hokuspokus von Formalitätsprozeß wurde nun verordnetermaßen in Rückſicht auf einige, wahrſcheinlich willkürlich dazu erſehene Waaren betrieben, und um demſelben einen Schatten von Rechtlichkeit zu geben, auch einige Waaren als nicht prohibirt

wieder freigegeben, andere aber der Strafe des Feuers überantwortet, und an einem Sonntage hatte das Autodafé einiger lebloſen Körper Statt.

Mit allen Attributen franzöſiſcher Fratzengaskonaden wurde Nachmittags gegen 3 Uhr daſſelbe vorgenommen; der Exercirplatz in der Nähe der Stadt war zum Schauplatz dieſer zum erſten Male in Deutſchland gegebenen Komödie auserſehen. Das geſammte Militär, welches in der Stadt garniſonirte, war in Parade dort aufmarſchirt.

Den Zug ſelbſt eröffnete eine Abtheilung Gendarmerie zu Pferde, worauf eine Abtheilung Infanterie und hierauf Polizeidiener und Douaniers folgten. Jetzt kamen die Deliquenten, die zum Scheiterhaufen verdammten Waaren, auf zwei Armeſünderkarren gepackt, escortirt von bewachenden Soldaten, welchen militäriſches Spiel und Muſik und Tamboure mit lärmenden Trommeln ſich anſchloſſen. Eine Abtheilung von Douaniers in größter Galla ging hinter ihnen. Darauf erblickte man zwei Kutſchen, welche, ſowie der ganze Zug feierlich langſam ſich bewegte, auch langſam eine jede von zwei Pferden gezogen wurden. In dieſen beiden Karoſſen mit den Zweigeſpannen ſaßen die Hauptper-

ſonen der ganzen Spectakelproceſſion, nämlich der Maire der Stadt Düſſeldorf mit ſeinen Beigeordneten, ſämmtlich angethan mit den Inſignien ihrer Würden, und bei ihnen die erſten Douaniers. Horden gaffender Straßenjungen und Schaaren alter Weiber umgaben die Voituren, neugierigen Blickes denſelben zugewandt, und durch Rinnſteine patſchend und über Kehrichthaufen ſtolpernd und ſtürzend, um den Inhalt der Karoſſen mit Gewißheit und mit eigenen Augen zu ermitteln. Den Beſchluß machte eine Militärabtheilung und zuletzt ein Trupp Gendarmerie zu Pferde. Sonderbar war es, das bei dieſer Proceſſion nicht auch Kanonendonner und Glockengeläute nach üblichem Herkommen und Brauch concertirten; ſonſt war der gewöhnliche Gaukellärm an der Tagesordnung, ſelbſt am Tage vor dem Autodafé die Polizeitrommel in allen Gaſſen hörbar, welche dem Volke dieſes zuvor nie geſehene Schauſpiel verkündete.

Auf dem Exercirplatze brannte bereits ein großes, gewaltiges Feuer, welches der Maire und die Polizeibeamten ſchüren und das Autodafé beſorgen mußten. Das Publikum hatte ſelbſtredend freien Zutritt. In den Zeitungen war das Schauſpiel be-

reits weit und breit ausposaunt worden. Am Morgen gegen 10 Uhr nahm die Tragikomödie ihren Anfang. Aus den aufgestapelten Ballen und Kisten ward ein Stück nach dem andern herausgenommen und einzeln auf eine hohe Stange gesteckt. Diese hielt der Maire dann in die Höhe, ließ darauf das daran gesteckte Stück in die Luft flattern, damit es das Publikum sehen solle, und hierauf den unschuldigen Deliquenten in die Todesflamme hinabsinken. Gegen 12 Uhr war das originelle Autodafé zu Ende und die Tragikomödie ausgespielt.

Das Ganze war selbstredend nichts weiter als eine bloße Spiegelfechterei, allein vorgenommen, um in den Zeitungen das Factum anzeigen zu können: man habe aus Rachsucht gegen England zu Düsseldorf alle im Großherzogthum Berg vorhanden gewesenen englischen Manufacturwaaren öffentlich verbrannt. Im Grunde war aber nur ein ganz kleiner Theil der weggenommenen Vorräthe zu diesem Feuerwerke applicirt, und die kleinste Stadt im ganzen Lande hatte wohl mehr zu dem Confiscationsquantum hergeben müssen. Denn von der außerordentlich großen Zahl der mit arretirten englischen oder vielmehr sogenannten englischen Manu-

facturen beladenen Frachtwagen, welche ſeit dem 2. November täglich zu Düſſeldorf eingetroffen waren, war kaum ein einziger halber Karren voll dem Vulcan auf dem Exercirplatz geopfert worden. Dahingegen würden ganze Schiffsladungen voll dieſer Waaren theils den Rhein hinauf nach Cöln, theils den Fluß hinunter nach Cleve verſchifft. An beiden Orten wurden in der Folge öffentliche, in faſt allen deutſchen, franzöſiſchen und holländiſchen Zeitungen proclamirte Waarenverkäufe gehalten, welche drei bis vier Wochen hindurch vom Morgen bis Abend meiſtbietend verſteigert wurden. Letztere Stadt bot während dieſer Zeit das Bild einer kleinen Frankfurter Meſſe dar; ſo viele fremde Kaufleute hätten ſich von allen Orten her eingefunden. — Aehnliche Staatsfinanzmanipulationen möchte aber ſchwerlich die Geſchichte einer Regierung aufzuweiſen haben: die Regierung „Napoleon's des Großen" ſteht darin einzig und unübertroffen da.

An eben dieſem merkwürdigen Tage, wo man am hellen, ſonnenheiteren Mittag mit Manufacturwaarenflammen illuminirt hatte, lief am Abend bei den bergiſchen Miniſterien die Couriernachricht aus Paris ein, daß der Theil Norddeutſchlands, welcher

an der Küſte der Nordſee ſich hinſtreckt, mit dem franzöſichen Kaiſerreiche vereinigt worden, und zwar auf der Linie von Weſel aus, die Lippe hinauf bis Haltern, von dort den Steverfluß entlang über Ludinghauſen, eine Stunde von Münſter vorbei, über Telgte, Freckenhorſt, Versmold, Minden, Lüneburg bis Hamburg. Ein Federſtrich des Kaiſers auf der der Landcharte — und nous avons décreté.

Der Kaiſer Napoleon in Düſſeldorf.

Bereits im Auguſt 1810 langte von Paris die Nachricht zu Düſſeldorf an, daß ſeine Majeſtät der Kaiſer der Franzoſen „die gute Stadt Düſſeldorf" mit ſeiner Gegenwart beglücken wolle. Der Präfect notificirte das bevorſtehende höchſt erfreuliche Ereigniß auf miniſteriellem Befehl allen Mairen des ganzen Großherzogthums per Eſtafette. Man rüſtete ſich zum würdigen Empfange; indeß waren alle dieſerhalb getroffenen Zurüſtungen mehr als ein Jahr zu früh begonnen worden; denn des Kaiſers Ankunft verzögerte und verſchob ſich bis zum October des folgenden Jahres. Am 14. des ebengenannten Monats traf die officielle Nachricht aus der Hauptſtadt ein, daß Napoleon, der von Paris nach

Holland abgereiſt war, mit ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin, endlich auch Düſſeldorf beglücken werde, wozu denn ſofort alle Maßnahmen getroffen wurden, um den Empfang ſo prachtvoll als möglich zu machen. Bereits im Auguſt des vorigen Jahres hatte man zu der damals erwarteten Ankunft des Kaiſers im Hofgarten einen Obelisk und vor dem Bergerthore einen Triumphbogen errichtet; erſterer, auf moraſtigem Grunde erbaut, drohte den Einſturz, weshalb er vor einigen Monaten verkauft ward; letzterer hatte beſondere Schickſale gehabt. Schon vor vier bis fünf Jahren war die Idee dazu angegeben, als Napoleon's Schweſter, die Großherzogin von Berg, nach Düſſeldorf kommen ſollte. Das Gerüſte hatte Profeſſor Schäfer erbaut, die Figuren, womit er ausgeſchmückt werden ſollte, hatte Cornelius gemalt; die übrigen Decorationen waren vom Maler Mengelberg. Da aber die Großherzogin nicht eintraf, ſo wurden die Gemälde nicht aufgeſtellt; das Gerüſt warf ein Sturm über den Haufen. Im Auguſt des vorigen Jahres wurde von dem Architekten von Vagedes ein neues Gerüſt, welches wegen der fertigen Malereien wie das frühere eingerichtet werden mußte, erbaut und an einer

andern Stelle, in der Mitte zwiſchen dem Bergerthor und der Neuſtadt, hingeſtellt. Dies gab der Verſchönerungscommiſſion Veranlaſſung, auch dieſe Partie zu verſchönern, weshalb man die dort befindlichen Teiche und Pfützen ausfüllte, die Hügel ebnete, die Hauptſtraße Neuſtadt mit dem Bergerthor in gerade Linie brachte, wodurch ein geräumiger Platz zwiſchen der Alt- und Neuſtadt entſtand, der mit neun Reihen Bäumen bepflanzt wurde. Als dieſes Alles fertig war, ſtellte man den Triumphbogen am Ende der Neuſtadt auf, brach ihn indeß wieder ab und richtete ihn am Flingerthor auf.

Vor den Thoren hatte es während dieſer Zeit das Anſehen, als ſei der Frühling da; alles war mit Heckenſcheeren, Gras aus dem Wege Jäten, Wegeebenen u. ſ. w. beſchäftigt. Die nach dem Abgange des Großherzogs ins Stocken gerathene Nationalgarde wurde ſchleunigſt neu organiſirt, uniformirt und exercirt. Auch die Ehrengarden von Elberfeld und Gemarke trafen am 16. October zu Düſſeldorf ein. Sämmtliche Präfecten, Departements- und Präfecturräthe wurden einberufen, die ganze Provinz dadurch allarmirt, und der Allarm

durch das Zeitungsgeplärre noch vermehrt und unterhalten.

Die bergiſchen Fabrikanten, welche den Hauptabſatz ihrer Fabrikate nach Frankreich hatten, wünſchten, weil ein großer Theil derſelben als Contrebande nicht dahin ausgeführt werden durfte, ein anderer Theil mit hoher Eingangsſteuer belegt war, daß das Großherzogthum mit dem Kaiſerreiche vereinigt würde, indem ſie wähnten, dadurch gänzliche Handelsfreiheit zu gewinnen, ſo wie dieſer Egoismus ſie zu der Prätenſion verleitete, daß alle Einwohner des Großherzogthums mit ihnen ſympathiſiren und in jener Vereinigung auch ihr Glück finden ſollten, weshalb ſie ſeit Jahresfriſt auch eine ſtändige Deputation zu Paris unterhielten, welche fortwährend um dieſe Vereinigung ſollicitiren mußte. Jetzt dachte man die kaiſerliche Majeſtät perſönlich zu beſtechen. Man errichtete zwar auch zu Elberfeld Triumphbogen; allein der Glaube, daß Napoleon auch dahin kommen werde, ſchien doch ſchwach zu ſein, weil man das geſammelte Magazin der beſten und ſchönſten Fabrikate, die vorgeblich den engliſchen gleichkommen, ſie gar übertreffen ſollten, nach Düſ-

ſeldorf ſchaffte und daſelbſt in einem der Gallerie-
ſäle aufſtellen ließ.

Da dieſes Magazin ſchon frühzeitig von Elber-
feld herübertransportirt worden war, und man be-
ſorgte, der Staub möge den Fabrikwaaren ſchaden,
ſo gab ein elberfelder Kaufmann einem düſſeldorfer
Bürger mittels Briefes den Auftrag, einige hundert
Ueberzüge von feinem Stoffe zu beſorgen, um damit
die Waaren zu überziehen. Der Bürger entledigt
ſich des Auftrages, bringt die Ueberzüge zuſammen
und ſendet eine Rechnung für Miethentſchädigung
nach Elberfeld hinüber.

In Elberfeld ward man über ſolche Zumuthung
— wie man es nannte, ſehr verwundert, ja ſelbſt
aufgebracht und ſchalt, daß der Düſſeldorfer ſo we-
nigen Patriotismus beſitze, und dieſe Schutzwehr
gegen das Verderben der Producte der bergiſchen
Landesinduſtrie nicht unentgeltlich herleihe. Ein
merkwürdiges, ſprechendes Beiſpiel, wie weit der
Egoismus geht! Ein Kaufmann, deſſen ganzes Le-
bensprincip einzig und allein Gewinnſucht iſt, führt
das Wort: Patriotismus im Munde auf Koſten
Anderer, ja einer ganzen Stadt — daher um ſo
abſurder und lächerlicher in dieſem Falle, da ge-

rade der Zweck der Ausstellung der elberfelder Fabrikerzeugnisse kein anderer war, als dadurch der Vereinigung des bergischen Landes mit dem Kaiserreiche Vorschub zu leisten und sie zu befördern, diese Vereinigung aber, wenn sie erreicht worden wäre, den gänzlichen Ruin der Stadt Düsseldorf herbeigeführt haben würde, ihn unfehlbar nach sich zog, während sich Elberfeld gewaltig gehoben hätte, weil Düsseldorf durchaus in die Classe der gewöhnlichen Provinzialstädte dadurch gekommen wäre und mit einer Menge von Beamten fast ihre einzige Nahrungsquelle verloren hätte.

Die bevorstehende Ankunft des Kaisers lockte selbstredend eine große Zahl Fremder aus den benachbarten Städten und Ortschaften sowohl, als aus der Ferne nach Düsseldorf. Daß es dabei an Glücksrittern, Vagabonden, Gaunern und ähnlichem Gesindel, denen dergleichen Tage Gelegenheit voll auf bieten, gute Geschäfte zu machen, nicht fehlte, versteht sich von selbst. In dieser Rücksicht, besonders aber in Beziehung auf die Sicherheit der Person des Kaisers, waren von Paris aus die strengsten Befehle ergangen. Die Polizei lugte überall mit Argusaugen umher; alle Pässe wurden aufs

genaueſte unterſucht, und diejenigen, die ſich nicht durchaus vollſtändig legitimiren konnten, wenn ſie auch zu Wagen oder zu Pferde, mit Gefolge und Dienerſchaft, kamen, wieder fortgeſchafft. Am 17. October langte ſchon der Miniſter von Rœderer, dem das Porteſeuille des Großherzogthums übertragen war, von Paris an und entfaltete ſelbſt eine außerordentliche Thätigkeit, um die Vorrichtungen zum Empfange Napoleon's aufs Prachtvollſte einzuleiten und zu beſchleunigen. Am 29. folgte der Staatsſecretair, Herzog von Baſſano, mit ſeiner Gemahlin, zwei vollſtändige Geſchäftsbureaus mit ihren Beamten bei ſich führend. Am 31. October halb 6 Uhr trafen Couriere ein mit der Nachricht, die Kaiſerin werde am Abend eintreffen. Eine Straßenbeleuchtung ward ſchleunigſt befohlen. Die berittenen Ehrengarden von Düſſeldorf, Elberfeld und Gemarke, die bergiſchen Lanciers und Gendarmen, und die in dieſen Tagen eingerückten franzöſiſchen Leibgarden, worunter auch die polniſche Ehrenlegion, warfen ſich zu Pferde, poſtirten ſich in Parade auf dem Markt und auf der Zollſtraße, woſelbſt auch die düſſelderſer Nationalgarde zu Fuß aufmarſchirt war. So ſtand dieſe ganze bewaffnete Macht

von Abends 6 Uhr bis Morgens um 4 Uhr, und ging erſt dann, weil die Kaiſerin nicht kam, auseinander. Folgenden Tages um Mittag verſammelte ſich abermals alles wirkliche und das maskirte Civilmilitär an denſelben Orten, bis gegen halb 2 Uhr Geſchützdonner und Glockengeläute die Ankunft der Kaiſerin am Rhein verkündeten. Bald ſetzte ſich der Zug in Bewegung, die Kaiſerin in Empfang zu nehmen, der darauf vom Rheinthore durch die Volkerſtraße nach dem Jägerhauſe, dem Miniaturſchloſſe Düſſeldorfs, ſeinen Weg nahm, die Ehrengarden voran, darauf die Lanciers, dann die Leibgarden, in deren Mitte die Kaiſerin, an ihrer Linken eine Hofdame, im offenen Wagen, verſchleiert und in einem himmelblauen Kleide. Der Leibgarde folgte ein zweiter offener Wagen mit zwei Damen und einem Hofcavalier in hellblauem Coſtüm, ſtark bebändert und beordnet, dem kaiſerliche Lanciers folgten; am Schloſſe wachte eine Abtheilung Gendarmerie. Tages darauf langte eine große Zahl von Equipagen an, welche das Gefolge der Kaiſerin, worunter viele Herzoge und Herzoginnen, Marſchälle u. ſ. w., brachte; auch die kaiſerliche Hofküche fehlte nicht. Alles war überfüllt. Gaſthöfe und Kneipen konnten

die Menge der Fremden nicht faſſen; in Bürgerhäuſern zahlte man für eine Schlafſtelle einen Kronthaler für jede Nacht. Viele Hausbeſitzer wurden ganz aus ihren Wohnungen getrieben, indem darin das hohe Gefolge der Kaiſerin untergebracht werden mußte.

Am 2. November Mittags 1 Uhr begannen Geſchütze und Glocken abermals ihre Thätigkeit, indem der Kaiſer, von Weſel kommend, wirklich eintraf und im Jägerhauſe abtrat, ohne in die Stadt zu kommen; der Wagen war von Kavallerie ſtark umgeben. Am andern Tage — es war Sonntag und die Stadt wogte von Menſchenwellen — Mittags 2 Uhr ritt der Kaiſer zu Pferde durch die Stadt, ſtieg auf dem Rheinwerft ab und ging bis zum neuen Hafen, beſah denſelben, ſtieg dann wieder zu Pferde und ritt zum Jägerhofe zurück. Am folgenden Morgen fuhr das kaiſerliche Paar nach dem Schloſſe Benrath, und nach der Rückkehr muſterte der Kaiſer die bergiſchen Truppen auf dem Exercirplatze. Auf einem der Galerieſäle fand ein Ball Statt. Gegen halb 10 Uhr erſchienen Kaiſer und Kaiſerin auf dem Balle und nahmen ihren Sitz auf dem für Sie errichteten Throne. Nach viertelſtün-

digem Verweilen daſelbſt begaben ſich Beide den Saal hinunter und unterhielten ſich in wenigen Worten mit einigen Damen und Herren, worauf ſie den Saal und Tages darauf die Stadt verließen.

Das Reſultat der Anweſenheit des Kaiſers war, daß von Paris aus vierzehn Tage nachher die Etablirung einer Univerſität, das Niederreißen des alten abgebrannten Schloſſes und der Bau der Univerſitätsgebäude an dieſer Stelle und die Gründung eines neuen Schauſpielhauſes in der großen Alleeſtraße, die den Namen „Napoleonsſtraße" erhielt, genehmigt ward. Nichts deſtoweniger aber wurde von dem Allen — nichts.

Verbot, über Tagespolitik zu reden. — Vetter Schill. — Die Eilf vom Schill'ſchen Freicorps. — Heralſetzung der Blafferte. — Einführung der Napoleon'ſchen Geſetzbücher. — Juſtizconfuſion. — Einmarſch des Reſtes des zweiten bergiſchen Infanterieregiments aus Spanien.

Am 1. Juni 1809 wurde in allen Gaſthöfen des Großherzogthums Berg ein gedrucktes Decret angeſchlagen: „Daß jedes Geſpräch über Politik in öffentlichen Geſellſchaften forthin verboten ſei." —

Die Zeitungen hatten des „Räuberhauptmanns Schill Tod und Vernichtung ſeiner Bande" verkündet. Ein Kaufmann zu Düſſeldorf, deſſen kauf-

männiſche Geſchäfte nicht hatten reuſſiren wollen, und der deßhalb als Commis auf einem Comptoir arbeitete, ein luſtiger Geſellſchafter, der gemeinhin allabendlich ſeinen Verdienſt verzehrte, nannte den Major von Schill ſeinen Vetter. Nach einer paartägigen Reiſe erzählte er in einem Weinhauſe, er ſei bei Vetter Schill geweſen und habe ihn wohl und munter angetroffen. Das war eine Blasphemie der bergiſchen, untrüglichen Zeitungen, welche Schill für todt erklärt hatten. Der Commis wurde arretirt. Er entſchuldigte ſich, es ſei nur Scherz geweſen, worauf er nach zweitägigem Arreſte wieder mit dem Bedeuten entlaſſen wurde, künftig keinen Spaß mit ernſten Dingen zu treiben.

Am 16. September wurden elf ehemalige preußiſche Officiere, welche im Schill'ſchen Freicorps in den Gefechten bei Dodendorf und Stralſund von den Franzoſen zu Gefangenen gemacht worden, zu Weſel vor dem Thore erſchoſſen. Die Namen dieſer Heldenjünglinge waren:

1. Leopold Jahn, geb. den 18. Juni 1778 zu Maſſow in Pommern.

2. Daniel Schmidt, geb. den 16. Januar 1781 zu Berlin.

3. Friedrich Halle, geb. den 16. October 1781 zu Berlin.

4. Karl Wedell, geb. den 30. Juni 1786 zu Braunsfort in Pommern.

5. Adolph Keller, geb. den 30. September 1785 zu Strasburg in Preußen.

6. Konſtantin Nathanael Gabain, geb. den 23. Juli 1784 zu preuß. Holland.

7. Ernſt Friedrich Flemming, geb. den 6. April 1790 zu Rheinberg in Preußen.

8. Friedrich Felgentreu, geb. den 8. Mai 1787 zu Berlin.

9. Karl Keſſenbrinck, geb. den 17. November 1792 zu Krien in Pommern.

10. Friedrich Trachenberg, geb. den 17. September 1784 zu Rathenow.

11. Albert Wedell, geb. den 16. Januar 1791 zu Braunsfort.

Franzöſiſcher Seits trieb man mit dieſen Unglücklichen noch das teufliſche Gaukel- und Poſſenſpiel, ſie unter der Form eines militäriſchen Kriegsgerichts hinrichten zu laſſen, obſchon der Wille Bonaparte's längſt beſtimmt hatte, daß jene Jünglinge ein Opfer ihres hohen Muthes werden ſollten. Zu

dieſer Farce einer militäriſchen Specialkommiſſion ließen ſich brauchen, Grand, Bataillonschef im 94. Linienregiment, als Präſident, der Cohortenchef der in Activität befindlichen Nationalgarde, Henry, Capitain im 21. Regiment leichter Infanterie, Harmois, Capitain im kaiſerl. Ingenieurcorps, Pitzelet, Adjutant-Major der activen Nationalgarde, Rombourg, Capitain im 94. Linienregiment, Cavin, Capitain im 21. Regiment leichter Infanterie, als Referent, und Vigoureux, Adjutant im 21. leichten Infanterieregimente, als Greffier. Dieſe Subjecte ſetzten ſich am 16. September 1809 zu Weſel hin, nannten höchſtverordnetermaßen die in öffentlicher Fehde Gefangenen

„zur Bande von Schill gehört, die öffentlichen „Caſſen mit bewaffneter Hand im Königreich „Weſtphalen, im Herzogthum Mecklenburg und „in andern Ländern weggenommen, und unter „Bedrohung von Todesſtrafe die Einwohner beſagter Länder gezwungen zu haben, unter „den Befehlen Schill's zu dienen,"

alſo lauter Beſchuldigungen, welche auf die anmaßlichen Richter und ihren Chef in dreidoppeltem Grade fallen, und für eben dieſe Thaten, die jene

Unglückliche zur Befreiung ihres Vaterlandes wagten, die gedungenen Richter aber durch das Glück der Gewalt, zur Unterdrückung von ganz Europa ausübten, sprachen sie höchstverordnetermaßen am 16. September 1809 den Tod, gaben diesem Gewaltspruch den Namen eines Urtheils, publicirten solches den Verurtheilten am gedachten Tage um halb 12 Uhr in Gegenwart der unter den Waffen versammelten Wache in dem Gefängnisse der Citadelle zu Wesel.

Die Theilnahme des weselschen Publikums an diesen Unglücklichen war natürlicherweise außerordentlich groß, und man täuschte daher dasselbe, indem man diese Schlachtopfer heimlich zu einem andern Thore hinausführte, und an einem nicht vermutheten Orte sämmtlich auf einmal erschoß.

Nicht niedergebeugt, sondern stolz und voll hohen Muthes gingen diese zusammengefesselten Jünglinge unter einer starken Bewachung durch die Stadt, theilten hier und da von ihren Kleidungsstücken noch auf der Straße als Geschenke zum Andenken aus, und kamen unter heißen Thränen der wenigen Menschen, welche ihnen auf diesem einsamen Wege begegneten, oder an die Fenster und Thüren traten,

vor das Thor, und an den Ort ihrer baldigen Ruhe. Sie gestatteten nicht, daß ihnen die Augen verbunden wurden, knieten muthig nieder, und einer aus ihrer Mitte commandirte selbst die zur Arquebusade beorderten Henker, und auf einen Schuß fielen sie alle zugleich todt nieder; nur einer war nicht recht getroffen, er umklammerte einige Bayonnette der Henker und commandirte, ihn damit zu durchstoßen, welches auch geschah. Ein Grab vereinigte auch im Tode alle Elf. Noch lange nachher fand man dieses Grab jeden Morgen mit frischen Blumen bestreut.

Für das ganze Großherzogthum war die Herabsetzung der Blafferte — einer Münze von drei Stüber an Werth — von drei auf zwei Stüber beschlossen worden. Das Finanzministerium projectirte, das Herabsetzungsdecret heimlich, jedoch so zeitig drucken zu lassen, daß dasselbe verschlossen an alle Behörden des ganzen Landes versandt, von diesen am 1. Januar 1810 eröffnet und sofort publicirt werden könne. Allein der Setzer in der Druckerei hatte geplaudert, und dem Wucher und der Prellerei ward Thor und Thür geöffnet. Kaufleute sandten Boten zu Pferde und zu Fuß ab, um in

den Orten, wohin das Gerücht noch nicht gelangt war, Blafferte in Maſſe abzuſetzen und ſo zu gewinnen. Der Tageshandel in der Stadt Düſſeldorf nahm dadurch einen ganz ſonderbaren Gang. Weinwirthe, Kaufleute, Krämer verkauften gleich um die Hälfte theurer, wenn in Blafferten gezahlt ward; Nahrungstreibende, die unter einer Polizeitaxe ſtanden, z. B. Bierwirthe, miſchten Waſſer unter das Bier; andere, als Bäcker und Fleiſcher, die auf dieſe Weiſe ſich vor Verluſt nicht ſichern konnten, ſchloſſen ihre Läden und verweigerten den Verkauf. Da Jeder, der noch einen Blaffert im Vermögen hatte, ſich davon zu befreien trachtete, ſo waren alle Schenken und Laden überſchwemmt von Gäſten und Käufern. Es gab Veranlaſſung zu Zänkereien vollauf, die mit Beſchwerden bei der Polizei endeten, weshalb das Polizeiamt von Horden Menſchen mit gerechten Klagen belagert wurde und dadurch in die Klemme gerieth. Die einbrechende Weihnachtsnacht machte, daß ſich die Polizei für dieſe Nacht noch conſervirte; am andern Tage aber würde es unausbleiblich zu gefährlichen Unruhen gekommen ſein, wenn man nicht mit einer zweiten raſchen und harten Maaßregel zuvorgekommen wäre. Der Präfect

des Rheindepartements ließ nämlich noch in dieser Nacht eine Verordnung drucken, wonach schon mit dem 25. December die Blafferte nicht mehr als zwei Stüber gelten sollten. Dieses Decret wurde am frühen Morgen sofort publicirt. Der Präfect des Ruhrdepartements exemplificirte sich hiernach.

Die Einführung des Code Napoléon erfolgte am 1. Januar 1810, nicht aber die französische Gerichtsverfassung. Dadurch entstand gewaltige Confusion. Das französische Gesetzbuch forderte nämlich, daß alle Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit nur vor Notarien verrichtet werden sollten, was bisher durch die Gerichte gesetzmäßig geschah. Nun hatte man aber noch keine Notarien ernannt, und es wurde daher verordnet, daß, bis die Ernennung erfolgte, diese Geschäfte durch die alten Notarien verrichtet werden sollten. Außer in den ehemals preußischen Provinzen, wo nur die Justizcommissarien diese Notarienstellen bekleiden konnten, waren die übrigen Notarien im ganzen Großherzogthum nach der vormaligen reichsgerichtlichen Verfassung ohne vorgängige Prüfung angestellt und aus Schulmeistern, Küstern, Schreibern, Handwerkern hervorgegangen. Diese kannten die vormalige Ge-

richtsverfassung und die Reichsgesetze nicht einmal, geschweige denn die französischen, und konnten kaum ihre Gedanken faßlich und verständlich zu Papier bringen. Kein Wunder also, daß diese Leute in jeden Contract und Act neue Keime zu neuen Processen legten. —

Der Rest des in Spanien theils durch feindliche Kugeln, theils durch Krankheiten bis auf 200 Mann aufgeriebenen zweiten bergischen Infanterieregiments rückte am 8. Sept. 1810 in Düsseldorf ein, um sich daselbst durch Conscription wieder zu completiren. 2000 Mann stark war es vor zwei Jahren nach Spanien marschirt; 400 Mann Ersatzmannschaften waren ihm gefolgt, und nur dieser geringe Rest kehrte von 2400 zur Heimath zurück.

Das preußische Volk und die Verfassungsfrage.

Das Wort sie sollen lassen stahn.
Luther.

Erster Artikel.

Die Einführung einer allgemeinen Repräsentativverfassung in Preußen basirt auf keinem bloßen Versprechen des Landesfürsten, sondern auf einem noch bestehenden, nicht aufgehobenen und nicht für unwirksam erklärten Gesetze des hochseligen Königs. Es ist die Verordnung vom 22. Mai 1815 „über die zu bildende Repräsentation des Volks."

Der Staatsminister von Stein war es, der in Preußen zuerst das Princip der Volksvertretung gesetzlich in's Leben rief, nachdem als Einleitung des constitutionellen Lebens die Emancipation der Stadtgemeinden mittelst Einführung der Städteordnung sanctionirt worden. Die Ver-

ordnung vom 26. Dec. 1808 wegen verbesserte Einrichtung der Provinzial-, Polizei- und Finanz-Behörden, von ihm veranlaßt, aber erst nach seinem erzwungenen Austritte aus dem preußischen Staatsdienst publicirt, sprach das Wort: Volksrepräsentation zum ersten Male aus. Sie schärfte den Verwaltungsbeamten das Bewußtsein, daß „sie selber Bürger sind und bleiben, auch wenn ihnen Staatsämter vertraut worden; daß auf der Wohlfahrt ihrer Mitbürger nur die Wohlfahrt des Staats und des Regenten beruht." Auch landständische Repräsentanten sollten „mit voller Stimme" an den Regierungsgeschäften Theil nehmen, „um den Geschäftsbetrieb mehr zu beleben und durch ihre Sach- und Personenkenntniß zu vereinfachen. Sie sollten sich selber von der Rechtlichkeit und Ordnung der öffentlichen Staatsverwaltung näher überzeugen, und diese Ueberzeugung in der Nation gleichfalls erwecken und befestigen."

Die darüber in der gedachten Verordnung enthaltenen Bestimmungen sind:

An den Geschäften der Regierungen (§. 18) nehmen auch landständische Repräsentanten Theil. Ihre Bestimmung ist, die öffentliche Admi-

niſtration mit der Nation in nähere Verbindung zu ſetzen, den Geſchäftsbetrieb mehr zu beleben und durch Mittheilung ihrer Sach-, Orts- und Perſonenkenntniß möglichſt zu vereinfachen, die Mängel, welche ſie in der öffentlichen Adminiſtration bemerken, zur Sprache zu bringen, und nach ihren aus dem praktiſchen Leben geſchöpften Erfahrungen und Anſichten Vorſchläge zu deren Verbeſſerung zu machen, ſich ſelbſt von der Rechtlichkeit und Ordnung der öffentlichen Staatsverwaltung näher zu überzeugen und dieſe Ueberzeugung in der Nation gleichfalls zu erwecken und zu befeſtigen. (§. 20.) Sie haben eine volle Stimme und erhalten ihren Sitz nach den Regierungsdirectoren. (§. 21.) Die ſtändiſchen Mitglieder werden durch ihr Votum nur inſofern verantwortlich, als ihnen böſer Wille oder grobe Fahrläſſigkeit nachgewieſen werden kann. Sie haften wegen der zweckmäßigen Ausführung der ihnen ertheilten Aufträge gleich jedem andern Staatsbeamten.

Hinabgeſtürzt von der gewaltigen Fauſt des Welteroberers in den Abgrund politiſcher Ohnmacht, wand und krümmte ſich Preußen gleich dem zertretenen Wurm in ſeinem Blute; ſein Name war ſchier

gelöſcht von der Tafel der Nationen der Erde; ſeine Königin hatte des Grames Natterngift gemordet, und des Königs Haupt, von doppelter Trauer gebeugt, ergraute in Sorgen und Kummer. Kaum war der Würgengel, eine blutlechzende Hyäne, über die Schlachtfelder geſchritten, da dürſtete ihn nun auch nach Gold. Es galt die Forderung einer Kriegscontribution von 120 Millionen und ihre ſchleunige Tilgung.

Da ertönte vom preußiſchen Königsthrone herab zum andern Male das Wort: Volksrepräſentation. Es klang — ein Hoſiannaruf — durch's Land, von Stadt zu Stadt, von Gau zu Gau, und erfüllte Berg und Thal mit ſeinem Zauberklange.

„Ich behalte mir vor — ſagte der König *) — der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräſentation ſowol in den Provinzen als für das Ganze zu geben, deren Rath ich gern benutzen und in der ich nach meinen landesväterlichen Geſinnungen gern meinen getreuen Unterthanen die Ueberzeugung fortwährend geben werde, daß der Zuſtand des Staats und der Finanzen ſich

*) Edict über die Finanzen des Staates vom 27. October 1810. (Geſetzſammlung 1810 Nro. 2 S. 31.)

beſſere, und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht vergeblich ſind. So wird ſich das Band der Liebe und des Vertrauens zwiſchen mir und meinem treuen Volke immer feſter knüpfen."

Und Preußens Volk vertraute ſeinem König und brachte reiche Opfer; mit Ergebung trug es die ſchwere Laſt neuer Beſteuerungen, welche die Umſtände unerbittlich, unabweislich erheiſchten zur Tilgung jener gewaltigen Schuld; es hatte aus dem Munde ſeines Königs jenes Wort vernommen.

Im Februar 1811 wurde eine interimiſtiſche Volksrepräſentation in Berlin verſammelt, unter deren Mitwirkung eine Reihe der freiſinnigſten organiſchen Geſetze zu Stande kam. Hardenberg's am 23. Februar 1811 im Namen des Königs gehaltene Eröffnungsrede begann mit den Worten:

„Wie ein guter Vater von ſeinen Kindern fordert der König von ſeinen treuen Unterthanen nicht nicht bloß Gehorſam; er wünſcht Ueberzeugung bei ihnen hervorzubringen, daß ſeine Verfügungen nur ihr wahres Wohl bezielen; er will ſeine Anordnungen lieber hierauf begründet ſehen, als auf ſeinem Willen. Wäre es möglich geweſen, die im Edict vom 27. October 1810 zugeſagte Volksrepräſenta-

tion ſchnell genug zu Stande zu bringen, wodurch allein ein Geiſt, ein Nationalintereſſe an die Stelle ihrer Natur nach immer einſeitiger Provinzialanſichten treten kann, ſo würde der König gern die Meinung der Repräſentanten der Nation über das Steuerſyſtem gehört haben. Eine Berathung mit den jetzt beſtehenden Provinzialſtänden würde aber weder dazu geführt haben, die Meinung der Nation zu erfahren, noch hätte ſie ein den Zweck erfüllendes Reſultat liefern können. Dies bedarf wohl keiner Auseinanderſetzung."

Nach Beendigung der Arbeiten im September 1811 ſprach im Namen ſämmtlicher Deputirten Graf von Henkel-Donnersmark: „Je wichtiger die Gegenſtände ſind, die jetzt entſchieden wurden, um ſo dankbarer erkennen wir die Gnade, mit welcher Se. Majeſtät die Gewährung einer Nationalrepräſentation uns bewieſen haben u. ſ. w."

Der Druck der Tirannei, der auf Preußens Volke laſtete, dauerte fort. Da winkte der Finger Gottes. Der Welteroberer floh von Rußlands Eisfeldern; ſein Heer war vernichtet. Da ertönte der Aufruf des Preußenkönigs: „An mein Volk!" Das ganze Volk ſtand auf — ein Mann, und bald ver-

kündete der Donner des Geschützes auf den Marathonsfeldern um Leipzig die Stunde der Erlösung; denn verbündet mit ganz Europa ging es fort im freiheiterkämpfenden Siegeszuge; und in der Hauptstadt des Feindes wurden ihm die Bedingungen des Friedens gestellt. Da sprach Preußen unumwunden in den 12. Artikeln vom 16. October 1814 auf dem Congresse zu Wien die Worte aus: „Der Bundestag setzt die Nothwendigkeit einer ständischen Verfassung in jedem einzelnen Bundesstaate fest und bestimmt ein Minimum der ständischen Rechte. Uebrigens ist den einzelnen Staaten überlassen, ihren Ständen nicht nur ein Mehreres einzuräumen, sondern auch ihnen eine der Landesart, dem Charakter seiner Einwohner und dem Herkommen angemesse Einrichtung zu geben."

Kurze Zeit hatte Napoleon auf Elba geweilt, als er, dem Zwange entfliehend, an Frankreichs Küste landete. Und von Wien aus, wo man feilschte um Länder und Völker, erging des Königs zweiter Aufruf. Und der Stimme des Königs folgte abermals das Volk und strömte zu den Waffen. Und zum dritten Male sprach er aus das Zau-

berwort in der „Verordnung über die zu bildende Repräſentation des Volkes“ *).

„Die Geſchichte des preußiſchen Staates zeigt zwar, daß der wohlthätige Zuſtand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung in den Eigenſchaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit fanden, die ſich bei der Unvollkommenheit und dem Umbeſtande menſchlicher Einrichtungen erreichen läßt. Damit ſie jedoch feſter begründet, der preußiſchen Nation ein Pfand Unſers Vertrauens gegeben und der Nachkommenſchaft die Grundſätze, nach welchen Unſere Vorfahren und Wir ſelbſt die Regierung Unſers Reiches mit ernſtlicher Vorſorge für das Glück Unſerer Unterthanen geführt haben, treu überliefert und vermittelſt einer ſchriftlichen Urkunde als Verfaſſung des preußiſchen Reiches, dauerhaft bewahrt werden, haben Wir Nachſtehendes beſchloſſen:

§. 1. Es ſoll eine Repräſentation des Volks gebildet werden.

§. 2. Zu dieſem Zwecke ſind

a) die Provinzialſtände da, wo ſie mit mehr oder

*) Vom 22. Mai 1815. Geſetzſammlung 1815. Nro. 9.

minder Wirksamkeit noch vorhanden sind, herzustellen, und dem Bedürfnisse der Zeit gemäß einzurichten;

b) wo gegenwärtig keine Provinzialstände vorhanden, sind sie anzuordnen.

§. 3. Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landesrepräsentation gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll.

§. 4. Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung, betreffen.

§. 5. Es ist ohne Zeitverlust ein Commission in Berlin niederzusetzen, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen soll.

§. 6. Diese Commission soll sich beschäftigen

a) mit der Organisation der Provinzialstände,

b) mit der Organisation der Landesrepräsentanten,

c) mit der Ausarbeitung einer Verfas-

ſungsurkunde nach den aufgeſtellten Grundſätzen.

§. 7. Sie ſoll am 7. Sept. dieſes Jahrs zuſammentreten.

§. 8. Unſer Staatskanzler iſt mit Vollziehung dieſer Verordnung beauftragt und hat Uns die Arbeiten der Commiſſion demnächſt vorzulegen. Er ernennt die Mitglieder derſelben und führt darin den Vorſitz, iſt aber befugt, in Verhinderungsfällen einen Stellvertreter für ſich zu beſtellen.

Urkundlich unter Unſerer höchſteigenhändigen Unterſchrift und beigedruckten Königlichen Inſiegels.

So geſchehen zu Wien 22. Mai 1815.

Friedrich Wilhelm."

Napoleon war zum zweiten Male geſtürzt, und friſtete, ſich ſelbſt verzehrend, auf dem fernen Eiland Helena ſeine Tage. Schier zwei Jahre darauf erſchien die Königliche Kabinetsordre an den Staatsrath wegen Ausführung der nach der Verordnung vom 22. Mai 1815 zu bildenden Repräſentation des Volks. „Ich habe in der Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräſentation des Volks beſtimmt, daß eine Commiſſion in Berlin

niedergesetzt werden sollte, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestände, um sich mit der Organisation der Provinzialstände, der Landesrepräsentanten und der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde nach den in jener Verordnung aufgestellten Grundsätzen unter Ihrem, des Staatskanzlers, Vorsitze zu beschäftigen. Der Krieg, die gänzliche Feststellung des Besitzstandes und die Organisation der Verwaltung haben die Ausführung jener Verordnung bisher verhindert. Da jetzt der Staatsrath errichtet ist, so will Ich die zu der gedachten Commission zu bestimmenden Staatsbeamten aus seiner Mitte nehmen und dem Staatsrath die Erfüllung meiner Absicht übertragen. Ich bestimme zur Commission Sie, den Staatskanzler als Vorsitzenden, den Fürsten Radziwill, den General der Infanterie, Grafen von Gneisenau, den Staatsminister von Brockhausen, den Staatsminister Freiherrn von Altenstein, den Staatsminister von Beime, den Staats- und Justizminister von Kircheisen, den Staatsminister Freiherrn von Humboldt, den Staats und Finanzminister Grafen von Bülow, den Staats-

miniſter des Innern von Schuckmann, den Staats- und Polizeiminiſter Fürſten zu Wittgenſtein, den Miniſter Staatsſecretair von Klewitz, den General-Lieutenant und Generaladjutanten von dem Kneſebeck, den Domdechanten Grafen von Spiegel, den Geh. Staatsrath von Stägemann, den Generalmajor von Grolmann, den wirkl. Geh. Legationsrath Ancillon, den Staatsrath von Rehdiger, den Geh. Juſtizrath Profeſſor von Savigny; den Geh. Legationsrath Eichhorn, das Mitglied aus den Rheinprovinzen, welches noch in den Staatsrath treten wird. Die Commiſſion ſoll ſich zuerſt mit der Zuziehung der Eingeſeſſenen aus den Provinzen beſchäftigen, ihre Arbeiten ſollen im Staatsrathe vorgetragen und von dieſem Mir die Vorſchläge eingereicht werden, worauf Ich das Weitere verfügen will.

Berlin, 30. März 1817.

Friedrich Wilhelm."

Unterm 18. October 1817 hatten ſich die Bewohner der Stadt Coblenz und der Städte und Gemeinden des Regierungsbezirks Coblenz an des höchſtſeligen Königs Majeſtät in einer Adreſſe um

Einführung der verheißenen landſtändiſchen Verfaſſung gewandt. Unterm 21. März 1818 erfolgte darauf nachſtehendes Allerhöchſtes Kabinetsſchreiben:

„Weder in dem Edicte vom 22. Mai 1815, noch in dem Artikel 18 der Bundesacte iſt eine Zeit beſtimmt, wann die landſtändiſche Verfaſſung eintreten ſoll. Nicht jede Zeit iſt die rechte, eine Veränderung in die Verfaſſung des Staats einzuführen. Wer den Landesherrn, der dieſe Zuſicherung aus ganz freier Entſchließung gab, daran erinnert, zweifelt freventlich an der Unverbrüchlichkeit ſeiner Zuſage, und greift ſeinem Urtheile über die rechte Zeit der Einführung dieſer Verfaſſung vor, das eben ſo frei ſein muß, als ſein erſter Entſchluß es war. Jeder Commüne, jeder Corporation und jedem Einzelnen ſteht es frei, am Thron, wie bei den Miniſterien und Behörden ſein Geſuch vorſtellig zu machen; das Auffordern zu ſuppliciren kann aber nicht geſtattet werden, und ein ſolches Auffordern liegt augenſcheinlich darin, wenn eine Bittſchrift im Lande umhergeſchickt und nachgefragt wird, wer von der Einwohnerſchaft unterzeichnen will. Die Mir vor einigen Tagen zugekommene Vorſtellung mehrerer Stadt- und Dorfgemeinden des Coblenzer Regie-

rungsdepartements, datirt vom 18. October v. J., kann alſo nur mein gerechtes Mißfallen erregen. Ich werde beſtimmen, wann die Zuſage einer landſtändiſchen Verfaſſung in Erfüllung gehen ſoll, und und Mich durch unzeitige Vorſtellungen im richtigen Fortſchreiten zu dieſem Ziele, worüber unlängſt meine Erklärung bei dem Bundesverein abgegeben iſt und demgemäß die weitere Vorbereitung erfolgen wird, nicht übereilen laſſen. Der Unterthanen Pflicht iſt es, im Vertrauen auf Meine freie Entſchließung, die jene Zuſicherung gab, und der betreffende Artikel der Bundesacte veranlaßte, den Zeitpunct abzuwarten, den Ich, von der Ueberſicht des Ganzen geleitet, zu ihrer Erfüllung geeignet finden werde.

Berlin, 21. März 1818.

Friedrich Wilhelm." *)

---

*) Nemeſis. 1818. Band 12. Stück 1. S. 110 — 112. — Die Kabinetsordre über Coblenz — ſchreibt Niebuhr aus Rom unterm 20. Juni 1818 an Savigny — hat mir im Herzen weh gethan. Görres Schrift war das Beſte, was ich von ihm in der Art geleſen, und viel beſſer als ſich erwarten ließ. Es war eine Empfänglichkeit für geſunde Anſichten darin. Wäre ich in Berlin, ſo ſchriebe ich, was allein wahr iſt, und kein Menſch ſollte etwas daran ausſetzen können. Auch könnte ich dort die Geſchichte der moraliſchen und intellectuellen Veränderungen unſerer Nation ſeit dem 30jährigen Kriege ſchreiben; den Schlüſſel zu Allem; hier natürlich nichts. (Vgl. Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr. II. S. 356.)

Endlich publicirte die preußiſche Geſetzſammlung das allgemeine Geſetz wegen Anordnung der Provinzialſtände *).

„Wir Friedrich Wilhelm u. ſ. w. haben, um unſern getreuen Unterthanen ein neues, bleibendes Pfand landesväterlicher Huld und Vertrauens zu geben, beſchloſſen, in Unſerer Monarchie die ſtändiſchen Verhältniſſe zu begründen und deshalb Provinzialſtände im Geiſte der ältern deutſchen Verfaſſungen eintreten zu laſſen, wie ſolche die Eigenthümlichkeit des Staats und das wahre Bedürfniß der Zeit erfordern. Eine Commiſſion, unter dem Vorſitze Unſers Sohnes, des Kronprinzen Königliche Hoheit, iſt von Uns beauftragt worden, dieſe Angelegenheit vorzubereiten und darüber mit erfahrenen Männern aus jeder Provinz in Berathung zu treten. Auf den von derſelben an Uns erſtatteten Bericht verordnen Wir:

1) Es ſollen Provinzialſtände in Unſerer Monarchie in Wirkſamkeit treten.

2) Das Grundeigenthum iſt Bedingung der Standſchaft.

*) Vom 5. Juni 1823. (Geſetzſammlung Nr. 13. S. 129 folg.)

3) Die Provinzialſtände ſind das geſetzmäßige Organ der verſchiedenen Stände Unſerer getreuen Unterthanen in jeder Provinz.

Dieſer Beſtimmung gemäß werden Wir 1) die Geſetzentwürfe, welche allein die Provinz angehen, zur Berathung an ſie gelangen, ihnen auch 2) ſo lange keine allgemeine ſtändiſche Verſammlungen ſtattfinden, die Entwürfe ſolcher allgemeinen Geſetze, welche Veränderungen in Perſonen- und Eigenthumsrechten und in den den Steuern zum Gegenſtande haben, ſoweit ſie die Provinz betreffen, zur Berathung vorlegen laſſen; 3) Bitten und Beſchwerden, welche auf das ſpecielle Wohl und Intereſſe der ganzen Provinz oder eines Theils derſelben Beziehung haben, von den Provinzialſtänden annehmen, ſolche prüfen und ſie darauf beſcheiden, und 4) die Communal-Angelegenheiten der Provinz ihren Beſchlüſſen, unter Vorbehalt Unſerer Genehmigung und Aufſicht, überlaſſen.

Wann eine Zuſammenberufung der allgemeinen Landſtände erforderlich ſein wird, und wie ſie dann aus den Provinzialſtänden hervorgehen ſollen, darüber bleiben die weitern Beſtimmungen Un-

ſerer landesväterlichen Fürſorge vorbehalten. Urkundlich u. ſ. w.

Gegeben, Berlin, 5. Juni 1823.

Friedrich Wilhelm."

In Folge obigen Geſetzes traten dann in allen Provinzen Preußens die Provinziallandſtände zuſammen. Auf dem dritten preußiſchen Provinziallandtage im Jahre 1829 wurde die Verfaſſungsfrage zuerſt wieder in Anregung gebracht. Der Landtagsabgeordnete Landrath von Haake *) übergab Anträge auf Beſchränkung adminiſtrativer Willkür und auf Einführung von Reichsſtänden, und reichte zur Unterſtützung des Letztern eine Petition aus den Kreiſen Preußiſch Holland, Mohrungen und Oſterode ein.

Ein Jahr nachher und dreizehn Jahre ſpäter als die Rheinländer wandte ſich eine Zahl Landtagsabgeordneter der Provinz Weſtphalen während des dritten weſtphäliſchen Provinziallandtages (1830 — 31) mit einer Vorſtellung an den derzeiti-

*) Neuerdings als Verfaſſer der Schrift: Stimmen treuer Unterthanen Sr. Majeſtät des Königs von Preußen — durchaus anticonſtitutioneller Tendenz — bekannt geworden.

gen Landtagsmarſchall, Freiherrn von Stein *), um eine Petition an des Königs Majeſtät zu unterſtützen und einzureichen, dahin abzielend, die verheißene reichsſtändiſche Verfaſſung in's Leben treten zu laſſen. Der Landtagsmarſchall zeigte ſich zur beantragten Unterſtützung nicht geneigt, und hatte die Petition keinen Fortgang.

Eine Erneuerung deſſen Antrages fand im Septembermonat des erſten Regierungsjahres Friedrich Wilhelm's IV. ſtatt ſeitens der Stände des Königreichs Preußen auf den Grund der bekannten Königlichen Aufforderung vom 21. Juli 1840 an die zum Provinziallandtage zu verſammelnden Stände des Königreichs Preußen, worauf der König mit folgenden Worten ſich erklärend ausſprach:

„Was nun aber bei der Bitte um künftige Erweiterung der ſtändiſchen Verfaſſung die Bezugnahme auf die Verordnung vom 22. Mai 1815 betrifft, ſo finden Wir Uns durch dieſe Bezugnahme bewogen, zur Hebung jedes künftigen Zweifels und Mißverſtändniſſes, Uns über dieſen Gegenſtand mit dem ganzen offenen Vertrauen auszuſprechen, welches

*) Vergl. Stein's Leben. II. S. 134 folg. Leipzig, Fr. Fleiſcher, 1841.

das Verhältniß Deutſcher Fürſten ihren Deutſchen Ständen gegenüber von Altersher bezeichnet hat: Die Ergebniſſe, welche unſer in Gott ruhender Herr Vater bald nach Erlaß der Verordnung vom 22. Mai 1815 in andern Ländern wahrnahm, bewogen Ihn, wie Wir davon auf das unzweifelhafteſte unterrichtet ſind, die Deutung, welche mit Seinen Königlichen Worten verbunden wurde, in reifliche Ueberlegung zu ziehen. In Erwägung der heiligen Pflichten Seines von Gott Ihn verliehenen Königlichen Berufes beſchloß Er, Sein Wort zu erfüllen, indem Er, von den vorherrſchenden Begriffen ſogenannter allgemeiner Volksvertretung, um des wahren Heils Seines Ihm anvertrauten Volkes willen, Sich fern haltend, mit ganzem Ernſte und mit innerſter Ueberzeugung den naturgemäßen, auf geſchichtlicher Entwicklung beruhenden und der Deutſchen Volksthümlichkeit entſprechenden Weg einſchlug. Das Ergebniß Seiner weiſen Fürſorge iſt die allen Theilen der Monarchie verliehene provinzial- und kreisſtändiſche Verfaſſung. Sie hat eine auf Deutſchem Boden wurzelnde geſchichtliche Grundlage, die Grundlage ſtändiſcher Gliederung, wie dieſe durch die überall berückſichtigten Veränderungen der Zeit geſtaltet worden. Sorgfältig iſt ein die freie

organiſche Entwicklung hinderndes Abſchließen der natürlichen Stände des Volkes auf der einen, und ein Zuſammenwerfen derſelben auf der andern Seite vermieden worden.

Uns iſt die Ehre zu Theil geworden an dieſem Werke mitzuhelfen, und es hat von ſeiner Entſtehung an bis auf dieſen Augenblick Unſern lebendigſten Antheil in Anſpruch genommen. Dieſes edle Werk immer treu zu pflegen, einer für das geliebte Vaterland und für jeden Landestheil immer erſprießlicheren Entwicklung entgegenzuführen, iſt Uns, die Wir entſchloſſen ſind, auch in dieſer großen Angelegenheit den von Unſerm in Gott ruhenden Herrn Vater betretenen Weg zu verfolgen, eine der wichtigſten und theuerſten Pflichten des Königlichen Berufes, den Gottes Fügung Uns aufgetragen hat. Unſere getreuen Stände können im vollſten Maaße Unſern Abſichten über die Inſtitution der Landtage vertrauen."

Zweiter Artikel.

Im Obigen iſt die Geſchichte und Geſetzgebung in Beziehung auf Repräſentation des preußiſchen Volks umſtändlich enthalten. Eine Kritik derſelben, beſonders der be-

treffenden Gesetze nach ihrem Wortlaute, Sinn und Verständniß ergibt deutlich, daß darnach des hochseligen Königs Majestät die vollständige Einführung einer allgemeinen Volksvertretung beabsichtigt hat. Des jetzt regierenden Königs Majestät gibt indeß in dem Erlasse vom 9. September 1840 davon Kunde, daß Höchstderselbe später, sich „fern haltend von den herrschenden Begriffen allgemeiner Volksvertretung, um des wahren Wohls des Volkes willen den naturgemäßen, auf geschichtlicher Entwicklung beruhenden und der deutschen Volksthümlichkeit entsprechenden Weg eingeschlagen habe, dessen Ergebniß die allen Theilen der Monarchie verliehene provinzial- und kreisständische Verfassung sei." — Diese Eröffnung des jetzt regierenden Königs erfolgte, wie bereits angeführt, auf jene, zu den wichtigsten Erscheinungen in den ersten Monaten der Regierung des Königs Friedrich Wilhelms IV. gehörende Petition der Stände des Königreichs Preußen um Einführung allgemeiner Volksvertretung, sympathisirend mit frühern gleichen Anträgen anderer Provinzen des preußischen Staates. Der hochselige König Friedrich Wilhelm III. hatte

aus eigner freier Entſchließung jene Verordnung über eine zu bildende Repräſentation des Volks erlaſſen, dem Sinne des §. 18 der deutſchen Bundesacte gemäß, welche den Unterthanen ſämmtlicher deutſchen Bundesſtaaten Repräſentativverfaſſungen zuſichert. König Friedrich Wilhelm III. dehnte in der obigen Verordnung ſeine Zuſage auf alle ſeine Staaten, auch auf die nicht zum deutſchen Bunde gehörigen Landestheile aus.

Jene Petition der Stände des Königreichs Preußen brachte die preußiſche Verfaſſungsfrage, welche durch die kirchlichen Wirren und die Oppoſition mehrerer Glieder des höhern katholiſchen Clerus in den Hintergrund gedrängt war, auf's neue wieder zur Sprache, und führte zu mündlichen und ſchriftlichen Debatten und Demonſtrationen. Das ganze Volk nahm Theil daran wegen der hohen Bedeutung des Gegenſtandes, und es iſt erforderlich, kurz auf den Grund und Boden zurückzuführen, dem dieſe Ideen entſproſſen.

Die franzöſiſche Revolution, nach der Reformation das größte Weltereigniß der drei letzten Jahrhunderte, war eine Erneuerung, eine Wiedergeburt jenes großen Weltbegebniſſes des ſechszehnten Jahr-

hunderts im achtzehnten Jahrhundert. Sie machte gleichsam die Reise um die Welt, und seit fünfzig Jahren ist Staatsreform das Centrum aller Bewegung, alles Kampfes, aller Bestrebung der Völker im gebildeten Theile Europa's. Die Revolution, welche die bisherigen Grundfesten aller Zustände und Verhältnisse Frankreichs in ihren Wurzeln zerstörte, rief in ihrer Rückwirkung auf ganz Europa eine allgemeine Bewegung hervor; sie war das Resultat des Fortschrittes, der Bildung, der gewaltigsten Macht, woran jede reactionäre Macht zerschellt; und je mehr ein Volk in der Bildung fortgeschritten war, desto stärker fibrirte in allen seinen Zuständen, Verhältnissen und Bezügen der galvanische Schlag der französischen Staatsumwälzung, deren Ursprung nichts weiter als Opposition gegen Kastengeist, Standesdünkel und Obscurantismus war, die aber zum Kampfe der Freiheit ward gegen Unterdrückung, der Jugendkraft gesunden Volksgeistes wider die Schemen und Popanze hinsiechenden Kastengeistes.

Dieser, aus gereifterer Bildung und Einsicht der Völker hervorgehende Geist der Zeit durchdrang auch in Deutschland alle Zustände, alle Verhältnisse, alle Bezüge, und forderte unabweislich politische Fort-

bildung. Reactionäre oder opponirende Beſtrebungen dagegen oder ſtarres Feſthalten an dem Beſtehenden führten nur zum Verderben der Staaten. Das ſchwere Mißgeſchick Preußens begann, als es im Innern ſich verfeſtigte gegen die von dem Zeitgeiſt geforderte politiſche Fortbildung, als es nach außen hin ſich abſonderte aus dem Geſammtleben der deutſchen Nation. Des Glückes Stern begann ihm wieder zu leuchten, als es jene Verfeſtigung und Abſonderung wieder aufzugeben anfing, als es den rationellen Prinzipien die ihnen gebührende Vorherrſchaft wieder zuerkannte. Aber dieſer Stern umwölbte ſich wieder in dem Maße, als ihm verſagt wurde, an der höhern, echt germaniſchen, politiſchen Lebensentwicklung Theil zu nehmen, durch welche die ſüdweſtlichen Staaten Deutſchlands ſich zeitgemäß verjüngten, als es ſogar den abſolutiſtiſchen Tendenzen der öſtlichen Herrſcher ſich anſchloß*).

Ganz frei ausgeſprochen und ungeheuchelt waren die liberalen Tendenzen der preußiſchen Regierung in den Jahren 1808 bis 1815; ſie entfaltete die größte Thätigkeit in einer regenerirenden Geſetzgebung, faßte die letzte Vollendung des Organismus

*) Halliſche Jahrbücher, 1841, Nro. 73.

in's Auge und ſprach wiederholt die Abſicht aus, eine Nationalrepräſentation zu begründen. Sie erhielten dadurch größere Bedeutung, daß ſie officiell in vorbereitenden Erlaſſen wie in begründenden Geſetzen ohne Hehl und offen ausgeſprochen wurden. Ihre erſte Begründung hatten ſie durch Stein erhalten, der vorbereitend durch ſeine Städteordnung dahin wirkte auf geſetzlichem Wege, außerdem aber unumwunden ſeine Geſinnung und Anſicht ausſprach in ſeinem ſog. politiſchen Teſtamente, dem „Sendſchreiben an die oberſte Verwaltungsbehörde vom 24. November 1808", bei ſeinem gezwungenen Austritte aus dem preußiſchen Staatsdienſte, worin er — wenn auch nur für kurze Zeit — als Premierminiſter ſo ſegensreich gewirkt hatte. Unumwunden ſprach er darin die Worte aus:

„Das nächſte Beförderungsmittel ſcheint mir eine allgemeine Nationalrepräſentation. Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unſers Königs. Aber damit dieſes Recht und dieſe unumſchränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, ſchien es mir nothwendig, der höchſten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch

ſie die Wünſche des Volks kennen lernen und ihren Beſtimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm ſogar die Verwaltung ſeiner Communalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Oppoſition mit ſich zu betrachten. Daher iſt Widerſtreit oder wenigſtens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Exiſtenz des Staates. Wo Repräſentation des Volkes unter uns bisher ſtattfand, war ſie höchſt unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher, jeder active Staatsbürger, er beſitze hundert Hufen oder eine, er betreibe Landwirthſchaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder er ſei durch geiſtige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräſentation. Mehrere mir hierzu eingereichte Pläne ſind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Befeſtigung eines ſolchen Planes hängt Wohl und Wehe unſers Staates ab; denn auf dieſem Wege allein kann der Nationalgeiſt poſitiv erweckt und belebt werden."

Sicherſtellung des Rechts, der Freiheit, der

selbstthätigen Kräftentwicklung Aller gegen Zufälligkeit jeder Art, besonders gegen zufälligen Wechsel des Regierungssystems wird für alle Staaten der gebildeten Welt gefordert; sie sind die Nothrequisite ihrer Existenz. Dies kann nur durch eine Repräsentation des Volkes geschehen, und dadurch kann, wie schon der Freiherr von Stein und später der Fürst von Hardenberg *) anerkannte, nur allein „ein Geist, ein Nationalinteresse an die Stelle der ihrer Natur nach immer einseitigen Provinzialansichten treten."

Deutlich spricht sich diese Absicht des hochseligen Königs, auf solchem Fundamente ein solches Verfassungswerk zu gründen, überall in den die Volksvertretung betreffenden Gesetzen und Verordnungen aus. So heißt es darin:

„Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die Berathung aller Gesetze, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung, be-

*) Verordnung vom 27. Februar 1811 in Rumpf's Sammlung der Gesetze wegen Anordnung der Provinzialstände. S. 2.

treffen." Alle Geſetze und ihre Berathung fallen unter eine von dieſen Rubriken, und das namentlich hervorgehobene: „mit Einſchluß der Beſteuerung" begreift das ganze Staatsbudget, alle öffentlichen Einrichtungen und Anlagen, inſofern ſie Geldmittel erfordern, in ſich, und überweiſt ſie der Discuſſion der Landesrepräſentanten. Das Wort „Berathung" ſchließt keineswegs das Zugeſtändniß einer Entſcheidung (einer entſcheidenden Stimme) der Repräſentanten aus; denn eine bloße berathende Kammer wäre ein Unding. Dazu heißt es im Eingange des Geſetzes: es ſoll eine Verfaſſungsurkunde entworfen werden; eine Urkunde aber ſtellt Rechte feſt, und eine bloße Berathung iſt kein Recht. Das Geſetz verheißt eine geſetzgebende Kammer; in dieſem Sinne iſt es von der Nation aufgenommen, und die Regierung ſelbſt hat dieſe Auslegung nie verworfen, auch da nicht, als ſie ihre frühern Tendenzen weſentlich geändert hatte; denn in dem Geſetze wegen Einführung der Provinzialſtände heißt es: es ſollen durch dieſelben die ſtändiſchen Inſtitutionen begründet werden, und am Schluſſe wird die Organiſirung der Repräſentantenkammer noch in Ausſicht erhalten. Es ſtellt ſich mithin als

über jeden Zweifel erhoben die Ansicht dar, daß die Ausführung des Gesetzes vom 22. Mai 1815 in der That ganz wesentliche Beschränkungen der königlichen Macht herbeiführen und nichts geringeres sein sollte, als eine Constitution *).

Stellt sich hiernach die Tendenz der preußischen Gesetzgebung als auf Einführung einer vollständigen Volksrepräsentativverfassung einzig und allein gerichtet dar, so ist es erforderlich, nunmehr darzuthun, daß Preußen in Berücksichtigung der Heterogenität und Besonderheiten seiner gegenwärtigen Zustände, Verhältnisse und Bezüge noch nicht in dem Maße gereift erscheint, um des Segens einer Repräsentativverfassung in seinem vollen Umfange theilhaft zu weden.

Preußen, bis auf Friedrich den Großen ein — wenn auch nicht ganz, doch zum großen Theil homogene Königthum, ist, von jenem Regenten beginnend, im Laufe der Zeit ein Reich geworden,

*) Hallische Jahrbücher, 1841, Nro. 65.

das ſowohl in ſeinen Territorialbeſtandtheilen als in ſeinen Bevölkerungselementen nach Abſtammung wie nach religiöſen und kirchlichen Verhältniſſen, und ferner in ſeinen Staatseinrichtungen und ſeinen politiſchen Verhältniſſen noch nicht durch Verſchmelzung derſelben zu jener Einigung und Einheit gelangt iſt, die den politiſchen Organismus weſentlich bedingt. Zu dem Territorialgebiet, wie es unter Friedrich Wilhelm I. beſtand, geſellten ſich Friedrichs's des Großen Eroberungen; die ſpätere Beſitznahme neuer Theile Polens und die Eroberung Weſtphalens und der Rheinprovinz waren neue Alluvionen; dazu kommen noch die Theile der Bevölkerung, welche von den in früherer Zeit wegen Religionsbedrückungen aus verſchiedenen Ländern und Landestheilen nach Preußen Ueberſiedelten abſtammen. Katholizismus, Proteſtantismus und Judenthum ſind die religiöſen Elemente des Reichs; die Gleichförmigkeit der Staatseinrichtungen beſteht nur hinſichtlich der Provinzial- und Bezirks-Staatsbehörden, in der allgemeinen Volksbewaffnung und in dem Gewerbe- Claſſen- Zoll- und Verbrauchs-Steuerweſen, und was ſchließlich die politiſchen Verhält-

niſſe betrifft, ſo gehören nur etwas über drei Fünftel des Reichs zum deutſchen Staatenbunde. *)

Daß zuvörderſt die Behauptung der Heterogenität der Territorialbeſtandtheile und Bevölkerungselemente gegründet iſt, bedarf keines bataillirten Beweiſes, ſondern nur eines Blicks auf eine Karte des preußiſchen Staats und in eine Geſchichte der Bildung und Entwicklung deſſelben; überall trifft man auf verſchiedene Volksabſtammung, auf beſondere Nationalität, ſelbſt auf verſchiedene Sprachen (deutſch, franzöſiſch, polniſch) in den verſchiedenen Provinzen. Sogar einzelne Provinzen hegen verſchiedene nationale Beſtandtheile in ſich.

Die Heterogenität der confeſſionellen Elemente liegt nicht minder gleichfalls überall offen am Tage; ſie haben ſich obenein noch ſeit der Befreiung des Vaterlandes vom franzöſiſchen Joche und Einfluſſe, beſonders in den letzten 3 — 4 Jahren mehr geſondert und ſtehen geſchiedener und ſchroffer einander gegenüber.

Die Heterogenität der Stände iſt ebenſowenig zu verkennen und zu leugnen, und ihre Beſtrebungen gehen nach den verſchiedenartigſten Richtungen

*) Vgl. Halliſche Jahrbücher, 1841, Nro. 71.

auseinander; sie stehen obenein gegenwärtig, wie die confessionellen Elemente, schroffer und starrer aus- und gegeneinander, als in früherer Zeit; und unter den einzelnen Ständen selbst herrschen wiederum neue Besonderheiten. Während der katholische Theil des Adels in Posen, Westphalen und Rheinland sich den Bestrebungen der Hirarchie der römischen Kirche angeschlossen hat in fester Bundesgenossenschaft, ist der Adel Ostpreußens geschieden durch heterogene Verfassungsansichten; was vom Adel gilt, gilt in denselben Bezügen auch von den übrigen Ständen.

Wir können diese drei Besonderheiten der Nationalität, Confession und des Standes die natürlichen nennen. Sie sind aber nicht die einzigen heterogenen Elemente, welche sich im preußischen Staate vorfinden; vielmehr kommen noch andere hinzu, welche man die künstlichen nennen könnte, da sie nicht aus den natürlichen Verhältnissen des Staates hervorgegangen, sondern durch die Regierung selbst in's Leben gerufen sind. Und dahin sind vor allen die verschiedenartigen rechtlichen Elemente zu zählen. Verschiedenes Recht und verschiedene Gesetze, sowohl durch positive Gesetzgebung ein-

geführt, als durch Rechtsgewohnheiten und Rechtsgebrauch von Alters her bestehend, sind überall an der Tagesordnung. Während im ganzen Reiche diesseits des Rheins das allgemeine preußische Landrecht als Gesetzbuch gilt, besteht in der Rheinprovinz die französische Gesetzgebung als hauptmaßgebend, neben beiden gilt eine Unzahl durchaus divergirender Provinzialgesetze. Das Alles bedarf wiederum keines Beweises; es ist eine jedem bekannte Thatsache.

Daß unter diesen so zahlreich obwaltenden Besonderheiten jede Einigung und Einheit, jede Gemeinsamung mangelt und von einem vollständigen, wohlgeordneten, politischen, innern Organismus keine Rede sein kann, ist ebenso einleuchtend.

Wie sollen sich nun diese heterogenen Elemente und Interessen, wenn deren gewählte Vertreter zu einem allgemeinen Landtage zusammenberufen werden, zu einem Ganzen, zu gemeinsamen Beschlüssen und Allen zusagenden Gesetzen und Bestimmungen, zu allgemeinen gesetzlichen Normen vereinigen, daß der Segen einer allgemeinen Volksvertretung kund werde in einem Lande wie Preußen, wo fortschreitende Aufklärung und stabiler Ultramontanismus, Verstandeshelle und Mystizismus, liberale und ab-

ſolutiſtiſche Beſtrebungen nebeneinander beſtehen, und offen und geheim einander opponiren und ſich zu bekämpfen ſtreben? —

Man wird den Einwurf machen, daß auch in andern, namentlich deutſchen Ländern und zwar in ſolchen, worin allgemeine landſtändiſche Verfaſſung eingeführt ſei und ſich ſegensreich bewähre, gleiche oder ähnliche Verhältniſſe obwalten. Die Wahrheit dieſes Einwurfs läßt ſich zwar nicht läugnen; aber eben ſo wahr iſt es, daß dieſe Beſonderheiten nirgend den Grad von Abſonderung erreichten, nirgend ſo ſehr divergirend ſich geſtaltet haben, als gerade in Preußen. Das hat ſich beſonders kundgegeben in den Sitzungen der letzten Provinziallandtage, wozu wir in einem ſpätern Artikel übergehen.

Erſt wenn dieſe natürlichen und künſtlichen Beſonderheiten ſich ausgeglichen und zu einem Ganzen verſchmolzen haben, hat Preußen den Grad der Reife erreicht, der den vollen Genuß der Vortheile einer allgemeinen Volksvertretung und Repräſentativverfaſſung ſichert. Dieſe Reife durch Erlangung der erforderlichen Einigung und Einheit zu erreichen, ſei das unabläſſige Beſtreben der Staatsregierung und des Volkes in allen ſeinen

heterogenen Elementen. Iſt dieſe Verſchmelzung und Gemeinſamung der verſchiedenen, ſchier feindſeligen Beſtandtheile und Geſinnungen und Beſtrebungen erreicht, ſo wird das Uebrige nicht fehlen.

Zwiſchen Individualität und Menſchheit ſteht als Mittelglied die Nationalität. Aus der Verſchmelzung der Individualitäten der verſchiedenen Provinzen eines Staates, aus der Veramalgamirung der Provinzialbeſonderheiten in eine Nationaleinheit entſpringt die Nationalität, und aus ihr gemeinſames Nationalintereſſe, der Hebel des innern Lebens und Strebens einer Nation.

Rußland's Gränzsperre.

Was bezweckt Rußland durch die Gränzsperre? — Dieſe Angelegenheit berührt nicht bloß die öſtlichen Provinzen, ſondern ganz Deutſchland, und es handelt ſich dabei gewiſſermaßen um die Zukunft von ganz Deutſchland. Beabſichtigt Rußland etwa, die Induſtrie und den Handel Polens durch die Abſchließung dieſes Landes zu heben? Das iſt gewiß nicht ſein Hauptzweck, wie ſehr es auch den materiellen Wohlſtand ſeiner Völker zu begünſtigen, wie großen Nutzen daraus zu ziehen es ſuchen mag. Rußland weiß recht gut, daß die Macht einer Nation ſich hauptſächlich mit auf deren Gewerbthätigkeit ſtützt, daß äußere Nationalcultur für eine um Weltherrſchaft ſtreitende Macht heute unumgänglich nothwendig iſt; aber es weiß eben ſo gut, daß das friſche, kraftvolle Aufblühen derſelben in den nichtruſſiſchen Reichstheilen der erſehnten Einheit ſeines

Ganzen gefährlich werden könnte. Es ordnet daher den kleinern Zweck dem größern unter, es steht selbst nicht an zu zerstören, wenn dem Hauptzweck damit gedient wird. Die russische Politik beherrscht ein Hauptgedanke, von dem sie nimmer abweicht. Dieser hat einen Träger im Senat, und ist so tief gewurzelt, daß schon vor Zeiten dunkel und unbewußt in ihm gewirkt ward. In Karl XII. und Peter dem Großen spiegeln sich, in dem einen das Germanenthum im andern das Russenthum ab. Der eine handelt einzeln, kühn, offen, Ein Mann; der andere umfassend, aber mit verborgenem Ziel und jedes Mittel gebrauchend. Wäre es Rußland vorzugsweise um den Aufschwung der Industrie Polens zu thun, so würde es mäßige Schutzzölle und keine Handesblokade einführen; es würde nicht den Grund und Boden wieder in Fesseln schlagen, nicht das Landvolk zum alten Zustand zurückführen, nicht die Schulen verfallen lassen, die höhern Bildungsanstalten aufheben, Religion und alte Sitte antasten. Es fürchtet eben nur den deutschen Fleiß, die deutsche Intelligenz, welche am wirksamsten zur Belebung der Industrie jenes Landes beitragen könnten. Das Wohl der ihm incorporirten Völker steht nicht

auf dem wirklichen Vorplane des großen Reichs. Was iſt aus ſeinen deutſchen Oſtſeeländern geworden? — Deutſches Leben iſt darin nur noch bleicher Schatten, hinter verſtaubte Akten, alte Gemäuer und einſame Ruinen verſcheucht. Kurland, das mit dem Schein wenigſtens auch einige Reſte von Unabhängigkeit und altem Weſen länger als die andern bewahrte, iſt unter ihnen allein noch nicht verkommen; aber in Eſthland und Livland ſieht es gar traurig aus — der Bauer dort wie ſeine Hütte iſt weit ärmlicher, ſchmutziger, zerfallener als der Bauer und deſſen Haus im Innern Rußlands. Der erſte Zweck, den dies Reich nach innen verfolgt, iſt der: allen Theilen deſſelben Einen Stempel, Einen Geiſt, Einen Charakter, oder vielmehr eine Geiſt- und Charakterloſigkeit zu geben. Denn trennt, entwurzelt man ein Volk nicht ſchlechthin von Allem, wenn man ihm fremde Sprache, fremde Religion, fremde Sitte aufzwängt? Nach Außen verfolgt Rußland beharrlich die Politik: ſich auf Koſten ſeiner Nachbarn zu vergrößern und überall Stützpunkte zu neuen Erwerbungen von Land, Freunden und Einfluß zu gewinnen. Darum ſucht es die benachbarten Länder zu ſchwächen, weil nichts

mehr als die Schwäche anſtoßender Gränzen den Weg zu Vergrößerungen bahnt. Es ſchließt ſich ab, um in ſich ſelber eins zu werden, um ſein Gewicht den Nachbarn fühlbar zu machen und dieſen gelegentlich viel gewähren, noch mehr verſprechen zu können. Bei allen äußern Fortſchritten, die Rußland macht, iſt ſein inneres Leben, gleich den daſſelbe abſpiegelnden Formen, ſtarr, knöchern, unfruchtbar. Bei der Starrheit im Innern, drängt ſeine ganze Bildung, ſeine ganze Macht nach außen. Dem durchaus entgegengeſetzt weht und wirkt der germaniſche Geiſt aus dem Innern heraus und in das Innere hinein. Bei lebhafter, naturgemäßer Wechſelwirkung an den Gränzen, würde ſich das germaniſche Element bildender, kräftiger erweiſen als das ruſſiſche. Das ſucht Rußland zu verhüten. Weil es beim Lebenlaſſen ſeine Art nicht an die Enden ſeines Reichs verpflanzen könnte, will es hemmen, wo möglich aufheben. Daher auch die Gränzſperre, die Noth der öſtlichen Provinzen Preußens eine deutſche Noth, eine deutſche Beengung; denn Deutſchland verliert dadurch an Kraft und Sicherheit im Oſten, auf ſeiner ſchwächſten, offenſten Seite. Ein Land wird nicht bloß dadurch ge-

ſchwächt, daß man einen Streifen oder ein Glied von ihm lostrennt, ſondern auch durch alles das, was deſſen Fortſchritt Stillſtand gebietet, ja ſchon durch die bloße Vergrößerung der Nachbarn bei eigenem Stillſtand.

Darum darf Deutſchland eines Theils nicht hoffen, daß Rußland von dem ihm eigenſten Princip und Willen, gleichſam von ſich ſelber ablaſſe, und anderntheils nicht zögern, gegen die Nachtheile und Gefahren, welche ihm daraus erwachſen, bei Zeiten Vorkehrungen zu treffen. Wir ſind nur zu geneigt, den eigenen Maaßſtab an die Zuſtände anderer Staaten zu legen, nach der eigenen Moralität die anderer zu ſchätzen, in den eigenen Wünſchen die Anderer zu erkennen. In jeden Staat iſt ein Grundprincip gelegt, das mit ihm dauert, das, jung und kräftig, ihn zur höchſten Stufe; entartet zum Fall führt. Deutſchland hat — wenigſtens ſeit die Völkerzüge vorüber — kein Princip in ſich, das zur Eroberung treibt. Es ſchonte, ordnete, ſchlichtete, verſöhnte, wenn es geſiegt hatte, wenn der Völker Schickſal in ſeiner Hand ruhte; das iſt ſein Ruhm, hoffend in Gott auch die Gewähr ſeiner Dauer. Ja, es ging in der großmüthigen

Richtung oftmals zu weit, wie beim letzten Frieden. Rußland entnahm dem germaniſchen Einfluß Polen und Finnland, England entſchädigte ſich durch weite überſeeiſche Länder, und Deutſchland ſuchte nicht einmal ſeine alten lebendigen, ſeine ſprachlichen Gränzen wieder auf! Rußland, Frankreich, England haben ſeitdem noch Vieles dazu erworben — Deutſchland gar nichts! Kaum begreifen wir den Alles überbietenden Trieb, die ſonſt durch nichts zu erſetzende Luſt anderer Völker zu Eroberungen, die dadurch geſchmeichelte Nationaleitelkeit. Darum ſind wir in Nationalpolitik auch leicht zu täuſchen. — Der ruſſiſche Staat hat aber das Princip an ſich, das zu Vergrößerungen, zu äußerer Beſchäftigung und Kraftanſtrengung nöthigt, er hat es mit allen weſtaſiatiſchen Großreichen gemein: er muß ſich ausdehnen; kein Willen, ſelbſt nicht der des Kaiſers, kann es hindern — oder er verfällt. Das iſt das äußere Leben der Staaten, die ohne inneres ſind.

Mit dem bisher Geſagten wollen wir auf die Dringlichkeit, auf die politiſche Nothwendigkeit hindeuten, daß gegen das Schwächen und Drängen Rußlands früh genug Abwehren getroffen werden müſſen. Wurzelt einmal die Ueberzeugung, daß da-

gegen etwas geſchehen müſſe, ſo findet ſich bald, was und wie. Nur einige Fia desideria für die Wohlfahrt der öſtlichen Provinzen Deutſchlands, mögen hier ihren Platz finden.

Rußland verſchließt uns den Markt in Polen; nichts iſt natürlicher, als daß wir einen ſolchen anderswo wieder aufſuchen; daß wir in neue Handelsverbindungen wieder eingehen. Liegt unter den gegenwärtigen Verhältniſſen wohl irgend etwas näher, als ein inniges Anſchließen in Handel und Wandel Preußens an Oeſterreich, eine Deutſchland kräftigende Verbindung zwiſchen den beiden größten deutſchen Staaten?

Ein zweites Mittel zur Aushülfe unſerer öſtlichen Provinzen wäre die Anlage einer großen Verkehrsſtraße, als deren Endpunkte ich Trieſt und Danzig bezeichne. Eine ſolche iſt leichter herzuſtellen, als es beim erſten Anblick erſcheinen mag; ſie wird nothwendig, wenn Rußland eine Eiſenbahn von Krakau über Warſchau, Grodno nach den Oſtſeehäfen anlegt. Die öſterreichiſche Nordbahn iſt ſchon faſt bis an die ſchleſiſche Gränze vollendet, ſie wird fortgeſetzt bis Lemberg, ja bis Brody, hart an die ruſſiſche Gränze und an den Pruth. Von Wien

aus werden andere Bahnen nach Ungarn hinein und nach Trieſt oder Fiume angelegt. Schließt Preußen nun eine Eiſenbahn in Schleſien an die öſterreichiſche Nordbahn an, und führt ſie über Breslau, Poſen, Bromberg nach Danzig, ſo hat es durch die ganze Länge ſeiner Gränzprovinzen und deren Hauptorte, eine gerade Verbindung zwiſchen Trieſt, der Donau, Wien und der Oſtſee; zwiſchen dem Süden und Norden auf weit kürzerm Wege bewerkſtelligt, als es Rußland irgend wie vermag.

Staats-Anlehen.

Ich bin als erklärter Feind einer Nationalschuld und einer Nationalbank in's Amt getreten, und habe mich ernstlich bemüht, eine Rückkehr dazu unnöthig zu machen.

Van Buren,
Präsident des nordamerikanischen Freistaats,
im Jahre 1840.

Das Anlehn-System ist das abscheulichste aller Systeme; und das öffentliche Vertrauen, Credit genannt, ist der gefährlichste Feind der Freiheit; theils indem er dem Despotismus die Mittel in die Hände spielt, sich zu erhalten und die Ausführung seiner bösen Absichten erleichtert; theils Intriganten und Glücksrittern Gelegenheit aller Art verschafft, sich zum Schmauß des öffentlichen Vermögens zuzudrängen.

Anleihen führen zu Anleihen — und wo ist ihr Ziel? Bald reicht der Grund und Boden des ganzen Landes nicht mehr hin, den Darleihern Sicher-

heit zu gewähren. Mittelst der Zinsen, welche der Staat seinen Gläubigern bezahlen muß, werden die Abgaben so grenzenlos gesteigert, daß der Bürger sie nicht mehr erschwingen kann, gepfändet — zum Bettler wird; während wenige Intriganten Millionen auf Millionen häufen. Die Verlegenheit des Staats nimmt dann immer zu: die Einnahme vermindert sich, die Ausgabe bleibt dieselbe, weil man nicht sparen will, das Deficit nimmt zu — guter Rath wird theuer. — Zuletzt macht der Staat bankrot; milde Stiftungen, Wittwen und Weisen, die ihr Vermögen in Staatspapieren anlegen mußten, gehen zu Grund — es entsteht eine Revolution.

Oesterreich machte im Jahre 1839 abermals ein Anlehen. Die vier privilegirten Banquiers, die in solchen Fällen das Monopol oder das Vertrauen der Minister ausschließlich besitzen, schlossen es mit dem Staat al pari ab. Den andern vorzüglich begünstigten Wiener Banquiers wurden von den Privilegirten aus Gefälligkeit, unbedeutende Summen, zu 10 Procent Agio überlassen, und von nun an stieg der Cours dieser mit Lotterie verbundenen Obligationen von Tage zu Tage so, daß beiläufig nach Verlauf eines Jahres,

am 13. März 1840, derſelbe 144, das heißt, 44 Procent Agio ſtand. Läßt ſich ein größerer Schwindel denken? Wie verderblich dieſe ungeheure Agiotage für den Staatsſchatz iſt, läßt ſich daraus abnehmen, daß der Staat zu Benapartes verhängnißvollen Zeiten, wo ſein Credit ſchwankte, ſeine Obligationen mit 10 % Verluſt verkaufen mußte, und der Tilgungsfond ſie nun mit 10 % Agio zurückkaufen muß, folglich der Staat, außer den hohen Zinſen, 50 % am Capital verliert. Die Miniſter, die dieſes einſehen ſollten, bereichern ſich aber ſelbſt bei dieſem Spiel; und um es zu verewigen, machen ſie — mit Lotterien verbundene Anlehen, wo das Capital kaum eingezahlt, theilweiſe auch wieder zurückbezahlt, und im Verlauf weniger Jahre ein neues Anlehen nothwendig, das Spiel und ihr Gewinnſt verewigt wird, die Staatsfinanzen aber, mit ſammt den Unterthanen zu Grunde gehen. Letztere d. h. die Unterthanen, werden außerdem mit trügeriſchen Güterlotterien beglückt, die nicht weniger zur Bereicherung der Staatscaſſe und zu ihrem Untergang beitragen; und um das Maas voll zu machen, raubt man den Handwerkern, Dienſtboten und Tagelöh-

nern ihren mühsam verdienten Groschen mit dem unheilschwangern Lottospiel aus der Tasche, und führt Verzehrungssteuern ein, die drückend auf den ärmern Classen lasten, während die Reicheren unbedeutend davon berührt werden.

Nicht ohne Besorgniß blickt jeder ruhig Beobachtende auf die Finanzweisheit dieser Zeit. Allerwärts zeigt sich eine beunruhigende Stimmung, vom richtigen Verhältniß zwischen Ausgaben und Einkünften abzuweichen. Nach einem 25jährigen Frieden öffnet sich so ziemlich in allen Staaten — seien sie absolutistisch, oder constitutionell regiert, die trübe Aussicht in eine Zukunft, wo ein gewaltiger Mißstand zwischen Ausgaben und Einnahmen und als dessen unausbleibliche Folge leider eine endliche Lähmung der Industrie, eine Stockung in dem bisherigen Aufblühen der Länder eintreten muß. Es ist in der Völkergeschichte gewiß eine neue, aber keineswegs erfreuliche Erscheinung, daß Frankreich, unter fortwährenden Versicherungen seiner Friedfertigkeit, 400 Millionen Gulden für Befestigung seiner Hauptstadt verausgabt. Das einzige wirksame Mittel, die Uebel, die aus einem solchen Stand der Dinge entspringen müssen, zu hemmen, würde sein, das Volk

durch ächte Aufklärung und richtige Benutzung der Presse, von Kriegsgelüsten zu entwöhnen, statt zu Feindseligkeit, Eifersucht und militärischer Rivalität aufzumuntern. Im Jahre 1841 gerieth der französische Finanzminister Humann in einen Kampf mit dem Banquiers über das projectirte Anlehen. Er bot es ihnen zu 77 in dreiprocentigen Renten an, sie aber verlangten günstigere Bedingungen, und wendeten ihren Credit an, die Rente herabzudrücken, um den Minister zu zwingen, in seinen Forderungen herabzugehen, während er drohte, das Anlehen auf das nächste Jahr zu verschieben, in der Voraussetzung, daß die Banquiers bei dem Ueberfluß von Geld auf dem Platze nicht so lange aushalten können. Dies ist die Folge des Systems, Anlehen durch Banquiers zu machen, während nie eine bessere Gelegenheit war, sich dieses theuren und verderblichen Zwischenglieds zu entledigen. Daß Staaten wie Spanien, Portugal und Rußland sich der Banquiers bedienen, um Geld aus dem Ausland herbeizubringen, ist begreiflich; aber daß ein Staat wie Frankreich, der an Geld überfließt und dessen Credit der sicherste in Europa ist, ihrer bedürfe, um den Capitalisten Vertrauen einzuflößen, ist ein fast

unglaublicher Irrthum. Das Geld ist in Paris 3¾ bis 4 % werth, und wenn der Finanzminister erklärte, daß die Staatscasse Geld zu diesem Fuß und al pari annehme, so würden die kleinen Capitalisten wohl den Weg zur Staatscasse finden, ohne durch die Hände der Banquiers zu gehen, und der Staat würde der verderblichen Anlehen mit nominalem Capital los, unter denen die französischen Anlehen so sehr leiden; dadurch würde auch für diese neuen Fonds das Börsenspiel unmöglich gemacht, indem es sich nie auf Fonds mit fixem Capital wirft, da diese immer aufgekündigt werden können, sobald der Zinsfuß im Lande fällt und der Ueberfluß an Capitalien den Werth der Renten über Pari hinauftreibt. — Der Staat würde dabei nie mehr durch das Amortissement zurückbezahlen, als er erhalten hätte, er würde nie höhere Zinsen zu bezahlen haben, als die allgemein gebräuchlichen, und das Capital der Börsenspiele würde der Industrie zurückgegeben.

Befänden sich die öffentlichen Angelegenheiten in Händen von Männern, denen das allgemeine Wohl am Herzen läge — wahrlich! die Welt würde ganz anders und besser sein, als sie ist. Lei-

der aber gestalten sich die gesellschaftlichen Einrichtungen dieses seiner Aufklärung halber so gerühmten Jahrhunderts nur zum Verderben: — das allgemeine unterliegt dem Privat-Interesse; der Besoldete votirt die Steuern, der Monopolist setzt die Bedingungen des Handels und der Consumtion fest, und beunruhigt oft in seinem eigenen Interesse die Gemüther durch seinen ungeheuren Gewinn und indem er mit sich selbst in Concurrenz tritt.

Gleichviel, ob dieses oder jenes Individuum an der Spitze des Staats steht oder Minister ist: — je älter man wird, je mehr überzeugt man sich, daß auf Menschen nicht zu rechnen ist; Bonaparte oder Louis Philipp; Solignac oder Thiers — alle sind sich gleich und die Fähigsten sind meist für das öffentliche Wohl die Gefährlichsten. — So lange Reichthum, Macht und Ehren zu erwerben sind, wird es an Menschen nicht fehlen, die sich zu den öffentlichen Angelegenheiten drängen, und sie werden immer Anhang finden.

Amerika ausgenommen, das im Verlauf verhältnißmäßig weniger Jahre alle seine Schulden aus dem Freiheitskampfe redlich bezahlte und statt Defizit, Ueberschuß in seinen Einkünften hat, überhaupt

in jeder Hinsicht rühmlichst ausgezeichnet zu werden verdient, waren die meisten europäischen Staaten schon öfter in den Fall, das Capital ihrer Schuld oder die Interessen desselben zu reduciren; und neue Bankerote sind unabweislich.

Wie nahe oder entfernt die Catastrophen sein mögen, liegt in der Hand des Zufalls. Vorsichtige Menschen sollen durch die Vergangenheit gewarnt, und durch ihre Vernunft geleitet, in Zeiten für ihr eigenes und für ihrer Kinder Wohl, Sorge tragen.

Caricaturen und Silhouetten

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Vom

Verfasser des Mefistofeles.

O wittre, Censur,
Du Neufundlandshund spürnasige,
Nur nicht gleich Hochverrath — ich bitte herzlich!
Man ist doch auch, so zu sagen, ein Deutscher.
Immermann's Gedichte.

Zweite Sammlung.

Coesfeld:
Verlag der Rieseschen Buchhandlung
1844

Seite.

Caricaturen und Silhouetten des neunzehnten Jahrhunderts.
(Statt des Vorworts.)

J. Görres und seine Metamorphosen . . . . . 1.

Preussen und die Hierarchie . . . . . 23.

Der Dom zu Köln im Verhältnisse zu weithistorischen Entwickelung der Gegenwart von Fraling . . . 34.

Die Mäßigkeitsvereine deutschen Ursprungs . . . . 40.

Bilder und Bildchen aus Leben und Akten:

Eine Assisensitzung . . . . . 50.
Das Ende der Empörer . . . . . 54.
Jonk vor den Riesenassisen zu Trier . . . . . 57.
Procedur wider der Demagogie Verdächtige . . 62.
Der „Verfasser des Mefistofeles" als Pasquillant wider Lodie . . . . . 64.

Friedrich von Gentz in den Jahren 1805 bis 1810 . 68.

Blick auf die Türkei und ihre Zustände . . . . . 92.

Handelsgeist 105

Caricaturen und Silhouetten
des neunzehnten Jahrhunderts.

(Statt des Vorworts.)

„Caricaturen und Silhouetten" des neunzehnten Jahrhunderts habe ich die Sammlung von kleineren Producten meiner Feder genannt, deren zweite Folge ich dem Publikum hier vorlege. Ich scheine einigermaßen mißverstanden zu sein, indem man aus und von dem Titel auf etwas Anderes geschlossen hat, als was ich habe geben wollen und gegeben habe. Wenigstens gibt sich dieses aus der nachfolgenden Recension der ersten Sammlung kund, welche der Sprecher oder rheinisch-westfälische Anzeiger in seiner Nro. 58 gebracht hat. Sie lautet also:

„Es ist fast unbegreiflich, woher der Verfasser die Zeit zu seinen literarischen Arbeiten hernimmt. Bekanntlich rauben ihm seine Berufsgeschäfte einen guten Theil der Tageszeit; Büreauarbeiten stumpfen den Geist, selbst den kräftigsten, ab, und dennoch, welche Fülle von schriftstellerischen Productionen: Sechs Hefte Mefistofeles, wovon die beiden letzten, den dritten Theil bildend, noch in diesen Blättern besprochen werden sollen,

Der erste Aufsatz ist betitelt: „Preußen unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV.“ und bezeichnet den Verfasser als Anhänger der „Hegemonie“, ohne daß er die innern Anforderungen verkannte, die Preußen an sich selbst zu machen hat, wenn es dieser Rolle gewachsen bleiben will. Es werden sowol die innern Verwaltungsverhältnisse der Monarchie als auch ihre Beziehung nach Außen, zu Deutschland und Europa gewürdigt.

In allen fünf Aufsätzen der „Caricaturen und Silhouetten“, in denen übrigens weder Caricaturen noch Silhouetten zu erkennen sind, handelt es sich ersichtlicher Weise um Gegenstände von hoher Wichtigkeit, die in meist klarer und allverständlicher Fassung wohl geeignet sind, förderssames Nachdenkenzu erwecken.“

Also die Anzeige meiner Schrift im „Sprecher“, „in deren fünf Aufsätzen weder Caricaturen, noch Silhouetten zu erkennen sind.“ Diese Äußerung veranlaßte allein den Wiederabdruck der Recension und die nachfolgenden Anführungen. Der Recensent vermißt in der Schrift Caricaturen und Silhouetten, obwohl sie diese Bezeichnungen an der Stirn trägt. Er hat Recht und Unrecht zugleich; Recht — insofern ich keine Caricaturen auf das neunzehnte Jahrhundert gegeben habe, Unrecht — weil ich dieselben nicht geben wollte, obwohl dieses Unrecht vielleicht durch mich in Folge des gewählten Titels veranlaßt ist. Ich wollte keine Caricaturen geben,

wie man sie z. B. auf den deutschen Michel gegeben hat; ich wollte keine Zerrbilder erfinden und die Erfundenen zeichnen, sondern nur solche Zustände und Begebnisse wiedergeben, welche das neunzehnte Jahrhundert selbst gegeben hat, und die sich als Zerrbilder selbst darstellen. Um fernerer Beispiele überhoben zu sein, frage ich nur: ist das „Autodafee der Brittischen Manufacturwaaren im Großherzogthum Berg" (S. 57 — 67 der ersten Sammlung) während der Fremdherrschaft keine Caricatur der Steuerverwaltung?. Finden sich in den obigen Artikeln jenes ersten Heftes nicht andere carikirte Maaßnahmen und Erscheinungen im staats- und öffentlichen Leben verzeichnet? Ist nicht Görres, wie er hier aus seinen eigenen Schriften, mit seinen eigenen Worten geschildert wird oder vielmehr sich selbst schildert, eine literarische Caricatur?

Somit rechtfertigt sich jedenfalls der Titel durch den Inhalt, das Angekündigte durch das Gegebene.

Den übrigen Inhalt der Sammlung wollte ich durch das Wort: Silhouetten bezeichnen. Sie sollten Copien von originalen Zuständen und Erscheinungen des 19. Jahrhunderts sein, Schilderungen und Aufzeichnungen von Begebnissen und Verhältnissen unseres Säculums. Ich nannte sie bescheiden nur Silhouetten, nicht Portraits, da ich selbst einsah,

daß ihnen vieles fehlte, um den letzteren Namen zu verdienen. Haben sie vor den Augen des Recensenten auch als Silhouetten keine Anerkennung gefunden, bescheide ich mich dessen gern, vindicire aber ihre Silhouettenmanier in der Hinsicht, daß sie wenigstens Schwarz auf Weiß dem Beschauer entgegentreten.

J. Görres und seine Metamorphosen.

Dr. H. Merz hat unlängst in der Zeitschrift: „der Freihafen" den Versuch unternommen, nachzuweisen, daß Görres vom Beginn an bis zum gegenwärtigen Augenblicke immer ein und derselbe in Gesinnung und Ansicht gewesen. Versuchen wir hier das Gegentheil darzuthun, und zwar aus Görres Schriften selbst, die wir hier reden lassen.

— — — — Nicht wie sein alttestamentarischer Namensvetter Joseph hat Joseph Görres in den Tagen der Verlockung seinen Mantel im Stich gelassen, sondern sich, „als ihm der Bart eben gesprosst, der Verstand aber noch nicht gekeimt war", der französischen Metze, Jacobinismus geheißen, in die Arme gestürzt, und in seinen alten Tagen von der römischen Curie sich fesseln lassen. Und dennoch entblödet er sich nicht, in seinem Athanasius die Worte zu wagen: „die Aelteren könnten den Jüngeren Zeugniß geben, daß er zur abtretenden Generation dieselbe Sprache geführt, mit der er jetzt (in seinem Athanasius) die aufgehende Generation begrüße."

Zu solchem Ausspruche gehört mehr als Dreistigkeit; nur Görres'sche Impertinenz konnte ihn wagen, uneingedenk, daß seine eigenen Schriften ihn Lügen strafen. Er, dessen ganzes Leben nichts als eine Stufe der heterogensten Metamorphosen gewesen, (Anti-Athanasius oder Görres und Geßler, die Partei-

gänger Rom's und Sachwalter des Erzbischofs von Cöln, der einst im fanatischen Freiheitstaumel die rothe Mütze, das in die Augen fallende Kron- und Abzeichen des französischen Jacobinismus, über seinem Kopfe schwenkte, jetzt aber nach dem päbstlichen Orden vom goldenen Sporn angelt, treibt seit Jahren hochverrätherisch gegen die Geistes- und Gewissensfreiheit des deutschen Vaterlandes Parteigängerei für die römische Curie. Auf römische Absolution von seinen revolutionären Jugendsünden hoffend, glaubt er ein christliches Werk der Buße zu thun durch Anfeindung des Protestantismus, der protestantischen Krone Preußen, der er ewigen Haß geschworen, und durch freiwillige Uebernahme der Anwaldschaft in der Sache des Kölner Erzbischofs. Weß Geisteskind seine Defensionsschrift ist, ergiebt der Titel, der schon von vorn herein die Heiligsprechung seines Clienten verkündet, da sie den Namen des Heiligen der römischen Kirche, Athanasius, an der Stirn trägt. Eine geraume Reihe von Jahren liegt zwischen den allons enfans de la patrie, welches Görres einst als glühender Jacobiner brüllte, und dem ave Maria, das er jetzt als glühender Ultramontaner herplärrt. Zwischen diesen Extremen schritt sein Leben nicht Schritt um Schritt, sondern sprang in dem kühnsten Salto mortale des Geistes über, vom starrsten Indifferentismus zum crassesten Ultramontanismus, von der Naturphilosophie zur Mystik, vom tollsten Franzosenthum zur lächerlichsten Deutschthümelei, vom deutschen Tugendbund zur Demagogie, von der Göttin der Vernunft zum Rosenkranz. Nie derselbe, immer ein Anderer in Gesinnung und Ansicht, handhabte er auch die Sprache in den heterogensten Manieren, bald mystisch und überschwenglich in Bildern, die er aus allen Fächern des menschlichen Wissens zu einer Musterkarte

von Metaphern zusammenstoppelte und damit auf dem literarischen Markt ausstand oder als Musterreiter hausirte, um Kunden und Brod zu gewinnen, bald trocken, dürr und ohne Bilderreiz. So war er in Wort und Sprache, Politik und Glauben, Leben und Wissenschaft der Prototyp des deutschen Chamäleonismus, und er, einst der glühende Jünger der französischen Revolution und Genosse der Zeit, die par Decret das Dasein Gottes aufhob, um kurz darauf die Existenz des höchsten Wesens wieder zu proclamiren, entblödet sich nicht, später als glühender Papist sich und seinen Verstand durch die Behauptung zu prostituiren: „die Reformation sei der zweite Sündenfall des Menschengeschlechts" und mit der crassen Rotte, die in Würzburg und Aschaffenburg ihr Unwesen treibt, fein brüderlich zu sympathisiren. — Dieser Koryphäe der Charakterlosigkeit und Ungrundsätzlichkeit ist es nun, welcher freiwillig als Vertheidiger und Sachwalter des Erzbischofs sich aufgeworfen hat. Wahrlich — eine sonderbare Sachwalterei, die den Erzbischof in Verlegenheit und Zweifel setzt, ob er diesem Anwald danken soll oder nicht. Er, der in seinem Privat-, wie öffentlichen Leben ein unbeugsames Beharren überall an den Tag gelegt, ist ohne sein Wissen und Wollen einem Menschen überantwortet, dessen Gesinnung und Ansichten, gleich einer Windfahne variirend, zwischen den äußersten Extremen einherschweben, dessen Leben, — eine fortdauernde Metamorphose — den heterogensten Grundsätzen, den grellsten Gegensätzen gehuldigt. Er, dem Consequenz und Charakterfestigkeit böhmische Dörfer sind, will als Ritter für diese Tugenden kämpfen in offener Rede an das deutsche Volk. Unbefähigt zur Untersuchung der Sache auf rechtlichem Gebiete — wie Görres selbst gesteht (Athanasius S. 64)

hat er ein Produkt geliefert, das in seiner längst bekannten schwatzhaften Manier, allgemeinen Raisonnements und überladener Rede in der meergrünen Farbe der Hierarchie das Mittelalter schildert, und im nebeldüstern Halblicht moderner Sophistik, welches darüber schwimmt, keine klare Anschauung der Sachlage gewährt, keine Aufhellung der zum Grunde liegenden Motive der Opposition des Erzbischofs bringt, vielmehr Alles in absichtlich-mystisches Dunkel hüllt.

Also ist es mit dem Haupt-Rede- und Rädelsführer des Ultramontanismus, dem Hauptmann der römisch-hierarchischen Rotte in Deutschland bestellt. Stets charakterlos und schwankend, ist er im nächsten Augenblicke bereit, wiederum umzusatteln und den alten buglahmen, demagogischen Klepper zu besteigen, wenn ihm der Ritt auf dem römisch-apostolischen Esel nicht mehr behagt, was bei so wankelhafter Natur nur zu leicht der Fall sein kann. Wie ihn einst der Jacobinismus beseelte, so erfüllt ihn vom Scheitel bis zur Zehe, gegenwärtig der Antiprotestantismus, der in München's Mauern — ein ekler, mißgeburtiger Wechselbalg — in unsern Tagen hervorgekrochen ist zur Schande des hochgebildeten Deutschlands, der Wiege der Reformation, der Bildung, Wissenschaft und Sitte. Und niemand anders als Görres ist der Hauptapostel dieses neuen Götzen, den er als den Gott des wahren Katholizismus darzustellen sich bemüht, und ihm Morden und Weihrauch opfert. Hören wir ihn, der nun, scheinheilig mit dem Heiligenschein um die gerunzelte Stirn, predigt von der Reformation als dem zweiten Sündenfalle des Menschengeschlechts, wie er einst sanatisch am 18. Ventose zu Mainz ein satyrisches Testa-

ment des heiligen römischen Reichs ausgeben ließ, worin sich folgende Perlen finden:

„Der Reichstag mit seinen Principal- und Kroncommissionen soll nach vorher gemachtem Inventarium über die vorgefundenen Kurfürsten, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte geschlossen und gesiegelt werden. Ihre Majestät die Königin von Portugal wird man mit einem vollkommnen Ablaß erfreuen; wogegen obgedachte königliche Majestät das Muttergottesbild zu Loretto von Kopf bis zu Fuß neu kleiden werden." Und in dem Inventarium dazu: „Drei Kurkappen; sie passen auf die dicken Köpfe. Die dazu gehörigen Krummstäbe sind inwendig mit Blei ausgegossen, mit Dolchen versehen, und auswendig mit künstlichen Schlangen umwunden. Das oben darauf befindliche Auge Gottes ist blind." — „Zwei Bischofsmützen von Kalliosammet, auch mit Rauschgold verbrämt, etwas von Angstschweiß durchzogen, daher sehr brauchbar als rothe Mützen auf Freiheitsbäume. Eine davon war mit künstlich gearbeiteten Schellen besetzt." — „Mehrere Abts- und Abtissinnenhabite, von dem Tuch und nach dem Schnitte, wie man sie zur Zeit Christi trug, inwendig mit Cilicien von weichem Sammet; mit dem Geruch der Heiligkeit durchbalsamirt, daher vortrefflich, um damit Teufel auszutreiben und bewerte Kühe wieder zu entheren; übrigens geräumig genug, um damit einem Stückfasse die gehörige Draperie zu geben" u. s. w. Endlich in dem „Politischen Thierkreise" (Thl. II S. 383): „Am lustigsten nahm sich dabei der Pabst mit seinem Cardinal-Staatssecretaire aus. Die seit mehr als tausend Jahre so berühmte Pabstheit war so ganz in ihnen erloschen, daß sie zum ersten Male jetzt weniger an das der Kirche so eigenthümliche und fruchtbringende Negociiren dachten, als vielmehr an's Scharmuziren. Nun war es kein Wun-

der, daß das dumm gewordene Salz, der ſo ſehr von der heiligen Politik durch den kläglichſten Mißverſtand abgeſprungene Pabſt, ſeiner Kirche den erbärmlichſten Spott auf den Hals lud. Jämmerlicher war es ihr noch nie gegangen, weil ſie zum erſten Mal ihre Kräfte ganz verkannte, und ſie im Arme ſuchte, ſtatt im Kopfe; weil ſie mit offener Gewalt erwirken wollte, was jetzt einzig und allein durch's Temporiſiren, ja nur dadurch wieder erſchlichen werden konnte, daß ſie die neue Lehre ſelbſt, und zu allererſt recht mit Begierde (dem Scheine nach) annahm und tief beherzigte, wie ja ebenfalls eine Gattung von Fanatismus mit im Spiele ſei, der durch Bannſtrahlen nur noch ſtärker gegründet werde. Gewiß wäre es ein Meiſterſtreich geweſen, wenn Pabſt und Kirche ſich gleich anfänglich ſansculottiſirt hätten, ein Syſtem, das dieſe ja von jeher ausübte. Aber ſtatt ſich klüglich in die Zeit zu ſchicken, vergaß, zum Glück der Welt, die Kirche, daß ſie keine junge, Ehrfurcht und Anbetung heiſchende Schöne mehr ſei, ſondern eine alte Matrone, die ſich nur der Nachgiebigkeit und des feinen Bewerbens befleißigen müſſe, ſondern ſie fuhr vielmehr fort mit Bannſtrahlen und ungewohntem Majeſtätsdünkel den jungen Haufen zum Niederknieen bringen zu wollen, und machte ſich ſo mit ihren Runzeln nur noch lächerlicher. Die Völker zeigten mit den Fingern darauf hin, rümpften ſpöttiſch die Naſe und ließen ſie allein ſtehen. Aber ſelbſt dadurch wurden der Alten die Augen nicht geöffnet, wiewohl jedes neue Mißlingen ſie nothwendig immer mher und mehr um das vorige Anſehen bringen mußte. So ſchwer trennt ſich's von einer bis zur Uebermüthelei gewohnten Herrſchaft." — Ob dies auch die athanaſiſche Sprache ſei, überlaſſen wir unſern Leſern zu entſcheiden. Nur kann es wenigſtens nicht ſein, daß

derſelbe ſich gebeſſert und bekehrt hat, und daß er jene Sprache jetzt in den Bann thut. Das Ganze war und iſt nicht ſo wunderbar — „es iſt nichts als die Geſchwindigkeit", ſagt das vielbekannte Jantje van Amsterdam.

So ſprach Görres in ſeinen Jünglingsjahren, als die franzöſiſche Revolution ihm auf's Gehirn geſchlagen war, und er revolutionair-fanatiſch delirirte. Wie er vor fünfzehn Jahren im gereifteren Mannesalter ſprach, möge hier folgen.

In ſeiner 1821 erſchienenen Schrift: „Europa und die Revolution" ſtellt er die katholiſche und die proteſtantiſche Kirche als die Träger des Glaubens, reſp. des Wiſſens auf, und hält (S. 64) dem Proteſtantismus folgende Lobrede:

„Nicht blinde Naturkräfte ſind es, die in den großen Umläufen der Weltgeſchichte wirkſam ſich bewieſen: es ſind geiſtige Kräfte, die zwar durch ihre leibliche Bindung in die Zauberkreiſe der Jahre und Jahrhunderte hinabgezogen werden, aber in ihren höheren Beſtrebungen völlig von dieſem Banne gelöſt ſich finden. Darum iſt es hier kein lenkender Centralkörper, der am Zügel der Nothwendigkeit die blind gehorchende Materie führt; es iſt eine höhere Willenskraft, die über freie Geiſter herrſcht, und keine andere als eine freiwillige Unterwerfung will. Frei iſt die Wahl allen Elementen dieſer höheren Welt gegeben, ſie mögen nach eigener Willkühr ſelbſt zum Abfalle ſich beſtimmen, aber auf die Gefahr hin, durch ihre Verneinung ſich mit ihrem Beſtreben im Nichtigen zu verlieren, dem alles anheimfällt, was in blos ſelbſtſüchtigem Triebe von der Weltordnung ſich losſagen will. Geben ſie aber, ohne auf ihre Selbſtſtändigkeit darum Verzicht zu leiſten, vielmehr durch den freieſten Entſchluß, deſſen dieſelbe fähig iſt, ſich jener

Leitung von oben hin, die ethisch im Gewissen schon leicht vernehmlich spricht, dann fließt ihr Wille mit dem höheren, von dem sie ausgegangen, ohne sich selber zu verlieren, in Eins zusammen. Und die Vorsehung führt ihre streitende Kirche nun durch jene Bahnen, die von der höchsten Freiheit selbst gezogen, freie Denkformen dem Geisterreiche, für die Natur aber eben die bannenden Zauberkreise sind, die sie in blinder Nothwendigkeit gefangen halten."

In derselben Schrift liest man über die Zeit der Reformation folgende Stelle:

„Die neue Zeit war herangekommen, und brachte ihre Realität und Lügenkünste mit, und man sah das Cabinet der Siebenhügelstadt nur allzu oft Theil nehmen an den Nichtswürdigkeiten trugvoller Politik, die an die Stelle unverhohlener Gewalt getreten. Das Siechthum des Kampfes mußte sich in allen Gliedern fühlen. Die Kirchenfürsten, zum Theil zu Landesfürsten verkörpert, verknöcherten mehr und mehr, und der Geist wurde dem Fleische dienstbar. So dorrte das innerste Mark langsam von oben nach unten ab; bis in die Klöster hinab verbreitete sich die Lähmung, da ihre Gesetzgeber gegen die durch steigenden Reichthum herbeigeführte Verderbniß Vorsehung zu thun vergessen hatten. Die Symbolik, im Verhältniß, wie ihre Begeisterung verflog, ließ die Form erstarrt zurück, und man ließ diese nun, im Verhältniß, wie die innere Anschauung erblindete, sich statt der abgeschiedenen Idee gefallen. Wohl hatten die Concilien geeifert und gewehrt; aber sie erkrankten selber an dem Uebel, das sie bekämpfen sollten. Da mußte endlich die Steuer, die man zum Bau der ersten Metropolitankirche der Christenheit ausgeschrieben, die veranlassende Ursache ihrer Trennung sein. Kühne Männer,

aus dem Volke traten dem Mißbrauche der Indulgenzen entgegen, und griffen mit kecker Hand an die tiefen Schäden, an denen die Hierarchie erkrankt. Früher hatten ihre Vorgänger gleiche Kühnheit im Flammentode gebüßt; aber jetzt waren die Zeiten zum Werk reif geworden, und ihr Bestreben wurde von einer entschiedenen Meinung im Volke getragen. Jener Geist des Wissens und Erkennens war nun ausgereift; ihm war das herschende System zu enge geworden, und im Uebermuthe des neuen Selbstgefühls drängte er gegen alle Schranken an, die seine Ausbreitung hemmen wollten. In solchen Zeiten erwacht dann zugleich mit einem fröhlichen Bildungstriebe jene furchtbare Zerstörungskraft, die wohl Jahrhunderte in der Gesellschaft wie nicht vorhanden schlafen mag, dann aber plötzlich, mit voller Macht einer finstern, dämonischen Gewalt, in ihrem Abgrunde sich aufrichtet und um sich wüthet."

„Mit Mäßigung hatten die Reformatoren im Beginne nur das Gerechteste, ja weniger als das begehrt. Aber wie es sich zu begeben pflegt, wenn ein krankes System durch sich selbst sich regeneriren soll, daß die krankhaften Organe, die selber nur wieder Krankes erzeugen mögen, den Dienst versagen, so mußte es auch hier geschehen. Die Leidenschaften, die eben, indem sie den löblichen Brauch zu sich hingezogen, ihn zum Mißbrauch verderben haben, hüten nun mit heuchlerischem Eifer das Entartete, indem sie stets auf seinen bessern Ursprung sich berufen, und reden damit Leicht der gutmüthigen Beschränktheit ein, nicht das Kleinste im Werke dürfe von der Stelle rücken. So beharrten die Einen eigensinnig, und die Andern erzürnten, daß man ihr Gerechtes versage; [illegible] und weite Länderstriche trenn-

ten die Streitenden, und hinderten jede Verständigung. In Italien war der Mittelpunkt der Kirche, in dem Lande, das zu aller Zeit das Herrlichste getragen, aber auch zugleich im Verderbniß edler Kräfte alle moralischen und physischen Gifte erzeugt. Die Reformation ihrerseits war von Deutschland ausgegangen, wo das Volk im treuherzigen Glauben die Religion stets auf das Erfreulichste genommen, und jetzt nicht ganz grundlosen Verdacht geschöpft, daß frecher Unglaubsfrevle Spiele mit seiner Einfalt treibe. Als darum italischer Uebermuth höhnisch das Ansinnen der Sprecher abgewiesen, erwachte jener ethische Ingrimm, der dies Volk von jeher zum Werkzeug der Nemesis gemacht, und schirmte die Angefochtenen. Nun geschah, was nie ausbleiben kann, wenn es zu solchem Aeußersten gekommen; die Leidenschaften forderten eine um die andere heraus; Gewalt machte sich auf, um Gewalt abzutreiben; Tücke weckte Bosheit, und der Arglist suchte plumpe Roheit, so gut sie es konnte, zu begegnen. So konnte nimmer das Maaß gefunden werden, noch eine billige Mitte zwischen denen, die nichts gestatten mochten, und denen, die alles zu fordern nach und nach gelernt. Die Habsucht, der nach den Kirchen-Gütern gelüstete, hatte sich früh eingemischt, die neu entstandenen Interessen drängten auf ihre Gewähr in gänzlicher Trennung."

Hiermit vergleiche man folgende, im Jahre 1838 geschriebene Stelle (in einer der Vorreden zum Athanasius), als er, vom Samum des Ultramontanismus angewehet, zur Feder griff:

„Als der König von Baiern, was ihm die katholische Welt nicht genugsam verdanken kann, der allerwärts vertriebenen oder gebundenen katholischen Wahrheit in

seinem Reiche eine Freistätte geöffnet, als von da aus in Mitte jenes thierischen Geheuls, welches die Angeiferer des Katholizismus erhoben, die vox humana aus einigen wenigen Zeitschriften und in ihr die Sprache dieser Wahrheit erklungen (wahrlich eine schöne vox humana und der Wahrheit, wie sie in der Würzburger Zeitung, Benkert's Journalen, der Aschaffenburger Kirchenzeitung, der Münchener politischen Zeitung u. s. w. erklungen!) — welchen Sturm hat man nicht erhoben, um diese einzige Stimme wieder zum Schweigen zu bringen. Diese Preßfreiheit, nach der sie so viele Jahre geschrieen, wie war sie mit einem Male angefochten und angefeindet, als sie im Dienste der Kirche (soll heißen des römischen Papismus und ihrer Parteigänger Hochverrath) zu streiten angefangen. Die Classe aber, von der diese Stimmen ihren Ausgang nahmen, ist die sog. gebildete Classe."

So verschiedenartig ist die „vox humana", welche Görres in den verschiedenen Stadien seines Lebens hat ertönen lassen, vom Thiergeheul des Jacobinismus bis zum Geplärr des Ultramontanismus, welches indeß in seinem Athanasius wiederum bis zum Revolutionsgeheul ausartete, indem er, die rothe Mütze zum zweiten Male über dem nun alten Scheitel schwenkend, wider Protestantismus und Preußen geiferte, wie er vor vierzig Jahren wider den Katholizismus, Pabst und Klerisei in den feurrilsten Bocksprüngen ansprang.

Also geberdet sich der Hauptverfechter des Ultramontanismus in Deutschland, der einst den advocatus diaboli gespielt und nun die Rolle des Parteigängers ergriffen hat. Und wahrlich, es kann um eine Partei nicht schlimmer bestellt sein, als wenn sie das Unglück hat, daß sie — ohne ihr Zuthun — solche Schwerter für

sich zucken, solche Waffen für sich streiten sieht, von denen sie fürchten muß, daß sie sich binnen kurzem wiederum kehren, und ihr die Spitze auf die Brust setzen. Und die römische Curie mag schon seit dem Erscheinen des Athanasius oft geseufzt haben: Schütze uns vor solchen Freunden! —

Und abermals feierte der Münchener Ultramontanismus seine fanatischen Orgien. Sein Pabst hat ein zweites Kindlein geboren, einen zweiten Messias, der gekommen ist in die Bücherwelt, um zu vollbringen, was dem ersten, so Athanasius geheißen, nicht gelungen ist: die katholische Bevölkerung im deutschen Vaterlande aufzuwiegeln wider die andere protestantische Hälfte und die diesem Glaubensbekenntnisse zugethanen Fürsten Deutschlands, absonderlich wider Preußen, damit die katholische Kirche Preußens aus der vermeintlichen Sclaverei, worin die weltliche Macht sie gefangen halte, erlöst werde. Denn er predigt und verkündet auch hier, wie er gepredigt und verkündet hat im Buch Athanasius am ersten und letzten Kapitel.

Das neue Glaubensbuch, man kann es den Katechismus des Münchener Ultramontanismus nennen, um es zu unterscheiden von der ultramontanen Münchener Bibel, dem Athanasius — ist in Baiern gedruckt und von Regensburg aus versandt in alle Welt. So hat sich denn der Münchener Fanatiker Glaubensreich gefestet durch einen Pabst, eine Bibel und einen Katechismus, und alles ist in schönster, wohlgefügtester Ordnung.

Ueber den Titel des Buches: „Die Trierer H. Leo, Pr. P. Marheinecke, Dr. K. Bruno von J. Görres sagt die Vorrede Folgendes:

„Als nach dem Erscheinen des Athanasius einige Monate vergangen, und allerlei Stimmen aus dem Orbis pictus über ihn laut geworden, hieß es in einer Nachricht von Berlin in den Zeitungen: die Triarier seien noch nicht in den Kampf eingetreten. Triarier waren bekanntlich in der römischen Legion hinter der zweiten Linie in dritter aufgestellt, um am Kampfe erst dann Theil zu nehmen, wenn die beiden ersten Linien, die hastati und principes, sich fruchtlos am Feinde abgemüht."

Es waren aber bekanntlich gegen Görres und seinen Athanasius kurz nach dessen Erscheinen sieben Gegner aufgetreten*). Sieben — mithin ein Galgen voll Gegner —

---

*) 1. Karl Gutzkow mit der Schrift: die rothe Mütze und Kappe. (Hamburg 1838.)

2. Der Verfasser der Schrift: der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition mit der Schrift: Anti-Athanasius oder Görres und Goßler, die Parteigänger der römischen Curie und Sachwalter des Erzbischofs von Köln. Beitrag zur Gesinnungsgeschichte des deutschen Chamäleonismus. (Leipzig 1838.)

3. Der katholische Pfarrer J. B. Pflanz mit der Schrift: Der römische Stuhl und die Kölner Angelegenheit (Stuttgart 1838), aus einer von demselben herausgegebenen Zeitschrift abgedruckt.

4. H. Laube mit der Schrift: Görres und Athanasius.

5. H. Leo (Professor zu Halle) mit seinem Sendschreiben an Görres. (Halle 1838.)

6. Dr. P. Marheineke (Professor zu Berlin) mit seiner Schrift: Ueber den Athanasius von Görres. (Berlin 1838), besonders abgedruckte Recension aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

7. Dr. Karl Bruno mit der Schrift: Kern und Schaale oder drei politische Briefe auf die Kölner Angelegenheit. (Köln 1838.)

(wie Görres zu meiner Verwunderung nicht gesagt) hat der Athanasius seinem Verfasser auf den Nacken geladen, und die drei letzteren derselben glaubt Görres abschütteln zu müssen. „Er hat — wie er selbst im Vorworte äußert — ein halbes Jahr gewartet, bis zu vermuthen stand, bei fortgesetztem Kampfe seien die Triarier nun wirklich in das Handgemenge eingetreten. Darauf hat er sich diese drei der stattlichsten Kämpfer ausgewählt, bei denen die Präsumtion, daß sie wirklich von den Ihrigen als solche erkannt würden, gelten konnte, und er hat die Genugthuung gehabt, daß die evangelische Kirchenzeitung (von Hengstenberg), auf die er in solchen Dingen große Stücke hält, kürzlich wenigstens am ersten derselben seine Wahl vollkommen gebilligt hat. Er hat sie aber ausgewählt, um ihre Kampfesweise sich zu betrachten, und zu untersuchen, was bei ihrer Mühwaltung zuletzt herausgekommen. Was er gefunden, ist in den folgenden Blättern aufgeschrieben, die man ihm zwar wieder als Bosheit auslegen wird, die aber in Wahrheit in der allerleutseligsten Stimmung geschrieben sind."

Also das Görres'che Vorwort zu seiner Streitschrift gegen Leo, Marheinecke und Bruno! Es ist in doppelter Hinsicht charakteristisch; indem ein Mal daraus hervorgeht, daß Görres, der ci-devant-Jacobiner, dem kein Unterschied irgend einer Art, weder des Ranges, noch des Standes galt dem jeder und selbst der liebe Gott „Citoyen" war, d. h. ehe die französischen Bilderstürmer, von politischem Fanatismus übermannt, seine Nichtexistenz decretirten, der nur von Gleichheit perorirte, unter seinen 7 Gegnern die „Männer wählt, die sitzen, wo die Ehrenmänner sitzen" (S. 6), d. h. die Universitätsprofessoren und die mit einer akademischen Würde

Begnadigten, mithin Glieder aus seiner Collegenschaft; denn Herr Joseph Görres sitzt als Professor der Universität zu München da, „wo die Ehrenmänner sitzen." Statt des Gleichheitssinnes, der ihn sonst erfüllte, beseelt ihn nun der ekle, enge Kastengeist, wiewol er sich nicht entblödet, (S. 32) zu behaupten, daß er seine Gedanken von den Dingen nicht mit dem Mondeslaufe wechsele", da keine Natur und Gesinnung irgend eines Menschen sich chamäleonischer gestaltet und gewechselt hat, als die Görres'sche.

Zum andern aber geht daraus die Absichtlichkeit der Wahl seiner Gegner, deren „Kampfesweise er sich betrachten will", aus der Zahl der wider ihn aufgetretenen hervor. Sichtbar hat er diejenigen gewählt, mit denen er am leichtesten sich messen konnte, und ist mit Stillschweigen an den von den Uebrigen hingeworfenen Fehdehandschuhen vorübergegangen, als merke er sie nicht; er hat die schärfsten Hiebe weder parirt, noch erwiedert, sondern sie ruhig geschlagen sein lassen, da zur Genüge bekannt geworden, wie tief ihn die Angriffe Gutzkow's, Pfanz's und des Verfassers des Anti-Athanasius verletzt und die Wunden und Schmarren, welche sie ihm versetzt haben, noch nicht vernarbt sind, drob seine Rotte, die historisch-politische Clique in München, noch immerfort in fast allen Heften ihres Organs heult und stöhnt und ächzt, weil auch diese Jüngerschaft mit dem Meister zugleich das böse Geschick hat theilen müssen. Ob oder daß die Hengstenbergsche Zeitung, welche der wahre Protestantismus, der, fern von überfrommer Rebelei und mystischer Schwebelei, seinen geraden Weg wandelt, längst „in Verschiß" erklärt hat (— wir reden in dieser Görres- Leo-Marheinecke-Brunoschen akademischen Streitsache akademisch, d. h. in der burschi-

kosen Zigeunersprache —), jenes akademische dreiköpfige Triumvirat, für das echte leuchtende Dreigestirn am Himmel der protestantischen Polemik hält, wäre selbstredend gleichgültig, wenn die betreffende Stelle in der Görresschen Vorrede augenscheinlich nichts als Ironie wäre; wahr aber ist, daß die akademische Ebenbürtigkeit, die gegen den ebenbürtigen Münchener zu Felde gezogen, das schwerste gelahrteste Gepäck und die schwerfälligsten Waffen mit sich führt, ein ganzes Arsenal von theologischem Kram, einen Train von dogmatischem Wust und Geschütz vom schwersten Kaliber, womit man auf diesem Terrain einem Görres gegenüber, der nach Pandurenart zu Werke geht, nichts ausrichten kann. Mit kluger Ein- und Umsicht hat Görres daher sich dieses Corps, diese dritte Linie der gegen ihn ausgerückten Legion, ausersehen, und sich zur Gegenwehr gestellt, in Eilmärschen seinen übrigen Gegnern ausweichend; denn der Kampf mit den Letzteren würde den russischen Feldzug seines Ruhms unausbleiblich zur Folge gehabt haben: es hätte seiner moralischen Kraft gegolten, welche, recht im Centrum angegriffen, sich nicht zu entwickeln vermocht hätte.

Beleuchten wir indessen den Operationsplan näher, nach welchem der Münchener Propaganda General en Chef und erster Consul der Republik des ultramontanen Jacobinismus gegen seine von drei Puncten wider ihn angerückten Corps ins offene Feld marschirt ist. Ein kundiger Klopffechter ist er nach richtigen Grundsätzen der militärischen Taktik zuerst auf das Centrum losgegangen, das unter Leo von Halle aus, die Saale hinauf, graden Wegs auf München losrückte, während der linke Flügel unter Marheinecke von der Spree her und der rechte Flügel unter Bruno von Köln her sich in Bewegung gesetzt hatten.

„Katholik oder Protestant“ (S. 1) ist das Losungswort und Feldgeschrei, welches von München herüber tönte durch ganz Deutschland, „wodurch nach Gottes Zulassung — wie es im Athanasius heißt — die Kirchentrennung im 16. Jahrhundert mitten hindurch geschritten.“ Warlich — seltsame Worte aus dem Munde eines Mannes, der einst vor kaum 30 Jahren zu den Fanfaren seines Jacobiner-Nachtwächterhorns, das Stundenlied sang, das mit dem Refrain endete:

„Lobet Gott, ihr Bürger!“ (Citoyen)

und nicht lange darauf in den atheistischen Revolutions-Jubelruf einstimmte:

„Es ist kein Gott!“

und der „Göttin Vernunft“ Opfer brachte. Dieser vernunftgläubige Rheinländer figurirt nun als ultramontaner Vater mit umgewandtem Rock und Sinn, und läßt „die Capricen seiner Wetterwendigkeit“ spielen, indem er (S. 11) behauptet, in seinem Athanasius nur „um des Friedens wegen Einiges, statt gerade beim rechten Namen zu nennen, mit Umredung gemildert und beschönigt zu haben.“ Sodann beginnt er (S. 13) heuchlerischfreimüthig, wie der Pharisäer einer, Herz und Nieren zu prüfen, hält sich selbst glaubigkatholisch die Ohrenbeichte ab, und da er natürlich findet, daß ihn bei Abfassung seines athanasischen Pamphlets kein Groll getrieben, keine Bosheit geleitet, „da Groll und Bosheit seiner Natur ganz fremd sei“ (selbst gegen Preußen?) ferner, „daß er der Revolution nicht das Wort geredet, nicht die Kirche zur Fahne gemacht und als solche ausgerufen, um welche sich alle besonderen Unzufriedenheiten sämmeln und einigen sollten, nicht gelogen, noch verläumdet“, vielmehr „sich nur der Milderung durch Umredung und der Beschönigung schuldig gibt“, daß er nicht mit edlem Krötengift die preußisch-

Regierung zu beſprützen ſich erfrecht, weil er in dieſem Material nicht verkehre, vielmehr entſchuldigt und zum Beſten gekehrt hat, wo er es nur gekonnt. Und nach dieſer chriſtkatholiſchen Herz- und Nierenerforſchung abſolvirt ſich der Hoheprieſter des Ultramontanismus ſelbſt, iſt — rein, wie friſch gefallener Schnee, und zieht, jedoch ohne ſich von fremder oder eigener Hand die Communion ertheilen zu laſſen, wie es nach Beichte, Reue und Buße einem wahren römiſch-katholiſchen Chriſten — als welchen er doch vor der Welt gelten will — ziemt, auf's Neue in den Federkrieg für ſeine Dame, die alte **Curia Romana.**

Die Avantgarde der athanaſiſchen Vandurenſchaar — ich meine das Vorwort zum Athanaſius — hatte hintertückiſch verletzend und von vorn herein aufhetzend, den „ſtarren Knochenmann" mit ſich geführt, der zu der Urgroßväter Zeiten den trefflich langen Stock geführt, damit ſechs Rücken zugleich beſtreichend; dieſer verhaßte Ungeiſt rumore jetzt wieder im Rathe Preußens, wie in den Blättern, zur Gewalt, zum Niedertreten aller Rechtsanſprüche, zur Beſeitigung aller Concordate herausfordernd, und dabei noch ſeine Vernünftigkeit, Freiſinnigkeit und Verſöhnlichkeit anrühmend." Dieſe deutlichen, klaren, eigenen Worte im Athanaſius will Görres nun lügenhaft verdrehen, mit kecker Stirn ihnen eine andere Bedeutung geben in einer Interpretation, wie ſie nur aus der Feder eines Görres hervorgehen kann; allein ſeine ſonſt verſchmitzte Redekunſt leidet bei dieſem Bemühen vollſtändig Schiffbruch und ſcheitert; denn das Wort: „jener Ungeiſt ſitzt im Rathe Preußens" iſt der Felſenriff, woran das Redeſchifflein zerſchellt, als wäre es eine Nußſchale.

Gleichsam als Rettungsboot setzt er eine Stelle aus seinem „Rheinischen Merkur" von 1814 aus, worin er (S. 26) „mit freudiger Anerkennung" die gegen Frankreich im gedachten Jahre siegreich anrückenden preußischen Heere begrüßt habe, indem er an die Armee Preußens, wie sie 1792 zuerst am Rhein erschien, erinnert, und sie (S. 24) als steif und ungelenk, in knechtischer Zucht gehalten, ruhmredig, hoffärtig auf alte Thaten und darum wenig geschickt, neue selbst zu vollbringen, kreischend und Beute suchend, umflattert von einem Heer Raubvögel (die Commissaire), das die Schlechtigkeit im Großen zuerst in diese Gegenden hingebracht, die zuvor in einer gewissen unschuldigen Treuherzigkeit hingelebt."

Mit derselben „freudigen Anerkennung" begrüßt er das preußische Heer im Jahre 1814, wenn er sagt: (S. 25) „In kurzer Frist war ihres Königs reicher Schatz ausgestohlen und verschleppt, und verpraßt das Gut, daß ihr Friederich in seinen Vorrathskammern aufgehäuft. Ein Staat, der in so ruhiger Zeit (?) solche Giftschwämme getrieben, mußte an tiefer innerer Fäulniß kranken. Auch deuteten alle Zeichen auf die Größe des Verderbens; jene elende, staatskluge Pfiffigkeit, die zum Sprüchworte allerwärts geworden, die verhaßte Eigensucht, die, Recht und Billigkeit und Gesetz höhnend, von dort aus in Deutschland um sich fraß, und gar wohl die folgende französische Virtuosität, als deren Vater sie gelten kann, einleitete, die gänzliche Taubheit und Erblindung für alles Höhere bei tiefer Versunkenheit im Schlamme jeglicher Gemeinheit, das Erlahmen für alles bessere Thun, die seichte Aufklärung, der Dünkel

und Uebermuth, auf Vorzüge und Herrlichkeiten, die man, sich selbst belügend, zu besitzen wähnte — alles sagte an, wie der Baum dürr geworden und in's Feuer gewor-fen werden müsse."

Also begrüßte in „freudiger Anerkennung" Görres im Jahre 1814 das preußische Heer, als es, Deutsch-land vom fremden französischen Joche befreiend, siegreich am Rhein erschien, auf Frankreichs Hauptstadt anrückend; und das wagt er im Jahre 1830 abermals drucken zu lassen. Damit noch nicht zufrieden, speit er seinen gift-igen Groll und Geifer fernerweit also aus, indem er auf die Verhältnisse und Zustände Preußens in den letzten Regierungsjahren des hochseligen Königs Friedrich Wil-helm III. übergeht (S. 27 folg.):

„Seither sind vierundzwanzig andere Jahre verlaufen, und was sich in dieser Zeit begeben, lebt in frischem Andenken. Von den früheren Erwartungen hat wenig sich erfüllt; aber man hat es am Rheine wie ander-wärts gut sein lassen, sich gern bescheidend, daß der-gleichen im Weltlaufe liege, und jetzt nicht zum ersten Male also sich begebe. Daß Preußen der Eckpfeiler der deutschen Sache sei, war in allgemeiner Anerkenn-niß, und so ließ man manches sonst Drückende sich gefallen, der Regierung gern und willig Rechnung hal-tend von Allem, was sie nach und nach Gutes und Tüchtiges hervorriefen. So beruhigten sich die Ge-müther im Politischen; aber im Kirchlichreligiösen haftete schwerer Argwohn. Zwar war auch hier früheren Zusagen gemäß manche gute Vorkehr zur Restauration der äußerlichen Kirche *) getroffen worden, die seiner

*) Wo mehr in ganz Europa, als in Preußen? Man de-denke der Wiederherstellung der katholischen Bisthümer und Domcapitel.

Zeit dankbare Anerkenntniß gefunden; aber in den Tagen großer Täuschungen werden die Gemüther mißtrauisch. Napoleon hatte Aehnliches gethan, ohne andere Zwecke, als sich in der Kirche ein neues Werkzeug zur Verfolgung seiner Interessen zu bereiten.

„So folgte man mit Aufmerksamkeit dem Gange der Ereignisse: an der Handlungsweise der örtlichen Behörden, an den Verfügungen der Ministerien, an den Urtheilssprüchen der Gerichte, an der Besetzung der Aemter und Würden, an den Vorgängen auf den Universitäten und beim Militair, an den Resultaten der Vorstellungen der Provinziallandtage, endlich an der gesammten protestantischen Literatur bildete sich langsam und allmälig das öffentliche Urtheil aus."

Was hat um des Himmels willen die gesammte protestantische Literatur Deutschlands mit der preußischen Staatsverfassung und Staatsverwaltung zu schaffen? Was will das ganze Gefasel überhaupt an dieser Stelle? Der Verfasser hätte nicht so breit sein sollen, wie die Verfasser des „rothen Buches" gethan, sondern kurz in wenigen Worten sagen können: Die preußische Regierung suche ganz Preußen zu dekatholisiren und Proselyten für den Protestantismus zu werben; so wäre Zeit und Papier gespart. Alles dieses sei Product des alten Knochenmannes, und das ganze Getreibe und Gewühle der hierarchischen Maulwürfe im Dunkeln existire gar nicht u. s. w.; und da beruft sich Görres auf einen sauberen Bundesgenossen, den Verfasser der gleichfalls zu Regensburg bei Manz erschienenen Schrift: Clemens August, gegen die Anklagen der königl. preuß. Regierung vertheidigt von Karl Gustav Nintel.

Was Görres im zweiten Theile seiner Schrift über die dogmatisch-dürre Schrift des Dr. Marheinecke verbringt,

zu beleuchten und pro und contra unsere Ansicht auszusprechen, ist hier nicht des Ortes; wir müssen unsere Leser auf rein theologische Zeitschriften hinverweisen, deren Aufgabe es ist, diese Partie vor ihr Forum zu ziehen, da es sich hier um und über die Hauptdogmen der drei christlichen Confessionen handelt; auch das, was über das Verhältniß von Kirche zu Staat gesagt wird, überlassen wir Kanonisten und Staatsrechtslehrern zur genaueren Prüfung. Also hetzte der Münchener Verhetzer, der demagogische Ueberall und Nirgends, sich ungestraft mit dem Verbrechen des Verraths am deutschen Vaterlande, an deutscher Ehre, deutscher Wissenschaft und deutscher geistiger Ermannung und Aufklärung belastend, und erwarb sich, wenn auch nicht den päpstlichen Orden vom goldenen Sporn, doch den Adel und Verdienstorden des deutschen Baierlandes. — — —

Preußen und die Hierarchie.

Aus meinen Memorabilien und Reminiscenzen.

Unter den fremden Einflüssen in Deutschland ist der Einfluß des Ultramontanismus unter dem Mantel der „katholischen Religion und Kirche" der verderblichste, weil er Spaltung und Scheidung unter den deutschen Volksstämmen, Hader und Zwietracht unter den Confessionen, Mißtrauen unter Regierungen und Unterthanen und Unfrieden und unsägliches Unheil in Familienkreisen mit Absicht in's Leben ruft und Deutschlands Einheit untergräbt, indem er seine Bevölkerung in zwei feindlich einander gegenüberstehende Elemente zu scheiden strebt, um diese Zustände und Wirren für seinen Vortheil und seine Zwecke auszubeuten. „Das arme, verkommene Volk in Italien und Rom — sagt Arndt in seinen Erinnerungen — will im 19. Jahrhundert die gutmüthigen Deutschen wie die Dummen und Albernen hänseln, als welche sie es immer ausgelacht hat. Unter dem gleißenden Mißbrauche des herrlichen Bibelverses: „Man muß Gott mehr gehorchen, denn dem Menschen", fangen selbst einige deutsche Nachtraben und Eulen an, mit ihren heiseren Kehlen durch diesen Dampf zu schreien, und hätten gar nicht ungern, daß Aufruhr und Empörung um einiger fanatischen Plattlinge willen, die den alten ultramontanischen Teufel im Leibe haben, unsern

vielköpfigen deutschen Leib wieder zerhaderten, und daß die lauernden Welschen über Alpen und Ardennen herbeiliefen, die Zerspaltenen und Zwieträchtigen nach ihrer Weise zu schützen und mit einander zu befrieden. Der Pabst ist, mit Herrn von Görres Erlaubniß, kein geborner deutscher Papa und Großpapa, er ist ein fremder Herrscher, und weder ein Kaiser von Oesterreich, noch ein König von Preußen wird diesem fremden Italiener das deutsche Herz aus der Brust herauszufühlen suchen. Ich habe hier auch über den Streit des Kirchenfürsten in Rom und des Königs von Preußen nichts zu erörtern; ich will nur auf die Flüsterlinge und auf die Haderlumpen hinweisen, welchen der deutschen Ehre und des deutschen Glücks schon wieder zu viel deucht. Wehe ihnen! Wehe jedem, der über dem Kleinen, über unauflöslichen Fragen, die den Erdenfrieden nun nicht mehr stören sollten, über einem bischen Pfaffenehre und Pfaffenbosheit das heilige Vaterland vergißt! Da jetzt nur ein Cardinal zum Papste gewählt werden kann, der Pabst die Cardinäle wählt, so ist der päpstliche Stuhl eine Domaine der Italiener und der Aristokratie Mittelitaliens.

Deshalb sind die Blicke von Millionen dem Königsthrone Preußens zugewendet, einzig von ihm erwartend, was sie nur von ihm erwarten können. Es sind nicht allein die Blicke der Bekenner des evangelischen Glaubens der ganzen Welt, sondern auch die Blicke des wissenschaftlich gebildeten Theils der Bevölkerung des Erdballes. Preußen ist der Staat der Intelligenz, der Volksaufklärung; Preußen war und ist das Asyl des Protestantismus; seine Herrscher wachen und sind Schirm und Hort der evangelischen Lehre. Der preußischen Regentenfamilie erlauchte

ter Ahn, Albrecht von Brandenburg, bekannte ſich im Verein mit wenigen deutſchen Reichsfürſten zuerſt öffentlich vor mehr denn drei Jahrhunderten der evangeliſchen Lehre zugethan. Und ſeit jenem öffentlichen Bekenntniſſe bis auf den heutigen Tag war und blieb Preußens erhabener Herrſcherſtamm zugethan dem evangeliſchen Glauben, ſein Stolz, ſein Schutz und Schirm, und Preußen die Freiſtatt aller in andern Ländern in Druck und Schmach ſchmachtenden Bekenner des Proteſtantismus. Und dieſer hohe Beruf iſt die koſtbarſte Perle in dem ſtrahlenden Königsdiademe Preußens.

Nicht minder blickt der zahlreiche, wiſſenſchaftlich gebildete, human-aufgeklärte Theil der Bevölkerung der ganzen Welt mit heißer Erwartung auf die Regierung Preußens, auf das königliche Scepter ſeines neuen Regenten, von ſeiner Entſcheidung erwartend, daß jede Anmaßung fremder Unwürdigkeit zurückgewieſen werde in ihre Schranken, daß Geiſtes-, Glaubens- und Gewiſſensfreiheit nicht geſchmälert, nicht beeinträchtigt werde.

Der Prinzipienkampf der römiſchen Hierarchie und des deutſchen Staatsrechts, des ſtarrſten Dogmatismus und der Scholaſtik mit Humanität und Wiſſenſchaft war die wichtigſte Haupterſcheinung im deutſchen Staats-, Kirchen- und Völkerleben in unſerer Zeit. Das Jahr 1837 ſchien ſtill und ruhig zur Neige gehen zu wollen, wiewohl ſich im Laufe deſſelben, von der Mehrzahl unbeachtet, ein Sturm vorbereitet hatte, der endlich losbrach, als der Erzbiſchof von Droſte zu Köln in Oppoſition wider Preußens Staatsregierung ſich erhob, welche die bekannte Kataſtrophe herbeiführte.

Das päpſtliche Breve, am 25. März 1830 wegen der gemiſchten Ehen von Pius VIII. erlaſſen, iſt zwar kein delphiſcher Orakelſpruch, aber je nach Anſicht, Wil-

len und Intereſſe auslegbar. Er iſt ein Freiheitsbrief für den Einen; für den Andern aber ſpricht er mehr von Freiheit, als er Freiheiten gewährt, und wie es in allen Erlaſſen und Verträgen mit Rom niemals erſchöpfend, klare und gleichfaßliche Beſtimmungen gibt, ſo fehlt es daran auch in dieſem Breve. Die Interpretation deſſelben, wie ſie dem Erzbiſchof von Droſte und ſeiner Wahlverwandtſchaft beliebte, kann man, wenn man überſehen will, daß daſſelbe auf Antrag der preußiſchen Regierung erlaſſen iſt und demgemäß mildere Grundſätze und Conceſſionen enthalten ſollte, die der römiſche Hof früher nicht ohne Rückhalt ausgeſprochen hatte, für eben ſo richtig halten, als die Interpretation ſeines Vorgängers, des Grafen Spiegel, in der Inſtruction, deren Uebereinſtimmung mit dem Breve Ellendorf*) mit ſo richtigem Tacte dargethan hat. Daß das Breve ſo ausgelegt und verſtanden werden ſollte, wie es durch den Grafen Spiegel geſchehen, liegt nur zu offen für jeden Unparteiiſchen am Tage.

Es ward nicht bloß ein Jus circa sacra der Regierung in Angelegenheiten ihrer katholiſchen Unterthanen in Frage geſtellt, nicht bloß der Gehorſam der Biſchöfe und des Klerus gegen das Anſehen des Monarchen und die Staatsgeſetze, ſondern der Proteſtantismus wurde bei dieſem Anlaſſe in ſeiner tiefſten Wurzel angegriffen — ſagt E. Münch mit Recht. — Der Krieg ward auf des Gegners eigenes Gebiet hinüber geſpielt, aus der kanoniſchen zugleich eine polemiſch-theologiſche und eine politiſche Frage gemacht.

---

*) Vergl. Ellendorf's Schrift: Welchen Sinn hat das Breve vom 25. März 1830 in Betreff der gemiſchten Ehen u. ſ. w. Berlin bei Reimer, 1838.

Von Rom aus angeregt, wandelte ein böser Dämon gespenstisch — der Fanatismus — einher, und feierte seine Orgien. Die Individualität des gegenwärtigen Papstes war es, welche das Ereigniß ins Leben gerufen; er allein war der Quell des heillosen Zerwürfnisses. Als Cardinal Mauro Capellari bestieg er nach der französischen Julirevolution den päpstlichen Stuhl, und wählte nicht ohne Bedeutung den Namen Gregor. Während Napoleon's Herrschaft hatte er das so geringen Geist documentirende Buch: Der Triumph der Kirche über die Neuerer, geschrieben; es charakterisirt Ansicht und Sinnesrichtung seines Verfassers zur Genüge. Bald nach seiner Stuhlbesteigung kamen die Fragen, welche durch Leo XII., und Pius VIII. seine beiden unmittelbaren Vorgänger, nicht erledigt worden waren, auf's Neue zur Sprache. Er war der Verfasser des Breve des Papstes Pius VIII., und vor der Saat, die er gesäet, erwartete er die Erndte.

Das Zerwürfniß wegen der gemischten Ehen wurde zur Hauptsache erhoben und also dargestellt, als seien die tiefsten Interessen der katholischen Kirche in Preußen gefährdet durch das Verlangen der Regierung, daß es keinem Geistlichen gestattet sei, Versprechen wegen der Kindererziehung zu verlangen. Man verschwieg, daß hierbei kein Unterschied der Confession gelte, und weder ein katholischer, noch ein protestantischer Geistlicher dieses Versprechen fordern dürfe, und das nach allen vorhandenen päpstlichen Breven und deutschen Landesverordnungen früherer Zeit sich genügend ergibt, wie dem katholischen Religionstheile der Gedanke, daß es ihm freistehe, Kinder aus gemischter Ehe ohne deren vorausgesetzte oder unterstellte Genehmigung schon im Mutter-

leibe, ja eigentlich ſchon vorher, für die katholiſche Kirche gleichſam in Beſchlag zu nehmen, ganz außer Abſicht gelegen.

Dasjenige, was Rom in ſeiner Höflichkeit und Nachgiebigkeit gegen Preußen, abweichend von ſeinem Verfahren gegen andere Staaten, nachgegeben hatte, wußte es durch Organiſirung einer ſyſtematiſchen Oppoſition wieder einzubringen, und die allzu offenen und freigebigen Paragraphen durch geſchickte Interpretation anderer dunkleren in ſeinem Sinne zu neutraliſiren.

Beſonders iſt es in Folge des Breve von Pius VIII. die grellſte Interpretation des Satzes: Außer der katholiſchen Kirche kein Heil, welches dieſe Wirren veranlaßt; der Katholizismus wird darnach als der bevorrechtigte Geburtsadel im Reiche Gottes dargeſtellt, und von den tauſend Millionen, welche den Erdball bewohnen, für etwa anderthalb hundert Katholiken in Anſpruch genommen, während die übrigen, mehr denn achthundert Millionen zählenden Erdbewohner als Paria's des Himmels in minderem Grade theilhaftig werden können, — — eine Anſicht, welche in ſolchem Maaſſe auszuſprechen dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten ward.

Zur Erreichung ſeines Zweckes bedurfte Gregor XVI. einſichtiger, ihm gleichgeſinnter Individuen. Und er wußte ſie zu finden. Der Unterſtaatsſecretair Capaccini, deſſen Kopf und Händen zuerſt die Sache anvertraut war, iſt ein Mann voll Kenntniß und Geiſt, Feinheit und Verſchlagenheit, Hofmann und Weltling, aus Conſalvi's Schule und mit Leo XII. Charakter und Denkweiſe vor ſeiner Erwählung zum Papſt zunächſt verwandt, übrigens vorſichtiger, klüger und unternehmender, als dieſer. Mehrmals machte er ſich als Nuntius, insbeſondere aber in

den Niederlanden bekannt. Während des Kampfes der katholischen Partei mit der Regierung König Wilhelm's spielte er eine Rolle ganz eigener Art, und muß mit Recht als derjenige betrachtet werden, der am meisten dazu beitrug, die strafbaren Hoffnungen des belgischen Klerus zu nähren, den widersetzlichen Geist im Lande und die geheimen Umtriebe der größtentheils von ihm inspirirten Oppositionsmänner zu unterstützen, die versöhnlichen Absichten des genannten Monarchen zu neutralisiren, und die von demselben der katholischen Kirche gemachten Concessionen zum Verderben des Staates auszubeuten. Während der schlimmsten Zeiten pflegte er einen innigen Verkehr mit den Häuptern der Revolution, und gab sich nicht einmal die Mühe, es zu verbergen. Wurden ihm Vorwürfe gemacht, so hatte er die Entschuldigung, es geschehe nur, um auf die Entschlüsse jener zum Besten des Friedens und im Interesse der Versöhnung einzuwirken.

Seine Liebenswürdigkeit im Privatleben bei meisterhaften Ueberredungskünsten gewann ihm die Herzen; seine kräftige Gestalt, seine schlauen, durchdringenden Augen, in welchen seinitalienische Sinnlichkeit, durch großen Verstand vergeistigt, sich ausspricht, erleichterten ihm manche Eroberung. Eine gewisse Selbstironie über die Geschäfte, welche er mit scheinbar gewissenhaftem Ernste betrieb, war oft nicht zu verkennen. Auch Capaccini kann von sich sagen, daß er besser als sein Ruf sei. Er ist unstreitig zehnmal tüchtiger, als Lambruschini. — Also charakterisirt S. Münch den Unterstaatssecretair Capacini, aus persönlicher Anschauung während der Zeit, wo er in niederländischen Diensten lebte.

Nichtsdestoweniger war Gregor XVI. nicht mit Capaccini zufrieden; er mußte den ihm ertheilten Auftrag nicht in allen seinen Theilen dem Wunsche und Willen des Papstes

gemäß erledigt, ihm noch nicht genug gethan haben, weshalb er von seinem Posten entfernt wurde, angeblich seines zerrütteten Gesundheitszustandes halber.

Nach Capaccini trat ein Anderer auf dem bewegten Schauplatz auf. Es war der Cardinal Lambruschini, der vollenden sollte, was seinem Vorgänger nicht gelungen war. Er wurde zum Cardinal-Staatssecretair ernannt, und fungirte bereits als solcher, als der Geheime Legationsrath Bunsen auf seiner Reise von Berlin nach Rom die Stadt Ancona erreichte, und sich, benachrichtigt von dem Inhalt der ersten, vom Papste im Cardinalscollegio gehaltenen Allocution, von dieser Stadt aus mit der bekannten Note an Lambruschini wandte.

Als ein sehr verschmitzter Kopf mit reichen Anlagen und brennendem Ehrgeiz wird Lambruschini geschildert. Das römische Volk liebt ihn nicht; die Collegen behandeln ihn größtentheils mit Mißtrauen vor seinen Machinationen und Planen. In der Politik hat er sich gerade nicht sehr verewigt, noch einen tiefen Blick in die Zeitverhältnisse verrathen. Seinen verkehrten Rathschlägen, die er als Nuntius zu Paris dem Fürsten Polignac und Carl X. gab, ist ganz vorzüglich der Erlaß der Ordonanzen zuzuschreiben, welche den Ausbruch der Julirevolution veranlaßten. So oft der König der öffentlichen Meinung, den Vorstellungen besonnener Freunde und der eignen ruhigeren Ueberzeugung nachzugeben geneigt war, hatte ihn dieser Prälat, der ganz von den Jesuiten beherrscht war, durch Erregung von Gewissensscrupeln wieder davon abzubringen gewußt; er führte den Staatsstreichen ohne Scheu das Wort, und zeigte die Absolution für Alles im Hintergrunde. Und dieser Mann

ward nun wirklich Staatssecretair *), führte das Steuerruder des römisch-hierarchischen Schiffes, und warf das Netz aus, um reiche Fischzüge Petri zu thun in der aufgeregt brandenden Meeresfluth der öffentlichen Meinung, im Tosen des Sturmes der heterogensten, schroff einander gegenüberstehenden Ansichten und Grundsätze.

Während zu Rom seinen Händen die Angelegenheit anvertraut war, wurde der der Abbé Spinelli in die Nähe des Kampfplatzes gesandt — nach Belgien. „Eine giftige Kreuzspinne — sagt Münch — hat man in der Person Spinelli's nach Brüssel gesendet; gegen die Intriguen, welche dieser Prälat nach allen Puncten der Nachbarschaft hin spinnen wird, dürften vielleicht Capaccini's Gewebe noch Kindereien sein. Im Ganzen handelt es sich um eine Fortsetzung des löblichen Werks von 1828 — 1830." Und wie ist diese Vorhersage Münch's eingetroffen? Wie vollkommen würde sie sich bewahrheitet haben, wäre Spinelli's Bleiben in Belgien länger gewesen, hätten die Schritte seines ersten Auftretes wieder Preußen nicht gegen alle Normen des Völkerrechts in so hohem Grade angestoßen, daß auf das Schleunigste die strengsten Mittel ergriffen, die nächsten Wege der Diplomatie eingeschlagn worden wären, um diesem beispiellosen Scandal, von einem römischen Pfaffen ausgegangen, urplötzlich ein Ende zu machen!

In Deutschland selbst waren es die ultramontanen Coalitionen, welche für Interesse und Tendenz der römischen Curie wirken mußten, die ganze baierische Verbrüderung, an der Spitze, die Görres-Philipps'sche Universitätsgenossenschaft zu München durch ihre Orga-

*) Vergl. C. Münch's römische Zustände und katholische Kirchenfragen der neuesten Zeit. Stuttgart 1838.

ne, die Münchener politische Zeitung, die Neue Würzburger Zeitung und die sog. historisch-politischen Blätter, welche öffentlich den von den Verfassern des rothen Buchs eingeschlagenen Weg verfolgten, die Benkert'schen Journale, welche indeß leiseren Schrittes als früher auftraten; die katholische Kirchenzeitung von Höninghaus und der Herold des Glaubens waren minder zurückhaltend, ohne indeß ganz in die Fußtapfen der zuerst genannten baierischen Blätter zu treten. Neben der baierischen Coalition waren es Glieder der papistischen Partei im übrigen Deutschland, die sich besonders thätig erwiesen und eine Menge wider Preußen gerichteter Artikel in den obigen Zeitschriften, wie in der Augsb. Allg. Zeitung unter den verschiedensten Rubriken ausgehen ließen. Es ist bekannt, wo das Hauptmaterial zu dem „rohen Buche" geliefert ward. welches, wie sich später herausgestellt, im Manuscript nach Rom gesandt und von dort mit der Weisung, selbes nach möglichster Vervollständigung durch den Druck zu veröffentlichen, zurückgekommen war, woraus sich noch mehr herausstellt, daß alle ultramontanen Umtriebe in und gegen Preußen durch das päpstliche Cabinet wider alles Völkerrecht schon damals heimlich sanctionirt waren, und dessen An- und Absichten auch öffentlich die zweite Allocution des Papstes aussprach.

Welche unseligen Wirren durch diese ultramontanen Coalitionen hervorgerufen worden, deß Zeugen sind wir Alle gewesen. Sie waren absichtlich hervorgebracht, längst schon vorbereitet, aber von Wenigen geahnt, viel minder durchschaut und gefürchtet. Nur Niebuhr schrieb bereits im Jahre 1826: „Es scheint mir kei-

ne Frage, daß unter den Katholiken eine verwegene Faction einen Religionskrieg im Schilde führe." Und 1829 schrieb er abermals aus Bonn: „Selbst bis auf die hiesige Universität suchen Leute, welche offenbar mit den Priestern in Frankreich, die sich des Pöbels schon wieder bemächtigt haben, zusammenhängen, gegen die ketzerische Regierung aufzuwiegeln, Versuche, welche nur zum Lachen sein würden, wenn es nicht in Belgien mißlich aussähe." Aber niemand durchschaute die Lage der Dinge mit dem Adlerblicke Niebuhr's. Und so traten denn die Ereignisse im deutschen Volks- und Staatenleben ein, deren mehr als nahestehende Zeugen wir Alle gewesen sind.

Vermittelnd und versöhnend war Friedrich Wilhelm's IV. erstes Auftreten in diesem mißlichen Zerwürfniß, und weise der Weg gewählt, den er einschlug — der Weg zur Verständigung, Aussöhnung, Ausgleichung und Gleichstellung der rechte seiner Unterthanen beider Confessionen in ihren kirchlichen Angelegenheiten wollte er; sie zu erringen, sandte er Abgeordnete als Träger seiner Ansicht und Willensmeinung über die Alpen. Was geschehen ist, wir waren und sind deß All Zeugen.

Der Dom zu Köln

im Verhältniſſe zur welthiſtoriſchen Entwickelung der Gegenwart.

Der kölniſche Dom iſt nichts Anderes, als der individuelle Ausdruck des allgemeinen deutſchen Volkslebens im Mittelalter, Deutſchlands chriſtliche Romantik in ihrer Mannigfaltigkeit verobjectivirt zu einem individuellen harmoniſchen Ganzen. Wie in jenem poetiſchen und religiöſen Gemüthsleben alle eigenthümlichen Erſcheinungen, alle ſchroffen Gegenſätze, z. B. der Stände, der damaligen Zeit friedlich aufgingen, ſo finden wir daſſelbe in den gothiſchen Domen nach allen Richtungen hin auf eine wahrhaft ſchöne Weiſe zur Anſchauung gebracht. Von dieſem Geſichtspuncte aus erſcheint der in Frage ſtehende Bau nicht allein als ein Rieſendenkmal der deutſchen Nationalität und Kunſt, ſondern auch der deutſchen Freiheit. Durch die allſeitige Berührung der verſchiedenen Stände und Individualitäten, welche derſelbe nothwendig bediente, traten die einzelnen Kräfte in eine neue Wechſelwirkung, und es entſtand eine gegenſeitige innigere Durchdringung des Geiſtes, deren Strömung mit jedem Tage ihr Bett erweiterte. So fand das Volk Gelegenheit, in der Entfaltung ſeiner Fähigkeiten raſch voran zu ſchreiten und durch das ſtets reifer werdende Selbſtbewußtſein immer

mehr selbstständige Kraft zu gewinnen. Auf diesem Wege wurde Deutschland einerseits, während andererseits sich der Feudalismus nach und nach in die Monarchie auflöste und die griechische Philosophie einwanderte, für jene Freiheit heran gebildet, welche in der Reformation die Subjectivität entfesselte, sich später zu Ludwig XIV. und Friedrich II. auf den Thron setzte und die Aristokratie vernichtete, und endlich in den französischen Revolutionen, so wie in den belgischen und deutschen Unruhen den befreiten Gedanken zur freien Gestaltung der That führte, um so Gemeingut Aller zu werden. Aber Deutschland, leider, daß ich es sagen muß, das träge Deutschland ist auf halbem Wege stehen geblieben, ja größtentheils so weit gar noch nicht einmal vorgedrungen. Jetzt erwachen auf einmal meine Landsleute, vielleicht aufgerüttelt durch einige mit Ausdauer kämpfende Philosophen und Publicisten, und wollen einen Fortschritt machen. Sie fühlen und sehen nun ein, daß es endlich an der Zeit der That ist, daß es ihrer und überhaupt des Menschen unwürdig, länger als Subjecte darzustehn, welche, losgerissen vom allgemeinen Staatsleben oder doch höchstens blindlings einigermaßen daran Theil nehmend, bloße Pflanzen bilden, die für nichts Interesse haben und nichts thun, als essen und trinken und schlafen, mit einem Worte, nur vegetiren. Alle erheben sich gegenwärtig und fordern Constitution und Preßfreiheit, diese nothwendigen Consequenzen der Geistes- und Gewissensfreiheit, Alle stehen auf und wollen sich als handelnde, als **lebendige** Glieder des Staats wissen. Unsere Nation ist der Hemmung der Subjectivität in ihrer freien Entfaltung zum höhern Selbstbewußtsein endlich müde geworden, d. h. der Kern unserer Nation, derjenige Theil, dessen Subjecti-

vität an und für ſich wenigſtens nicht mehr in Banden liegt. Die Deutſchen wollen nicht länger als ſolche Glieder eines Ganzen daſtehen, welche durch Haken, Schrauben u. ſ. w. verbunden ſind; ſie wollen einen wahrhaft lebenden, ja einen ſelbſtbewußten Staat bilden, wo jeder Menſch in ſeinem göttlichen Rechte iſt, wo die Geiſter ungehindert von allen Seiten in einander rauſchen und die ſchwellenden Gedanken wie leuchtende Wellen frei an einander ſchlagen dürfen, um ſich allſeitig zu kryſtalliſiren und zur That zu geſtalten. Es genügt ihnen nicht mehr, ihrer Subjectivität bloß durch Worte für ſich im Kämmerlein Luft zu machen, ſondern es ſoll dieſelbe ohne alle Hemmung, ſowohl durch die Sprache der Wiſſenſchaft, als auch durch unmittelbares Handeln, zur wirklichen Objectivität übergehen. Es ändern ſich die Zeiten, die durch vieljährige Unthätigkeit ſteif gewordenen Glieder werden wieder gelenkig, und es wächſt uns unaufhaltſam der Mund auf, ich hätte bald geſagt: wie den Fröſchen, wenn es Frühling wird. Es würde alles ſchon gut gehen, wären wir bei all' unſerm Tiefſinn und unſerer wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit, mit welcher wir immer prahlen, nicht ſo ganz ungeübt im Handel geblieben. Zeigt ſich dies doch neuerdings recht in dem Enthuſiasmus für den Kölner Dombau. Die ſtrotzende Kraft unſerer Subjectivität fühlt ſich, eben weil ſie ungeübt iſt, im Allgemeinen noch viel zu ſchwach, um ihre Schranken jetzt ſchon direct zu durchbrechen, und ſo iſt es ganz natürlich, daß ſie vermittelſt einer gemeinſamen, idealen That ſich innerlich zu ſtärken ſucht. Es iſt aber — freilich bei dem gegenwärtig überall regen Kunſtſinne einigermaßen zu entſchuldigen — durchaus verkehrt und geſchichtswidrig, daß wir den Kölner

Dom zu einem ſolchen Vereinigungspuncte wählen. Ein Kunſtwerk, das, wie dieſes, einer ganzen Nation entſprechen ſoll, muß doch nothwendig in allen Beziehungen auf dem Höhepuncte der geiſtigen Entwickelung derſelben ſtehen und als ein individueller Ausdruck ihres allgemeinen Geiſtes erſcheinen. Das war nun freilich bei jenem Dome der Fall, iſt es aber jetzt nicht mehr. Wir ſind längſt über die hiſtoriſche Stufe des Mittelalters hinausgetreten und haben ſomit die Blüthezeit der gothiſchen Baukunſt weit hinter uns. Der Katholizismus hatte damals eine allgemeine welthiſtoriſche Bedeutung, er bildete die Form für den Geiſt der Weltgeſchichte, in welcher Letzterer ſein Selbſtbewußtſein erneuerte. Als aber auf dieſem Wege der möglichſt höchſte Grad des Wachsthums erreicht war, hatte er ſeine Periode gehabt, und mußte vom öffentlichen Schauplatze allmälig wieder abtreten. Es wurde eine neue Seelenwanderung des weltgeſchichtlichen Geiſtes nothwendig. Nach und nach zog ſich das Prinzip des Lebens aus ihm zurück, er fing an, in ſich abzuſterben, und ſelbſt da, wo er glaubte einen Fortſchritt zu machen, ſank er dem Prinzip der Vereinigung in die Arme. So wurde er immer mehr iſolirt, immer mehr losgeriſſen vom höhern Staatsleben, bis er endlich zur bloßen Kirche zuſammenſchrumpfte, bei deren einſeitigem Pflanzenleben alle weltgeſchichtliche Berechtigung aufhört.

Ich frage nun: Gereicht es Deutſchland zur Ehre, und iſt es geſchichtlich conſequent, ja, bei einigem Selbſtbewußtſein nur möglich, daß wir aufrichtig Hand an's Werk legen, den Kölner Dom zu vollenden? Wie ſollte der klare Geiſt unſers philoſophiſchen Jahrhunderts ſich in der myſteriöſen Kunſt der Gothen wiederfinden, wo der Gedanke bis zu einer gewiſſen Stufe zwar ein in

echter Plaſtik frei aufſtrebender und nach allen Seiten hin ſich ſtets verjüngender, aber, ſobald er eine ſeinen mitgebrachten Kräften völlig entſprechende Form ausgebildet hat und von dieſem Standpuncte noch verwegen über ſeine Fähigkeiten hinausgreifen will, ſich in bloß vegetirendes Leben verliert. Nein, meine deutſchen Landsleute! die gothiſche Baukunſt paßt nicht mehr für unſere Zeit. Wollen wir einen Dom aufführen, der einen nationalen Vereinigungspunkt für unſer innerliches Leben bilden ſoll, ſo muß zuerſt nicht allein eine verjüngte Symbolik entſtehen, ſondern auch ein ganz neuer Styl entdeckt werden. Nein, nein, meine deutſchen Landsleute! ihr müßt euern Plan ändern und den Kölner Dom laſſen, wie er iſt. Glaubt es mir, eure Begeiſterung für dieſe Kirche iſt nur ein Rauſch, aus dem ihr einmal erwachen werdet, und dann wird eure nüchterne Beſinnung eine ſchmerzvolle ſein, weil ihr ungeheure Kräfte und Koſten auf eine nutzloſe Weiſe verſchwendet habt. Nur die Kölner, welche durch jenen Bau an materiellem Reichthum gewinnen, werden ſich über die Verwirklichung dieſes Unternehmens herzlich freuen, dann die orthodoxen Katholiken im Allgemeinen, indem ihr einſeitiger Spiritualismus vermittelſt jener Formen einen gewiſſen ſinnlichen Haltpunkt erlangt, unter dieſen aber vorzüglich die Prieſter, welche in der allgemeinen Theilnahme an dieſem Dome die nahe Erfüllung der Prophezeiung ſehen, daß Alle einſt in dem Schooße der alleinſeligmachenden Kirche einſchlummern werden. Darum noch einmal, ihr Männer von Deutſchland! ſeid keine Narren! Was wollt ihr an der alten Ritterburg des Katholizismus bauen — und das thut ihr, wenn ihr euern Plan durchſetzet — in welcher die Luft immer kälter wird und bald doch niemand mehr wohnen mag?! Seid vernünftig und bauet

leber die nothwendigen Landstraßen und neue Eisenbahnen: das ist viel christlicher gehandelt, als wenn ihr euern Dom fertig macht, der so, wie er jetzt darsteht, ein heiliges Denkmal der Geschichte ist, durch jede Handanlegung eines heutigen Künstlers entheiligt wird. Landstraßen und Eisenbahnen — o wie werden dadurch nicht die individuellen Erscheinungen des Lebens, die poetischen Momente der Menschheit, wie der Natur zusammengeschoben! Wie strömen, wie rauschen dadurch nicht die Ideen von allen Seiten gleich heiteren Quellen duftend in einander! Landstraßen und Eisenbahnen, wißt ihr, deutsche Brüder! daß ihr dadurch groß werden und jedem Vollblut über den Kopf wachsen könnet, ehe er es sich versieht? —

Noch mehr! Wenn ihr einen gemeinsamen Centralpunct für eure bessere Innerlichkeit verlangt, so bauet eine allgemeine Akademie der Wissenschaft und Kunst, wo nur geniale Männer docciren, und alle talentvollen Jünglinge, die Reichen für Geld und die übrigen umsonst, ein Unterkommen finden und sich gehörig ausbilden können. Wie manches junge Genie geht wegen Mangel an pecuniären Mitteln, und wie manches wegen Ueberfluß an solchen zu Grunde! In jener Anstalt müßten Reiche und Arme gleich viel zu verzehren haben und überhaupt in jeder Beziehung, zwar ein freies, aber auch ein gemeinsames Leben führen.

Meine deutschen Landsleute! beherziget diese Worte, sie sind aufrichtig.

Die Mäßigkeitsvereine deutschen Ursprungs.

Die Mäßigkeitsvereine, welche in unseren Tagen, den gleichen Bestrebungen Nordamerika's und England's nachgebildet, in Deutschland sich constituiren, sind nichts Neues, nichts Fremdes, da sie in unserm Vaterlande bereits vor drei Jahrhunderten existirten. Tief unter das vernunftlose Thier erniedrigt sich der Mensch, der Herr der Erde, durch Völlerei und durch unmäßigen Genuß geistiger Getränke, und psychisch und physisch verderblich sind die Folgen dieser Verirrungen, hervorgerufen durch den an Dauer kürzesten Genuß, durch den gleich im Genuß wieder verfliegenden Kitzel auf Zunge und Gaumen. Die Folgen sind für den Einzelnen verderblich; sie sind es für Generationen und Geschlechter sowol in physischer, wie moralischer Hinsicht, als auch in Betracht des „Lebensglückes und der Wohlfahrt ganzer Familien. Jegliche Lust findet ihre Uebersättigung, jegliche Leidenschaft ihre Uebersriedigung; nur die Trunksucht findet — einzelne Fälle abgerechnet — keine Grenze, keine Scheide, kein Ende, bis der Tod den Tagen des an Leib, Seele und Vermögen Verderbenen ein Ziel setzt, und Weib und Kind in zerrütteter Lage Angesichts der drückendsten Verhältnisse dem Heimgegangenen flucht.

Wer wollte daher nicht Vereinen Beifall zollen, deren Tendenz dahin abzielt, der Trunksucht zu steuern, und dem Genusse geistiger Getränke im Uebermaaß mit aller Kraft entgegenzutreten? Es bedarf aber bei solchem Streben des Ernstes und der Würde, und ein solcher Verein prostituire sich nicht wie jener, dessen Mitglieder die Versammlungen Champagner-berauscht verließen, noch compromittire er sich wie dieser, der zum Vortheil seines Fonds Trinklieder edirte und verkaufte.

Wo ein Uebel hauset, da sinnet man nothgedrungen auf Abhülfe, und findet sie glücklichen Falls, oder sinnt vergeblich. Schon Tacitus hat unseren Vorfahren als Makel bewährte Tapferkeit im Trinken angehangen, und von ihm angerechnet ist alle Jahrhunderte hindurch bis auf den gegenwärtigen Augenblick dem Deutschen dieser Ruhm geblieben. Der Deutsche hat dessen selbst auch kein Hehl zu allen Zeiten gehabt, und namentlich haben das sechszehnte Jahrhundert, wie unsere Zeit indirect dieses offen vor aller Welt eingeräumt und gestanden durch öffentliche Aufforderungen zur Gründung von Mäßigkeitsvereinen, namentlich gegen den Genuß des Branntweins. Zu Ende des fünfzehnten und im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts kamen "die gebrannten Wasser" mehr und mehr in Aufnahme in deutschen Landen; aber auch der Genuß des Bieres fand in nicht minderem Grade statt, und im Genusse des Weines blieb der Deutsche auch nicht zurück.

Diese Trinksucht war einerseits eine Frucht der Geselligkeit und andererseits des Mangels an feinerer Unterhaltung; sie stieg, als das Zutrinken im 16. Jahrhundert die höchste Stufe erreichte. Wer — sagt Schmidt*) —

*) Geschichte der Deutschen, Thl. 10, S. 171.

weniger Menſch war, ward für einen Helden geachtet, und wer einen Andern unter den Tiſch getrunken, rühmte ſich dieſer That gleich einer großen Sieges- und Heldenthat.

Von Durſt und Trunk, dem Erbthum unſerer Väter, nehmen wir noch heutzutage trotz der höchſten Ausbildung und Verfeinerung unſerer Sprache eine Menge metaphoriſcher Ausdrücke, z. B. ich will's ihm eintränken; er iſt im Laſter erſoffen; er iſt ſchlaftrunken; ſie iſt liebestrunken; das Volk war ganz wonnetrunken; die Stände des Reichs waren ganz wonneberauſcht; nach Ruhm und Ehre dürſten; Tugend und Ehre einflößen; Thatendurſt; Golddurſt; im Taumel ſüßer Luſt; Liebesrauſch; an ihm iſt Hopfen und Malz verloren; er hat ſein Vermögen durch die Gurgel gejagt; Trinkgeld, Biergeld; ich werd's ihm eingießen eintrichtern; reinen Wein einſchenken; Weinkauf; wir haben ein Ehrentrank, wie einen Leichentrunk. Noch heute geben wir Becher und Pokale von Gold und Silber als Ehrengeſchenke. Das Erzſchenkenamt war eins der deutſchen Reichserzämter; kurz, das Trinken greift in die ganze Volks-, Reichs- und Staatsgeſchichte Deutſchland's *).

An Trinkliedern iſt Deutſchland dem Nachbarlande jenſeits des Rheins bei Weitem überlegen. Dem Franzmann ſchaudert, hört er von den Heldenthaten der Deutſchen beim Becher in alter, wie neuer Zeit. Kein Volk der Erde hat ſo viele Synonymen aufzuweiſen,

---

*) Vergl. Dr. Maßmann's: der Bock und das Bier in Spindler's Zeitſpiegel, 1831, III. S. 168, woſelbſt er auch einige 100 Namen berühmter deutſcher Biere aufzählt.

welche alle die so oft in heimischen Schnaps-, Bier- und Weinschenken vorkommende Erscheinung, den Rausch, bezeichnen. Es gibt deren nach Lichtenberg's vollständiger Zusammenstellung von „Besoffensein" bis zum edlen: „Er hat einen Haarbeutel" gegen anderthalbhundert.

„Sachse, Bayer, Schwab und Frank
Lieben all' den Trank"

lautet der alte Reim, der die gesammte Bevölkerung Deutschlands der Trinkliebe zeiht.

Besonders war das Trinken unter dem deutschen Kriegsvolk an der Tagesordnung, vor Allem bei dem Fußvolk, den sog. Landsknechten. Als man von Karl V. verlangte, er solle das übermäßige Trinken bei den deutschen Heeren abschaffen, gab er zur Antwort: dies wäre ebenso, als wollte er den Spaniern das Stehlen verbieten *).

Der Gebrauch des Branntweins als Volksgetränks veranlaßte mehrere Schriften von Aerzten, besonders seit vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an bereits sehr stark in Deutschland „gebrannte Wasser" getrunken wurden. So schrieb bereits Dr. Michael Schrick zu Augsburg „Von den gepranten Wasser" Nürnberg 1484 und 1494 und „Apotek für den gemeinen Mann" 1529; beide Schriften enthalten Anleitungen zur Bereitung gebrannter Wasser, während andere Schriftsteller wider den Genuß desselben auftraten. Es erschien zu Bamberg 1493 sogar ein Gedicht mit der Aufschrift; „Wem der geprant Wein nutz sei oder schad, und wie er gerecht oder fälschlich gemacht sei."

Der Geschichtschreiber und Wiedertäufer Sebastian Frank aus Donauwörth gab 1531 eine Flugschrift:

*) Chytraei Saxonia. S. 67.

„Bericht und Consilium betreffend das greuliche Laster der Trunkenheit“ heraus, welche sieben Auflagen erlebte, wovon die neuesten den Titel führten: „Bericht vom erschrödlichen Zusaufen“, und Hans von Schwarzenberg schrieb ein: „Büchle wider das Zutrinken oder Sendbrief der Stände der Hölle an die Zutrinker.“

Zu zeigen, wie und wie viel man damals trank, nur zwei Beispiele statt hundert. Als Winrich von Knipprode im Jahre 1351 zum Hochmeister des deutschen Ordens gewählt ward, gab es gar hohe Festlichkeiten, Schießen und volle Tafel. Bei dem Ehrenmahl mußte jeder Gast ein silbernes Becken, mit acht Weinflaschen gefüllt, in einem Zuge leeren. Der wackere Ritter Veit von Vasenheim leerte es drei Mal und ward Schloßhauptmann. Auf Erlaubniß seines Herrn, des Herzogs Vogislov von Pommern, holte sich Dyonis Kleist, Hauptmann zu Kolbatz, seinen „Schlaftrunk“, bestehend aus drei Tonnen Bier, in einer Tracht selbst aus dem Keller. Mit jeder Hand faßte er eine Tonne bei dem Spunde, eine halbe nahm er zwischen jeden Arm und leerte sie alle.

Maximilian der Erste, der wie sein Vater Friedrich der Dritte bis zum Wunder nüchtern und mäßig war, hatte durch seinen häufigen Verkehr mit dem Auslande die Trunkenheit auf das Tiefste verabscheuen gelernt, und er war um desto mehr der Ansicht, mit Ernst und auf gesetzlichem Wege diesem Unwesen zu steuern. Auf mehreren Reichstagen brachte er die Sache zur Sprache; seine Anträge fanden Anklang, und bereits auf dem Reichstagen zu Worms im Jahre 1495 ward bestimmt, daß Kurfürsten und Fürsten das Zutrinken nicht gestatten, sondern strafen sollten *). Da man sich aber an diese

*) Senkenberg N. A. II. S. 26, §. 38.

gesetzliche Bestimmung nicht hand, wie der Kölner Reichsabschied vom Jahre 1512 selbst besagt, so ward es auf diesem Reichstage aufs Neue verordnet, die darauf gesetzten Strafen verschärft, und hinzugesetzt, daß, falls eine Obrigkeit säumig oder lässig sein sollte, der Reichsfiscal die Trinker beim kaiserlichen Kammergericht denunciren sollte. *)

Diese Verordnung wegen des Reichsfiscals mußte manchem Fürsten bedenklich erscheinen, indem, obgleich nur von den Unterthanen die Rede war, sie fürchteten, der Fiscal möge sich zuletzt auch an sie wagen. Sie veranlaßten daher noch den Zusatz folgender Clausel: „Aber an Orten, da das Zutrinken von Altershero geübt und überhand genommen, sollen die Oberkeit allen möglichen Fleiß ankehren, solches abzustellen", d. h. nur in den „neuen Trinkländern" sollte das Zutrinken förmlich gestraft werden, und der Fiscal gegen die Widerspenstigen auftreten dürfen; in den alten sollte aber die Obrigkeit nur überhaupt auf die Abstellung desselben bedacht sein. Unter den neuen Trinkländern verstand man Schwaben, Franken, Baiern und die oberen Rheinländer; der übrige Theil von Deutschland ward zu den alten Trinkländer, die sich gleichsam durch Verjährung ein Recht zum Vollsaufen erworben, gerechnet. Wie lächerlich diese Unterscheidung war, braucht nicht bemerkt zu werden und Hans von Schwarzenberg läßt in der Vorrede zu seinem „Büchle vom Zutrinken" seine Teufel den Zutrinkern sagen: „sie sollten wegen dieses Unterschiedes in keiner Verlegenheit sein, denn es sei nit um lang zu thun, daß die Alten absterben und die Jungen in dem angefangenen Zutrinken erwachsen werden; alsdann wer-

*) Senkenberg a. a. O. S. 142, §. 5.

den alle Menſchen gemeldter vier Lande, Edel und Unedel, daß Zutrinken mit nicht weniger Gewalt und Ernſt handhaben, als in den alten Trinklanden geſchehen, wo ſich niemand mehr unterſtehen dürfe, dem Zutrinken zu widerfechten.“

Von eben dieſen Teufeln kann man auch die Gründe lernen, deren ſich die Zutrinker bedient, nämlich „was den Kaiſer angehe, ſei es ihrer Majeſtät nicht ernſt geweſen, das Zutrinken abzuſtellen, als ſich daraus erfinde, daß ſeine Gewaltigſten am Hofe ebenfalls zutränken. Höchſtens wenn alle Anderen ſeine Gebot und Ordnung vollſtreckt würden, alsdann ſei Zeit genug, dies auch zu halten. Der Adel müſſe es auch nicht ſo weit kommen laſſen, daß ihm der Kaiſer und Fürſten das Zutrinken wehren, indem ſie ſich ſonſt anderer Dinge gegen denſelben anmaßen möchten, die ihm noch beſchwerlicher fallen könnten, als das Zutrinken aufzugeben. In den Trinkländern finde man gewöhnlich frumb, wahrhafte, kühne, getreue, beſtändig, harte, männlich ſtreitbar Leut, als alles offenbar ſei, hingegen in den Landen, wo die Inwohner alle ihr Sache auf Mäßigkeit, ſubtile Weisheit und großen Reichthum ſetzen, finde man die größten, ſchändlichſten Laſter, als Unkeuſchheit wider die Natur, Verrätherei, Zagheit, leichtlich Abfallen von ihren natürlichen und verpflichteten Herrſchaften und Oberkeiten.“

Die Mehrzahl der Fürſten war ohnehin dieſer Gewohnheit ſo gut ergeben, als der Adel. War dies aber auch bei Einzelnen nicht der Fall, ſo durften ſie die Sache nicht einmal mit Ernſt betreiben, aus Furcht, manchen vom Adel von ſich abfällig zu machen. Die, welche es gut meinten, wählten demnach indirecte Wege, um dem Zutrinken Einhalt zu thun, und dies geſchah

wie aus Schwarzenberg's Schrift hervorgeht, daß sie in Gesellschaften zusammentraten, mit der Verpflichtung, sowohl für ihre Personen sich des Zutrinkens ganz oder halb zu enthalten, als auch es bei ihren Untergebenen nicht dulden zu wollen. Noch ist ein Statut einer solchen Gesellschaft vorhanden, welche 1524 die damaligen Kurfürsten von Trier und Pfalz, nebst verschiedenen Fürsten und Bischöfen, „als sie in diesem Jahr zu Heydelberg uff der Frölichkeit eines Gesellenschießens der Armbrust bei einander gewesen", unter einander errichtet haben Das Merkwürdigste dabei ist, daß sie es zwar ihren Untergebenen bei namhafter Strafe ernstlich verbieten, ihre Ritterschaft aber fleißiglich bitten, sich des Zutrinkens zu enthalten, und daß sich eben diese Fürsten vorbehalten, daß, wenn sie in alte Trinkländer kommen sollten und durch fleißig Weigerung Zutrinkens nicht geübriget sein könnten, sie alsdann mit ihrem Hofgesind an diese Ordnung nit gebunden sein, sondern gleichwohlen auch mit zutrinken wollten *). Ueberhaupt frommte dies wenig, und Luther hielt dafür, „das Vollsaufen würde Deutschlands Plage bis an den jüngsten Tag bleiben. " Jede Nation habe ihren Teufel: Deutschlands Teufel müsse ein Sauftenfel sein **).

Auf dem am 14. Januar 1524 eröffneten Reichstage zu Nürnberg wurde von einem Ausschlusse der Entwurf zu einem oft besprochenen Sitten- und Luxusgesetz für das ganze Reich vorgelegt, der 17 Puncte enthielt: von den Beschwerden aus Ueberfluß in Kleidern und Zierden, in Aufwand und Mahlzeiten, von den Flöten-

*) Pütter's deutsche Reichsgeschichte. S. 390
**) Spangenberg's Adelsspiegel, II. S. 390.

bläsern, den Schauspielern, vom Zutrinken u. s. w. In letzterer Hinsicht sagt der Gesetzentwurf: „die auf dem Reichstage anwesenden Kur- und Fürsten möchten sich so bindend als thunlich verpflichten, daß sie in Oberdeutschland ernstlich selbst an ihren Höfen kein Zutrinken und Bescheidthun mehr gestatten wollten, und sodann hierüber, gleichzeitig mit der Kleiderordnung, mit dem Adel das Nöthige feststellen. Denn wenn nicht die Häupter in dieser Ausschweifung sich besserten, so glaube der Ausschluß nicht, daß bei den Gliedern und Unterthanen Besserung zu erlangen. Man möge ferner das Gesetz machen, daß die in der Trunkenheit begangenen Verbrechen stärker als sonstige bestraft würden; man möge zu Gott in den Kirchen für Abwendung der Seuchen und Strafen beten, welche in dem Zutrinken ihren Grund hätten" *). Schwarzenberg, der Verfasser des "Büchle vom Zutrinken," nahm an Abfassung dieses Entwurfs und des Reichsabschiedes Theil. Auch Kaiser Ferdinand I. erließ für Oestereich in der Polizeiordnung von 1542 eine Bestimmung gegen das „gemessene Zutrinken, Bescheidthun und Völlerei" dahin, daß die Wirthe die Uebertreter anzeben sollten, wer Bescheid thue und wer sich ohne Zutrinken berauschte; dieser wurde mit 8 Kreuzern bis 2 Gulden, der Zutrinker um die Hälfte bestraft; bei dreimaliger Uebertretung sollte die Strafe in zeitlichem Verbot des Weins und Gefängniß auf Wasser und Brod bestehen; „doch wollen wir — heißt es am Schlusse — durch diese Satzung das bescheidene, freundliche Anbieten eines unbedingten und angemessenen Trunks nicht gemeint haben."

*) Aus handschriftlichen Nachrichten im k. k. Reichsarchiv zu Wien.

Im Jahre 1512 erschien eine Satyre auf das Trinken unter dem Titel: Der Zudrinker vnd Prasser, Gesatze Ordenung vnd Instruction. Getrückt zu Oppenheim. — Unter obigem Titel steht ein Holzschnitt, einen Mann in altdeutscher Kleidung darstellend, ein Trinkglas in der Hand und daneben folgende Reime:

Zu allen guten gesellen
Die zutrincken, prassen wellen
Wil ich dyß Büchlein thun schreiben
Das sie ir Zeit dryn verdreiben
Vnd auch kurzweil in dem haben
Wann sie sich mit maßen laben
Inn dem sie yren nutz versteen
Kern umb, wir weln zum Anfangk geen.

Die Vorrede besagt, daß, nachdem der Kaiser auf den Reichstagen zu Trier und Köln auch das Zutrinken verboten habe (1512), so sei dadurch der oberste Fürst der Hölle bewogen worden, sogleich einen höllischen Postboten mit einer Protestation und Instruction abzusenden. Zwar sei auch eine Englische Botschaft abgeschickt, die aber ohne Erfolg gewesen, weil „gar viel Leut von mans vnd weibsbilden, geistlich vnd weltlich des abents davor so lang in Banketen vnd gelachen gesessen vnd so vol gezecht gewesen, daß ste diesen engellschen boten morgens verschlaffen han. So sagt man auch, daß manicher dieselben Englische briefe, nachdem sye die gelesen mit ungedult vnd verdryß zetrissen vnd wegkgeworffen" u. s. w. Beides, die höllische Protestation und Instruction machen nun den Inhalt der Satyre auf die Trunkenheit und Völlerei aus. Im Jahre 1645 erschien eine juridische „Dissertatio de jure polandi."

Bilder und Bildchen aus Leben und Acten.

Aus meinen „Memorabilien und Reminiscenzen."

I. Eine Assisensitzung.

Düsseldorf 1812.

Das ephemere Großherzogthum Berg war eine Schöpfung der Laune Napoleon's nach dem Tilsiter Frieden. Nach einem kaiserlichen Decret von Burgos vom 14. November 1808 ward das Land nach französischem Muster in Departements eingetheilt und die Verwaltung nach französischen Normen und Formen gehandhabt. Erst zu Ende des Jahres 1811 begann die Organisation der Justiz- und Landesverwaltung. Die französischen Gesetzbücher und die französische Gerichtsverfassung in Civil-, wie Criminalsachen wurden eingeführt, demgemäß Friedens-Gerichte, Gerichtshöfe erster Instanz (Tribunale) in jedem Bezirke, Assisengerichte und ein Appellationsgerichtshof zu Düsseldorf in's Leben traten. Am 29. Mai 1812 begannen zu Düsseldorf die Assisen; von der ersten Sitzung will ich erzählen.

Ich war zehn Jahr alt; mein Vater fungirte als Greffier beim Appellationshofe zu Düsseldorf, und somit mangelte mir nicht die Gelegenheit, als Zuschauer an dieser ersten Assisensitzung Theil zu nehmen. Lebendig als hätte sie erst gestern stattgefunden, steht mir das

Bild jener Criminalsession noch heute vor der Seele, unter allen Erinnerungen aus meinen Kinderjahren am unauslöschbarsten in Folge der Tiefe des Eindrucks, den sie auf mich gemacht durch das Imponirende des Aeußeren, wie durch das Scheußliche des Criminalfalles, der zur öffentlichen Verhandlung gebracht wurde.

Die Sitzung fand in dem großen Saale des alten Schlosses statt, an dessen einem Ende eine Tribüne errichtet war, zu der man mit mehreren Stufen hinaufstieg, von dem übrigen für die Zuschauer bestimmten Raume durch Schranken getrennt. Ein Tisch, mit grüner Decke behangen, nebst Sitzen für das Personal des Criminalgerichtshofes bestimmt, vor demselben zur einen Seite zwei Tische hinter einander für die zwölf Geschworenen, je sechs zu sechs an einem Tische, zur andern Seite, ihnen gegenüber, eine Bank für die Angeklagten und vor dieser zwei kleinere Tische nebst Sitzen für die Vertheidiger derselben, hart an den Schranken vor der Tribüne Sitze für einen Theil der Zuschauer, dahinter der übrige leere Raum des Saales für die größere Zuschauermenge — also die Einrichtung des Assisensaales.

Es war ein heißer Maitag, an welchem die Sitzung gehalten wurde. Um acht Uhr Morgens nahm sie ihren Anfang. Das Assisengerichtspersonal hatte hinter dem grünbehangenen Tische seinen Sitz genommen, der Präsident in der Mitte, rechts und links von ihm zu jeder Seite drei Räthe, am äußersten rechten Ende der Procureur, als öffentlicher Ankläger, ihm gegenüber an dem entgegengesetzten Ende der Greffier, alle in rothen Roben und mit schwarzen Sammtbaretts angethan. Die Geschwornen hatten ihre Sitze eingenommen, ebenso die zwei Advokaten ihnen gegenüber. Nachdem die Geschworenen den vorschriftsmäßigen Eid geleistet, worden

die beiden Angeſchuldigten, von Gensd'armen escortirt, herein und auf die Armſünderbank geführt. Aller Augen waren auf ſie gerichtet. Es waren ein Mann und eine Frau, dem Bauernſtande angehörig. Der Mann in den Sechsziger Jahren, kurz und gedrungen, mit krummem Rücken und häßlich von Geſicht, von gelber Farbe mit Spuren von Blatternarben, mit kleinen ſtechenden Augen, eine fuchſige kurze Perücke auf dem Kopfe; ſeine Kleidung beſtand aus einem kurzen, breitſchößigen Frack von grüner Farbe, kurzen Hoſen und wollenen Strümpfen nebſt Schuhen; die Frau, in der üblichen weiblichen Bauerntracht des Landes, in weißer Haube, einige dreißig Jahre alt, mit dunkelbraunem Haar und dunkeln Augen, die Wangen hager, eingefallen und von der Kerkerluft gebleicht; das Geſtändniß der Schuld lag auf dem Geſichte, und die Natternbiſſe des Gewiſſens prägten ſich in tiefen Zügen unter den Augen aus. Sie war des Gattenmordes ſchuldig.

Der öffentliche Ankläger verlas die Anklageacte. Der Ehemann der Angeſchuldigten war wegen eines correctionellen Vergehens zu mehrmonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt geweſen, die er im ſog. Bau zu Düſſeldorf abgebüßt hatte. Die Frau, nicht fähig, ihrem kleinen ländlichen Acker- und Hausweſen allein vorzuſtehn, hatte den jetzt Mitangeſchuldigten als Knecht in's Haus genommen. Sträfliche Annäherung fand bald zwiſchen beiden ſtatt, und man beſchloß — Ermordung des aus dem Gefängniſſe Heimkehrenden und Ehelichung. Im Frühlinge des vorigen Jahres hatte der Verurtheilte ſeine Strafe abgebüßt; er kehrte an einem Nachmittage von Düſſeldorf zurück. Schnelle Vollführung der verabredeten blutigen That ſollte geſchehen. Unter dem Vorwande, Bohnenſtangen zu ſchneiden, begaben ſich alle

Drei am Abend in's nahgelegene Holz; die Frau schritt auf dem engen Pfade voraus in den Busch, der Ehemann folgte, der Knecht hinter ihm, einen Spaten unter dem Kittel versteckt. Im Holze angekommen, versetzte der Knecht dem Manne einen Schlag mit dem Spaten auf den Hinterkopf; er taumelte und stürzte hin, raffte sich aber wieder auf vom Boden. Ein oder mehrere neue Schläge mit dem Spaten stürzten ihn auf's Neue nieder; aber die starke Kraft des Mannes im rüstigen Alter widerstand abermals; er raffte sich wiederum auf und schlang die Arme um einen Eichenstamm. Man schritt an's Werk, die umklammernden Arme zu lösen; die Frau begann jetzt ihre Mitthäterschaft; sie löste die Hände des Mannes, der Knecht versetzte ihm noch einige Schläge. Beide — Weib und Knecht — schleppten den Schwergetroffenen bis zu dem durch das Holz fließenden Bach, stürzten ihn hinein und gingen heim. Am zweiten Tage nach der Bluthat fand man die Leiche. Der Verdacht fiel gegründet auf das Verbrecherpaar; Blutflecke im Kittel des Knechts und in dem Vortuche der Frau waren die nicht zu leugnenden Ankläger. Man zog Beide zur Haft, und sie gestanden die grause Mordthat.

Der Anklageact war verlesen; die Zeugen wurden vernommen, die Angeschuldigten gehört. Sie wiederholten das Geständniß ihrer Schuld. Die beiden Vertheidiger plaidirten; der Gerichtshof trat ab, die Geschworenen begaben sich in ihre Berathungskammer, vor deren Thür eine Gensd'armeriewache Posto faßte; die Inquisiten wurden abgeführt unter Gensd'armeriescorte, wie sie gekommen. Nach einstündiger Berathung kehrten die Geschworenen wieder in den Saal zurück, woselbst das Assisengericht bereits seinen Sitz eingenommen hatte, und

auch die Angeſchuldigten wiederum auf der Armſünderbank ſaßen. Der Präſident der Geſchworenen erhob ſich und ſprach nach Darlegung der Motive das Schuldig aus. Der Gerichtshof begab ſich hierauf allein in ſeine Gemächer und nahm nach kürzester Friſt wieder den Richterſtuhl ein. Die Mitternacht war nicht mehr fern. Todtenſtille rings im weiten Saale; kein Athemzug des zahlreich verſammelten Auditoriums ward laut; tief herabgebrannt ſtanden die Kerzen in rothen Leuchtern auf den Tiſchen. Es war ein ſchauerlich-ernſter, feierlicher Augenblick, der über zwei Menſchenleben entſcheiden und den Stab brechen ſollte. Die Gewalt, welche die höchſte Macht im Staate in die Hände des Richteramts gelegt, ſollte ſich kundthun in ihrem weiteſten, umfaſſendſten Umfange, ſich ausſprechen in wenigen Worten, welche verhängnißvoll der Exiſtenz zweier Menſchenleben ein Ziel ſetzten.

Da präſentirte die Gensd'armeriewache, welche die Armſünderbank umſtand, auf Commando das Gewehr; die Karabiner raſſelten. Und ſtiller wurde die Stille. Vom Thurme des nahegelegenen Rathhauſes herab verkündete die Glocke gerade die Mitternachtsſtunde. Während des Glockenſchlages verlas der Präſident des Aſſiſengerichts das über beide Angeſchuldigte gefällte Todesurtheil, das ſpäter die Guillotine vollſtreckte.

2. Das Ende der Empörer.

Düſſeldorf 1813.

Zu den vielen Bedrückungen der Bewohner des Großherzogthums Berg während der Fremdherrſchaft, dem ſchlechten Finanzweſen, der Handelsſperre, der Confiscation der Colonialwaarenvorräthe und der Beſchlagnahme der Manufacturbeſtände wurde auch die gehäſſigſte

aller Maaßregeln, die Militairconſcription eingeführt. Die erſte Loſung der Militairpflichtigen fand am 13. Februar 1810 ſtatt, weil die in Spanien aufgeriebenen bergiſchen Regimenter wieder completirt werden mußten. Die Contingent an Mannſchaften, welche geſtellt werden mußte, war ſo ſtark, daß nur das letzte Zehntel bis Fünfzehntel der höchſten Nummern der gezogenen Looſe im ganzen Großherzogthum freiblieb, die übrige Zahl aber ſelbſt Dienſte nehmen oder Remplaçant's ſtellen mußte. Die durchs Loos dem gewiſſen Tode geweihte Mannſchaft berauſchte ſich aus Verzweiflung in geiſtigen Getränken, tobte und lärmte in Wuth und trunkener Tollheit durch die Straßen, wogegen die Zeitungen verkündeten, die junge Mannſchaft, welche das Loos getroffen, habe ihren Patriotismus in lauter Freude und freudigem Jubel öffentlich kundgegeben.

Der Kaiſer Napoleon beſchloß darauf ſeinen Feldzug nach Rußland; es fand eine zweite Conſcription ſtatt, die unter die Waffen gerufene Mannſchaft war ſo groß, daß viele Fabriken aus Mangel an Arbeitern ſtillſtanden und ſogar der Ackerbau theilweiſe von weiblichen Händen betrieben werden mußte. Im ganzen Lande herrſchte tiefe Erbitterung in dumpfer Gährung, die endlich ein Jahr darauf in offene Gewalt ausbrach, als das 29. Armeebülletin den Untergang des großen franzöſiſchen Heeres verkündete. Zur Completirung deſſelben oder vielmehr zur Gründung einer neuen Armee ward ſchleunig eine neue Militairconſcription ausgeſchrieben. Zu Elberfeld begann dieſelbe am 20. Januar 1813, mit ihr die erſte Aeußerung der Volksgeſinnung im Haſſe wider die Unterjocher. Bei der vom 22. bis 26. zu Ronsdorf, Solingen, Lennep u. Wermelskirchen ſtattfindenden Ziehung trat der erſte Ausbruch jenes Haſſes offen hervor, indem ſich

das Volk der Conscription in Masse widersetzte. An lezterem Orte — sagt eine gleichzeitige Aufzeichnung — vertrieb dasselbe nicht nur den Unterpräfecten, der die Recrutenaushebung leitete, sondern demolirte auch die Wohnung des Maire. An allen diesen Orten entwickelte sich hierauf ein wirklicher Aufstand. Auch in Barmen erregten die Conscribirten einen Tumult, durchzogen lärmend die Straßen und rissen die Schilder der Tabacks- und Salzregie von den Häusern der Einnehmer. Am 29. drangen die Conscribirten von Solingen und Wald stürmisch in die Stadt und lagerten sich auf dem Markte, 500 an der Zahl, alle mit Stöcken bewaffnet und deßhalb Knüppelruffen genannt. Die Aufregung unter ihnen wuchs und ging in Zügellosigkeiten aller Art über, als sie auf ihren Anführer Verdacht geworfen, daß er in Elberfeld sich habe erkaufen lassen, und ihn ermorden wollten. Es kostete viele Mühe, die Gereizten von der blutigen That abzuhalten und sie zu beruhigen. Jedoch zogen sie Tags darauf weiter nach Elberfeld. Auf ihrem Wege wuchs die Masse; man eignete sich Waffen aller Art zu, nahm Fahnen aus den Kirchen, ließ seine Wuth aus an Regieschildern, französischen Adlern und dergl. In wilden Ausschweifungen tummelte sich der Haufe den Tag über in der Stadt umher und begab sich endlich auf den neuen Markt. Hier überließ man sich der Ruhe, hier erreichte die Empörer die Vergeltung. Sie wurden von Lanciers und berittenen Gensdarmen, die von Düsseldorf zur Herstellung der Ruhe requirirt worden, überfallen und auseinandergesprengt, mehrere verwundet, viele gefangen genommen.

Sich an die Thatsache haltend, in Elberfeld habe ein Aufruhr stattgefunden, eine offene Empörung wider die Staatsgewalt, folgerte man im Cabinet des Kaisers,

wohin die Nachricht durch Couriere überbracht worden: der Kaufmannsſtand habe ihn veranlaßt, um während des Tumults Colonialwaaren in Maſſe in das Land zu ſchwärzen. Dieſe Erdichtung fand Eingang beim Kaiſer, der aus ſeinem Staabsquartier zu Noſſen dem General Lemarois befahl, das Land militairiſch zu behandeln. Er erſchien mit ſeiner ſogenannten mobilen Colonne in Düſſeldorf und Elberfeld, wo er, nachdem er die letztere Stadt nicht wenig durch ſeine Drohungen und kriegeriſchen Maßregeln erſchreckt hatte, zu ruhigerer Unterſuchung ſchritt, die ihn bald eines Beſſeren belehrte. Den Meuterern und ihren Rädelsführern aber ſtand Schlimmeres bevor. Die bei ihrem Ueberfall in Elberfeld Gefangenen wurden nach Düſſeldorf abgeführt. Dort trafen ſie an einem Nachmittag von Elberfeld ein, theils auf mehreren Wagen, theils zu Fuß, zwei und zwei aneinander geſchloſſen, von Lanciers und Gensdarmen zu Pferde escortirt, welche die erbeuteten Kirchenfahnen als Siegestrophäen aufrecht in den Händen trugen. Das Düſſeldorfer Strafgefängniß, der ſ. g. Bau, am Rheinthor gelegen, nahm die Empörer auf. Der General Lemarois improviſirte ſchnell ein Kriegsgericht, das mehrere der Rädelsführer zur Arkebuſade verdammte, die, in weißleinenem Anzuge unter Militairescorte aus der Stadt geführt, vor dem Thore von Musketenkugeln getroffen, ihr Leben aushauchten.

3. Fonk vor den Rieſenaſſiſen zu Trier.
Heidelberg 1822.

Zwei Jahrzehnde ſind dahingerauſcht ſeit der Criminalprozeß wider Fonk, dieſe deutſche cause celebre unſerer Zeit, durch das Todesurtheil, geſprochen von dem Aſſiſenhofe zu Trier, auf gerichtlichem Wege ein Ende fand. Fonk und Hamacher, die des Mordes Coe-

nens Beſchuldigten, ſind abberufen von dem Schauplatze dieſes Lebens; dichte Raſen decken ihre Gräber. Ihre Leiber ſind Staub geworden, wovon ſie genommen, und ungelöſt iſt das Räthſel ihrer Schuld oder Unſchuld; das Geheimniß iſt mit ihnen beſtattet, und das Grab iſt ſtill und ſtumm. Auch Fonks Buchhalter, Hahnenbein, Fonks Geſchäfts-Aſſocié Schröder und der General-Procurator von Sandt, Fonks öffentlicher Ankläger voll Leidenſchaft und vorgefaßter Meinung, wandeln nicht mehr unter den Lebenden.

Auch Joſephe Gendrot, die Hetäre aus Florenz, die mit italieniſcher Glut und Wolluſt an Coenen hing, deren flüchtige Leidenſchaft er erwiederte — ein Verhältniß, das eine geheimnißvolle Epiſode des grauſigen Criminaldrama's bildet, iſt nicht mehr. Alle Hauptperſonen deſſelben ſind höchſt merkwürdiger Weiſe nicht mehr am Leben, obwohl ſie alle ihrem Lebensalter nach, noch unter uns wandeln konnten. Der Vorhang iſt gefallen, die Lichter ſind gelöſcht, und ſchwarze Nacht umhüllt Alles mit dunklem Schleier, der vielleicht keine irdiſche Zukunft lüften wird. Als im Jahre 1822 vor den ſ. g. Rieſen-Aſſiſen zu Trier dieſer merkwürdigſte Criminal-Rechtsfall des neunzehnten Jahrhunderts verhandelt ward, ſtudirte ich zu Heidelberg. Ich folgte den Verhandlungen des rheiniſchen Strafgerichtshofes, den die Zeitungen in ihrer ganzen Ausführlichkeit mittheilten, mit unabläſſiger Aufmerkſamkeit. Die Dauer dieſer Aſſiſen währte faſt ſieben Wochen vom 24. April bis zum 9. Juni und bewährte — ich wage es ohne Hehl frei und offen auszuſprechen — den Mangel an Sicherheit des Geſchwornengerichts (Jury) nach franzöſiſcher Strafgerichtsverfaſſung und die größere Gewähr eines Verfahrens nach deutſcher Criminalgerichtsordnung. Der Fonkſche

Strafgerichtsprozeß gilt unbedenklich als Maaßſtab und Prüfſtein des Vorzuges des deutſchen mit geheimer, ſchriftlicher Unterſuchung und einem nach beſtimmten Rechtsregeln von rechtskundigen Richtern zu fällenden Urtheile über formell-juridiſche Wahrheit verbundenen Prozeßverfahren vor dem franzöſiſchen mit öffentlicher mündlicher Verhandlung und einem Urtheile rechtsunkundiger Schöffen über die Thatſache nach individuellem Dafürhalten. Der Prozeß ſetzte die ganze juridiſche Welt dies- und jenſeits des Rheins in Bewegung, die ſich in einer Maſſe von Schriften kundgab, deren bei weitem größere Mehrzahl dem Geſchworengerichtsurtheil entgegentrat und für des Nichtſchuldig ſich ausſprach, während jenes, Fonk als Mörder Goenens betrachtend, den Stab über ihn gebrochen. Sie bilden eine ganze Bibliothek der gründlichſten, criminaljuriſtiſchen Abhandlungen und Deduktionen. die dem deutſchen Scharfſinne zur Ehre gereichen; und unter den Verfaſſern derſelben verdient der Name Peter von Kobbe vorzugsweiſe genannt zu werden, da er zuerſt für die Unſchuld Fonk's damals auftrat, wie er vor Kurzen abermals für einen bereits dem Henkerbeile Verfallenen Aufſchub der Vollſtreckung des Todesurtheils auswirkte, als er ſchon Angeſichts des Blutgerüſtes auf dem letzten Gange wandelte, und ſeine Unſchuld und Unzurechnungsfähigkeit darzuthun verſprochen hatte.

Ein Motiv zur blutigen Mordthat iſt wider Fonk nirgends im Laufe der Unterſuchung und Verhandlung der Sache ermittelt. Das behauptete Defleit Seitens Fonks ſchlug das ſchiedsrichterliche Urtheil zu Boden, das ſtatt einer Schuld für Fonk ein Guthaben von vielen 1000 Thalern an ſeinen Aſſocié Schröder herausſtellte. Die

fernere Annahme, Fonk sei durch das schroffe, zutrauenslose argwöhnische Benehmen und Verfahren Coenens gegen ihn bei Reviſion und Prüfung der Handelsbücher zur That gereizt, zerfällt beim Abgange desfalsiger unterstützender Anzeige und Beweise in sich. Hamachers Geständniß, er habe auf Fonks Zureden den Mord in seinem Beisein begangen, ist widerrufen. Ist auch der Beweis des Alibi Fonks in jener von Hamacher bekundeten (aber widerrufenen) Mordnacht nicht umfassend geführt, so ist besonders zu bemerken, daß nur sieben der Geschworenen gegen fünf sich für des Angeklagten Schuld ausgesprochen haben. Stimmenmehrheit der Mitglieder eines Geschworenengerichts aber als Fundament eines Todesurtheils zu sanctioniren, ist jedenfalls eine höchst gefährliche gesetzliche Bestimmung; und bei Aussprüchen über Menschenleben Stimmeneinheit aller zwölf Geschworenen zu fordern, erscheint wahrlich nicht als ein übertriebenes, sondern als ein durch die Sache selbst gebotenes Verlangen, besonders wo wie hier von keinem Selbstgeständnisse der Schuld und That von Seiten des Angeschuldigten die Rede war. Wer möchte daher nicht der Königlichen Kabinetsordre vom 10. August 1823 die mehr that, als „Gnade vor Recht ergehen lassen" seine volle Zustimmung ertheilen? Sie ist der strahlende Juwel in der Königskrone Friedrich Wilhelm III., den schon die Mitwelt mit dem Namen des Gerechten schmückte. Die Kabinetsordre aber lautet wörtlich also: „Ich habe mir den Fonk'schen Criminalfall ausführlich vortragen lassen und daraus entnommen: 1) daß der Thatbestand der Ermordung des am 12. December 1816 im Rheine vorgefundenen W. Cönen nicht unzweifelhaft feststehet; 2) daß der Widerruf der Aussage des Küfermeisters Hamacher, die seine eigne und

die Anschuldigung des Kaufmanns Fonk enthält, weit mehr begründet ist, als die beschuldigende Aussage; 3) daß das alibi des Kaufmanns Fonk hinreichend nachgewiesen ist; und ich kann daher weder den Fonk noch den Hamacher straffällig finden, den Ausspruch der Assisen also nicht bestätigen oder eine geringere als erkannte Strafe eintreten lassen. Hieraus folgt die Freilassung des Angeklagten von selbst."

Diese Königlichen Worte sprechen sich selbst das Wort; unantastbar stehen sie da. Und deßhalb vermag ich auch einer entgegenstehenden Ansicht nicht beizustimmen, die mehrseitig u. a. ein tüchtiger Jurist *) in nachfolgender Weise aussprach:

Die Verhandlungen vor Geschworenen bedürfen nothwendig des mitschauenden Auges und des mithörenden Ohres als Beurtheiler, und dabei ist bekannt, daß in jener Sache, welche so sehr gegen das Geschwornengericht von den Feinden desselben ausgebeutet wurde und bei Gelegenheit noch täglich ausgebeutet wird, auch die Richter der Anklage der Geschwornen über die Schuld des Fonk sich angeschlossen hatten. Es ist weiter bekannt, daß, wie die Fonksche Sache jetzt in die Tafeln der Rechtsgeschichte aufgezeichnet worden, sie nicht von einem schuldlos Verurtheilten, sondern von einem Acte geübter Kabinets-Justiz spricht.

---

*) K. Buchner in seiner interessanten Mittheilung: Joachim Heinrich Ramcke zum Tod durchs Schwerdt verurtheilt, — vielleicht wahnsinnig, vielleicht unschuldig. In Lewald's Europa 1842 Band IV. Lieferung 2. S. 340.

1. Procedur wider der Demagogie Verdächtige aus den Zeiten Tschoppés.

Münster 1831.

Der Zeitraum, in welchem der Geh. Oberregierungsrath Tschoppe im Ministerium des Innern und der Polizei fungirte, war die Aera der preußischen Demagogenfurcht. In Folge seines im verflossenen Jahre erfolgten Todes haben mehrere öffentliche Blätter ihn als die Seele des gegen die deutschen „Demagogen" in's Leben gerufenen vollständig organisirten Verfolgungssystems geschildert, und wäre es nicht uninteressant, Specialitäten des damaligen polizeilich-criminalistischen Verfahrens zur öffentlichen Kunde zu bringen. Ich kann dazu aus meinem eignen Leben eine Reminiscenz als kleinen Beitrag liefern.

Es war ein Spätherbst 1831, als in meinem Aufenthaltsorte Münster ein Fremder erschien, der sich zuerst in den Buchhandlungen der Stadt einfand und nach geschehener Nachfrage nach diesem oder jenem Buche ein Gespräch anknüpfte, worin er sich als ein Süddeutscher von liberaler Gesinnung zu erkennen gab, die damaligen politischen Erscheinungen in Deutschland vorzugsweise zum Gegenstand des Gesprächs machte, Welcker, Rotteck, von Itzstein und andere ihrer Sinnesgenossen hochpries, auf die Producte der periodischen Presse die Unterredung richtete, sich nach dem Absatze derartiger Blätter, Flugschriften und Ephemeren erkundigte, auch — je nach Umständen und nach der Individualität desjenigen, den er in dem Buchladen antraf und womit er conversirte — zu erforschen suchte, wer von den sich für Literatur interessirenden Kunden der Buchhandlung vorzugsweise sich mit Anschaffung und Lectüre derartiger literarischer Erscheinungen befasse, ferner nach den hier vorhandenen Lese-

vereinen, Journalzirkeln und Clubbs und deren Anschaffungen von Journalen, Schriften und Zeitungen fragte, nicht minder auch nach den namhaftesten Mitgliedern derselben Nachforschungen hielt, kurz sich vor Allem angelegen sein ließ, solche zu ermitteln, die im damals s. g. demagogischen Rufe ständen. Gleichzeitig verbreitete er sich über die literarische Productivität der Bewohner der Stadt und suchte Auskunft zu erhalten, ob und wer als Mitarbeiter an süddeutschen Journalen und Blättern oder als Correspondent an Zeitungen liberaler Tendenz fungire u. s. w. So soviel möglich eingeweiht in alle diese Verhältnisse begann er einzelnen Einwohnern, deren liberale Gesinnung er wähnte erspürt zu haben, Besuche abzustatten: zwei bis drei wurden von ihm wirklich heimgesucht. Die Besuche führten indeß zu keinem für ihn erwünschten Resultate, und nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen in einem der hiesigen ersten Gasthöfe reiste der Herr wieder ab. Man hatte ihn durchschaut und öffentlich sprach man von ihm als einen Abgesandten der geheimen Polizei.

Ich dachte nicht mehr an diesen Kundschafter, als mir eines Morgens in meinem Geschäftsbureau durch einen Oberlandsgerichtsboten ein mit dem Präsidialsiegel verschlossenes Schreiben mit meiner Adresse und dem Worte „Eigenhändig" versehen, und von der mir bekannten Hand des Chefs des Oberlandsgerichts geschrieben, eingehändigt wurde. Ich öffnete dasselbe und fand darin auf Veranlassung des Ministeriums die Aufforderung:

1. „Auf meinen geleisteten Amtseid diejenigen süddeutschen Blätter namhaft zu machen, worin ich Beiträge liefere resp. geliefert habe.
2. pflichtmäßig zu erklären, ob ich in irgend einer Verbindung stände mit den über Deutschland verbreiteten Preßvereinen?"

Ich mußte solche Aufforderung überraschend, solche Procedur wider jede Norm finden. Auf meinen geleisteten Amtseid forderte man von mir eine Erklärung, die mich — wenn ich wirklich Mitarbeiter an einem der Regierung mißliebigen Journale gewesen — sehr hätte compromittiren und graviren können. Da dieses aber nicht der Fall war, so erklärte ich der Aufforderung gemäß schriftlich „auf meinen geleisteten Amtseid" daß ich zu den und den in Nord- und Mitteldeutschland erscheinenden Blättern Beiträge geliefert, auch eine, aber in Preußen erscheinende Zeitschrift eine Zeitlang redigirt habe, von jeder Mitarbeiterschaft an süddeutschen Journalen aber durchaus frei sei, mit der Ausnahme, daß ich im Jahre 1822, wo ich zu Heidelberg studirte, in die Mannheimer Abendzeitung — so hieß, wie ich glaube, das Blatt — ein Sonett auf die gefeierte Schauspielerin Sophie Müller als Darstellerin der Asta in Müllers Ingard voll jugendlicher Ueberschwänglichkeit hätte einrücken lassen. Mit dem Preßvereine stände ich in gar keiner Verbindung.

Also Aufforderung und Erledigung derselben in Betreff fälschlich durch den Geheimagenten wider mich denuncirter Theilnahme und Mitarbeiterschaft an liberalen Blättern und Verbindung mit dem Preßvereine.

3. Der „Verfasser des Mephistoteles" als Pasquillant wider Todte.

Münster 1842.

Darauf lautete die Anklage des Freiherrn von Cotta wider mich, die derselbe bei dem Oberlandsgerichte zu Münster anbrachte. Das preußische Strafrecht kennt keine Injurie, die an Todte zu verüben wäre. Schon Friedrich der Große, der Schöpfer des

Strafgesetzbuchs Preußens, sagt in dem Vorworte zu seinen Denkwürdigkeiten der Brandenburgischen Geschichte: Sollten sich einige empfindliche Personen dadurch beleidigt finden, daß ich ihre Vorfahren auf keine vortheilhafte Weise erwähnt habe, so habe ich nur zwei Worte zu erwidern: ich bin nicht gesonnen gewesen, eine Lobrede, sondern eine Geschichte zu schreiben; man kann die persönlichen Verdienste schätzen, und die Fehler rügen, welche ihre Väter und Vorfahren begangen haben. Um so mehr war ich erstaunt, in den Zeitungen urplötzlich die Nachricht zu lesen „das zweite Heft des Mefistofeles sei in Sachsen provisorisch mit Beschlag belegt" wegen dessen nach den Grundsätzen der dortigen Censur für anstößig und unzuläßig zu achtenden Inhalts und namentlich in Betracht, daß die (S. 11.) gegen den verstorbenen Vater Cotta's enthaltenen Aeußerungen unzweifelhaft als persönliche Beleidigungen sich darstellen, deren Untersuchung und Bestrafung nach Art. 203 des sächsischen Criminalgesetzbuchs noch von dem Sohne beantragt werden könne.

Zuvörderst nahm ich das zweite Heft des provisorisch mit sächsischem Beschlag belegten Mefistofeles zur Hand. Wie lautet die incriminirte Stelle? — Also: Der Begründer der Augsburger Allgem. Zeitung, Cotta der Vater, ließ durch seine Pressen des Staatsministers von Stein Ausspruch über seine (Cotta's) und seiner Zeitung Käuflichkeit drucken. Das characterisirt seine Ehrlosigkeit, und als ein Monument derselben steht jene Stelle in Steins Briefen an den Freiherrn von Gagern, Cotta's eigenem Verlagsartikel, aus seiner Offizin hervorgegangen. So brandmarkte sich der Eigenthümer jener Zeitung selbst. — Die Stelle in Stein's Briefen aber lautet also: „Ein freier

unabhängiger Mann, wie Herr Cotta ſollte ſein Blatt keiner Partei vermiethen."

Ich mußte mich aber auch von der Richtigkeit der Anführung in dem Zeitungsartikel, daß das ſächſiſche Strafgeſetzbuch Beleidigungen, an Todte verübt, kenne und beſtrafe, überzeugen und verſchaffte mir das genannte Geſetzbuch, wo es wirklich wörtlich alſo lautet: „Bei Injurien gegen Verſtorbene ſind zu dem Antrage auf Unterſuchung und Beſtrafung berechtigt die Ehegatten, Verwandte und Verſchwägerte in gerader Linie, ſowie in der Seitenlinie bis zum dritten Grade einſchließlich, ingleichen ohne Rückſicht auf Verwandtſchaft die Erben." Ich geſtehe, es hat mir bei Leſung dieſer Beſtimmung geſchaudert; denn wehe dem in Sachſen domicilirenden Schriftſteller, wenn auf Grund des Artikels 203 alle Frau Baſen und Muhmen, Urenkel und Großneffen und gar wohl gar nicht verwandte lachende Erben per testamentum eines von ihm geſchilderten öffentlichen Characters, wegen ihnen mißliebiger — wenn auch wahrer — Aeußerungen über ihren Erblaſſer ihm mit Injurienklagen und Denunciationen auf den Leib rücken. Da wird eine unparteiiſche Geſchichtſchreibung der Gegenwart wie der Vorzeit gedeihen!

Friedrich von Gentz in den Jahren 1803 bis 1810.*)

Oesterreichs Kampf gegen Napoleon und Unglück. Gentz's Patriotismus. Sein Plan zur Stiftung des Kaiserthums Oesterreich 1803. Preußens Feldzug gegen Frankreich. Das preußische Kriegsmanifest. Beiträge zur geheimen Geschichte des Anfangs des Kriegs von 1806. Oesterreich's Kriegsmanifest vom Jahre 1809. Fragmente aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa. Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Krieges zwischen beiden Mächten. Ueber den politischen Zustand von Europa vor und während der französischen Revolution. Gründung des österreichischen Beobachters. Verhältniß zu Friedrich von Schlegel.

Für Oesterreich war das Jahr 1805 ein verhängnißvolles, unheilreiches Jahr, nächst dem Jahre 1809 das unheilvollste und Verderben bringendste in der Geschichte dieses Reiches. Die unglückliche Schlacht von Austerlitz fällt in diesen Zeitraum; sie entschied das Schicksal Oesterreichs. Der Preßburger Friedensschluß (26. December 1805) endete den Krieg dieses Jahres zwischen Frankreich und Oesterreich, welcher der letzteren Macht neben bedeutenden Länderverlusten viele Hundert

*) Aus einem größeren Ganzen.

Millionen gekostet hatte. Die Politik des Grafen Cobenzl als Staatsvicekanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte sich nicht bewährt; er wurde seines einflußreichen Dienstes entlassen, und an seine Stelle trat vorerst zu provisorischer Verwaltung der Graf von Stadion als österreichischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Höchst ehrenwerth in seiner Gesinnung zeigte sich Gentz in dieser Zeit. Im höchsten Grade unzufrieden mit dem politischen Systeme des Grafen Cobenzl äußerte er sich auch in diesem Sinne. Tief schmerzte ihn die Uneinigkeit Preußens und Oesterreichs und die Nichtverbindung beider deutschen Großmächte wider den gemeinsamen Feind, dem zu widerstehen nur ihre vereinte Kraft vermogte, während jede von beiden Mächten für sich allein stehend ihm unterliegen mußte.

Großartige, patriotische Gesinnungen erfüllten Gentz. Kurz nach der Schlacht von Austerlitz im Decbr. 1805 schrieb er an Joh. von Müller: „Das Schauspiel geht zu Ende. Was jetzt erfolgt, sah ich, wie meine Briefe Ihnen wohl gezeigt haben, lange vorher; aber da es nun zur Wirklichkeit kommt, so übermannt mich denn doch Wuth und Schmerz, und ich weiß kaum, wie ich nach diesem leben soll. Da das Wiener Kabinet nun frei, das heißt, seiner eigenthümlichen Infamie ohne Schranken überlassen ist, so wird der sogenannte Frieden bald genug zu Stande kommen. Den Kothseelen ist Alles gleich, wenn er (Napoleon) nur Wien herausgibt. In Troppau sagte der Finanzminister Richy in meiner Gegenwart: Mit Tyrol, Venedig und einem Stück von Oberösterreich ist der Frieden wohlfeil gekauft. Ach! wenn diese nur untergingen, welche Wollust wäre der Sturz der Monarchie. Aber diese Provinzen, die Ehre,

Deutſchland, Europa verlieren, und die Richy, die Ugarte, die Cobentzl, die Collenbach, die Kamberti, die Dietrichſtein u. ſ. w. behalten zu müſſen, keine Genugthuung, keine Rache, nicht einen der Hunde gehängt oder geviertheilt — das iſt unmöglich zu verdauen. Welcher Augenblick, zu dem wir nun endlich gelangt ſind! Alle Hoffnungen — nicht die meinigen, ich nährte keine — in den Staub getreten; unſer Elend zehnmal größer als zuvor; jede Ausſicht in die Zukunft verloren; Deutſchland von Franzoſen tyranniſirt, von Ruſſen verſpottet und verflucht, die ſchönſten Länder verwüſtet, um unſern Fall recht vollſtändig zu machen.“

Vor Allem ſind es die Briefe von Gentz an J. Müller, welche das hellſte Licht über Gentz's damalige politiſche Geſinnung verbreiten. Schon in dem zehnten Briefe vom 8. Mai 1799, aus Berlin geſchrieben, findet man Gentz's nachmaligen Standpunkt, auf welchem er immer mehr wurzelte und vom welchem ſeine ganze Thätigkeit ausging, in nuce gezeichnet. — „Die Guten müſſen ſich vereinigen, um der Bosheit der franzöſiſchen Unholde entgegenzuwirken“ — lautet die Stelle, welche Gentz als Franzoſenfeind und Gegner des Feindes des Vaterlandes, als Freund Deutſchlands, als deutſchen Patriot von Vaterlandsliebe durchglüht, ſtempelt. Ihm galt es gleich, ob er hier noch in der Mehrzahl ſprechen, ob er in kurzer Zeit dieſelbe auf einen Einzelnen reduciren konnte, die Geſinnung blieb dieſelbe. Deutſchlands Ehre, Deutſchlands Macht, Deutſchlands Glück — und zwar ſeit er Preußen verlaſſen — Oeſterreich an der Spitze, galt ihm über Alles; die Gründung einer Weltmonarchie, wie ſie Napoleon im Sinne hatte, hielt er für das Schrecklichſte, was geſchehen konnte; und nach dem unglücklichen Feld-

zuge des Jahres 1805 erschien ihm „jeder direkte Verlust der österreichischen Monarchie an Land und Einkünften immer nur ein sehr untergeordnetes Übel im Vergleich zu der Totalrevolution des ganzen Zustandes von Deutschland.“

Daher denn, je näher durch den beklagenswerthen Ausgang des Feldzugs jene befürchtete Folge herankommen schien, die bitteren Äußerungen von Gentz über das damalige Wiener Kabinet, „in dessen Sumpf der verächtlichster Untauglichkeit der Kaiser von Rußland mit einem gesegneten Donnerwetter schlagen werde,“ über die russische Diplomaten, über den Kaiser Alexander, welche nach der Schlacht bei Austerlitz gegen diesen in den zügellosesten Haß übergehen; daher die fulminanten Worte, welche er in einer Anwandlung glühenden Unmuthes in einem Briefe an Müller hinschmetterte: „aber Bonaparte nicht geschlagen, die Kurfürsten nicht mit nur zu erfindender Schmach gestraft zu haben, nicht zu siegen — in einem Moment, wo aller Werth des Lebens am Siege hing, nicht zu siegen, die Triumphsberichte der Höllenrotte in ihren verdammten Zeitungen zu lesen — das Frohlocken ihrer Anhänger in Deutschland — das absorbirt das Gemüth und läßt für keine andere Schmerzen Raum.“

Schon im November 1804 hatte Gentz, der den Blick der Politik der Kabinette Deutschlands geblendet, ihren Scharfsinn versiegt, ihre Kraft gelähmt sah, richtig bemerkt: „daß nur in Aufhebung aller Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen, in der möglichsten Annäherung dieser beiden Mächte, in einer redlichen, treuen Vereinigung derselben eins der lezten noch übrigen Mittel liege zur Aufrechthaltung der Unabhängigkeit Europa's und zur Abwendung einer Sündfluth von Uebeln, die mit jedem Tage furchtbarer ausbreche. Ungeachtet seiner Vorliebe

für den Status quo in Deutschland hätte er dasselbe lieber unter beide Mächte getheilt oder gar keinem deutschen Despoten gehorchen gesehen, „als von Franzosen und Russen, die sehr tief unter uns stehen, gemißhandelt zu werden.“ „Wäre es nicht besser — schreibt er in einem anderen Briefe — daß Würtemberg, Baiern und Baden Provinzen Oestereichs als französische Präfecturen würden?“ Er hielt eine treue Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen für Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung, wie er dem Erzherzog Johann im Jahre 1804 in einer Denkschrift erklärte.

So stellt sich uns Gentz ohne Scheu und Hehl als echter deutscher Mann, für Deutschlands Wohl und Ehre durchglüht dar, ein Todfeind des Feindes des deutschen Vaterlandes.

Im December 1805 war Gentz von Troppau, von wo er fliehen mußte, nach Breslau gereist. Von Breslau — schreibt er an J. Müller — gehe ich sobald nicht wieder ab; in jeder Rücksicht befinde ich mich hier wohl. Ich bin in dieser Stadt geboren; und obgleich in meinem unruhigen, und in eine ganz andere Sphäre, als ursprünglich mir zugedacht war, versetzten Leben mir keine alte Verbindung mehr blieb, so ist es doch etwas Wohlthätiges, die Häuser, die Gassen; die todten Gegenstände zu sehen, die man als Kind mit so ganz anderen Augen betrachtete, und eine Menge von Dingen, an denen man sonst mit einer Art von Furcht oder Ehrfurcht hinanblickte, jetzt wie Staub unter seinen Füßen zu fühlen. Ferner ist Breslau mit allem, was zur Bequemlichkeit und zum physischen Lebensgenusse gehört, in einem merkwürdigen, mir selbst kaum erklärbarem Grade, ungleich mehr als Berlin, sogar viel mehr als Wien versehen; endlich habe ich Menschen

hier, die ich lieben kann. Der Graf Hoym, Miniſter, Vicekönig, Gott der Provinz, mit dem ich ehemals in ſehr genauen Verbindungen ſtand, und den ich, ſelbſt nach meinem Abſchiede von Preußen, aus Dankbarkeit und perſönlicher Liebe ſtets zu cultiviren fortfuhr, vergilt mir jetzt ſeine Treue durch ein Verfahren, welches über alle Lobpreiſungen hinausgeht; und Sie können leicht denken, wie ſehr dieſer einzige Umſtand mir hier Anſehen, Conſiſtenz und jede Art von Annehmlichkeiten verſchafft. Dann habe ich ein koſtbares Fragment, den Edelſtein meiner unvergleichlichen Geſellſchaft von Wien, die Gräfin Laukoronska, einen Inbegriff aller weiblichen und vieler männlichen Vollkommenheiten hier. Bei dieſer — da ſie zugleich unermeßlich reich iſt, ſo ſorgt ſie für Alles — komme ich täglich mit Armfeldt, der ſie ebenfalls anbetet, zuſammen. Außerdem iſt die Dolgoruski und alle ruſſiſchen Damen und viele andere Freunde zur Nachfrage, zum gelegentlichen Amuſement und zur Mittheilung der Neuigkeiten hier anweſend. Wahrſcheinlich wird man mich nach dem Feinden zu Wien exiliren. Ich ſehe dem Allen mit größter Ruhe entgegen.

Gentz hatte ſich im Frühjahre 1806 von Wien nach Dresden begeben, wo er bis in den November in unbekannten Aufträgen des Wiener Hofes verweilte. Nach ſeiner Anſicht mußte ſich Deutſchlands ganzes Schickſal in Norddeutſchland in und durch Preußen entwickeln. Er freute ſich eines jeden Zuſatzes zur Verlegenheit Preußens, da er aus dieſer allein noch Rettung erwartete, wiewohl er ſehr zweifelte, daß Preußen noch jetzt allein Frankreich werde mit Erfolg die Spitze bieten können. Von Dresden aus ward Gentz in ſeinen Briefen an Müller immer dringender um Mittheilung zuverläſſiger Nachrichten über die Anſicht der Politik des Berliner Hofes, je näher dort Alles der

Entſcheidung entgegenrückte, woraus ſich auf Gentz's Stellung in Dresden und den ihm von ſeinem Hofe gewordenen Auftrag, genaue Kundſchaft über den Stand der Dinge, beſonders die Ab[illegible] und Abſichten und Plane Preußens einzuziehen, ein ſicherer Schluß ziehen läßt. Je dringender aber Gentz wurde, deſto zurückhaltender und ſchweigſamer ſcheint Müller — damals in preußiſchem Dienſte — geworden zu ſein, woraus ſich das gänzliche Aufhören der Correſpondenz zwiſchen Beiden im September 1806 erklären läßt. Gentz's letzter Brief datirt vom 21. September iſt der letzte in der Sammlung ſeiner Briefe an Johannes von Müller.

In Folge des Preßburger Friedensſchluſſes war es Napoleons Streben, auf Deutſchland immer größeren Einfluß zu gewinnen, in dieſer Hinſicht des deutſchen Kaiſers Macht engere Schranken zu ſetzen, die deutſchen Reichsfürſten in ein näheres Verhältniß und Bündniß zu ſich zu ſetzen und dadurch Oeſterreichs Macht noch mehr zu ſchwächen. Hierauf hinzielend leitete das Cabinet von S. Cloud Verhandlungen auf diplomatiſchem Wege mit den Reichsfürſten Deutſchlands, denen das Projekt der Errichtung eines Rheinbundes vorgelegt ward, an deſſen Spitze Napoleon als Schutz- und Schirmherr ſich zu ſtellen beabſichtigte. Welche Stellung der Kaiſer Franz in dieſem Falle einnehmen ſollte, mußte der Hauptgegenſtand der Sorge des Wiener Hofes ſein. Gentz ward mit der Ausarbeitung eines desfalſigen Planes beauftragt. Wie derſelbe von ihm projektirt ward, darüber hat er ſich ſelbſt ausführlich und ohne Rückhalt geäußert. Er ſchreibt an J. Müller unterm 4. Mai 1806 aus Dresden: „Ich werde jetzt einen Plan zur Stiftung einer neuen öſterreichiſchen Monarchie ausarbeiten. Der Kaiſer muß das Reichsregiment mit Würde niederlegen;

Wien muß aufhören, Residenz zu sein. Die deutschen Staaten als Nebenländer, Grenzprovinzen betrachtet, der Sitz der Regierung tief in Ungarn aufgeschlagen; eine neue Constitution für dieses Land; mit Ungarn, Böhmen, Galizien und was von Deutschland blieb, behauptet man sich noch gegen die Welt, wenn man will; Fiume und Triest müssen um jeden Preis gerettet werden oder wieder erobert, sonst hat dieser Staat keine Wassercommunikation, alles Uebrige in größter Fülle, und die Grenzen durch Natur und einige Kunst so zu befestigen, daß der Teufel und seine Legionen nicht eindringen können. Wenn dies befolgt wird, so sollen Preußen und Deutschland zeitig genug bei dieser neuen Monarchie um Hülfe flehen. Die Lage Preußens ist unendlich mißlicher. Aber freilich, wenn man sich vom Graben, vom Prater, von Lachsenburg, von der Redoute nicht trennen will, so ist Alles verloren. Ich werde Ihnen mein Friedensproject, ein Manuscript von 40 — 50 Bogen, mittheilen. Als historisch-politisches Gedicht werden Sie es immer mit einigem Interesse lesen."

Theilweise blieb dasselbe ein „historisch-politisches Gedicht," denn nachdem der Rheinbund wirklich am 12. Juli 1806 errichtet worden, entsagte Kaiser Franz am 6. August desselben Jahres der deutschen Kaiserwürde, und nahm unter dem Namen Franz I. den Titel eines Kaisers von Oesterreich an. Fünf Jahrhunderte hindurch war Oesterreichs Herrscherfamilie im Besitze der deutschen Kaiserwürde gewesen; Kaiser Franz legte die halbtausendjährige, seinem Hause angestammte Krone nieder.

Lange hatte Preußens Politik geschwankt, bis sie sich endlich für den Krieg gegen Frankreich entschied. In Folge dessen rückte im Herbste des Jahres 1806

die Preußische Hauptheeresmacht bei 150,000 Mann stark — nach Einigen noch größer — gegen die thüringische Grenze vor. Man hatte preußischer Seits den Ausbruch des Krieges vermeiden wollen, wiewohl die Spannung zwischen beiden Mächten trotz der geschlossenen Freundschaftsverträge nicht aufgehoben war. Indeß steigerte sich das Mißverhältniß immer mehr durch die weiteren Verhandlungen, und die Willkühr und Falschheit, womit Napoleon verfuhr, führte endlich den Ausbruch herbei. Der Sommer des Jahres 1806 ging in großen Aufregungen hin, bis das Heer im Septembermonate ausrückte zur Waffenentscheidung.

Das Hauptquartier des preußischen Heeres war zu Jena; dort waren der Herzog von Braunschweig als Oberbefehlshaber, der Fürst von Hohenlohe und die übrigen Generale und Staabsofficiere versammelt. Auch der Premierminister Preußens, der Graf von Haugwitz befand sich im Hauptquartiere, und dieser war es, welcher Gentz, der sich zur Zeit in Dresden aufhielt, in's Hauptquartier laden ließ, um in Rücksicht auf das Wiener Cabinet Vortheil aus seiner Anwesenheit zu ziehen, Angaben an dasselbe gelangen zu lassen, welche die Aufrichtigkeit des preußischen Hofes bei Annahme des neuen Systems außer Zweifel setzen sollten, zugleich auch, um Gentz's bewährte Feder in Anspruch zu nehmen. Und Gentz folgte der an ihn durch den Grafen von Haugwitz ergangenen Einladung und traf in Jena ein.

Die Behandlung — sagt Merkel — *) welche Gentz im preußischen Hauptquartiere vor der Schlacht

*) Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben. Bd. I. S. 239 folg.

bei Jena bei den Vornehmen fand, darf übrigens nicht der Achtung zugeschrieben werden, die sie für ihn hatten. Bekannt war er mit den meisten von ihnen längst, da er das ansehnliche Eingebrachte seiner Frau zwei oder dreifach in vornehmen Zirkeln verschwelgt hätte; aber seine übertriebene Leckerhaftigkeit und Üppigkeit hatten ihn in Berlin zum Mährchen der Stadt gemacht, und die Weise, wie er Mittel zur Fortsetzung seiner Lebensart suchte, als er weder Vermögen noch Credit mehr besaß, hatten ihm eine so allgemeine Geringschätzung zugezogen, daß diese und seine Gläubiger es eigentlich waren, was ihn aus Preußen vertrieb. Er war indessen als talentvoller Kopf anerkannt, und die preußischen Vornehmen setzten Ehre darin, für Gönner guter Köpfe zu gelten und sie selbst als Freunde zu behandeln. Er war ins Hauptquartier berufen, ohne daß man wußte, wozu; es schien als wenn ihm eine wichtige Rolle zugetheilt werden, er großen Einfluß schon besitze oder bald erhalten werde. Welcher Art war aber die Rolle, die Gentz dort spielte? — Er war von Preußen — wahrscheinlich durch des Kabinetsraths Lombard Veranlassung — ins Hauptquartier berufen. Hatte er aber nicht auch Instructionen von Österreich? fragt der Verfasser des Aufsatzes: „Friedrich von Gentz und das Prinzip der Genußsucht.“ *) Und sieht man es nicht aus seinem ganzen, so höchst verflechtigen, gewandten, einschmeichelnden Benehmen heraus, daß sein Hauptzweck der war, sich genau über die Lage der Dinge, Kräfte und Motive zu unterrichten? wäre es vielleicht auf seinen Bericht

*) In den Hallischen Jahrbüchern von Ruge und Echtermeyer. 1839 Nro. 37.

angekommen, ob Österreich damals trotz seiner Erschöpfung der Bundesgenosse Preußens und Rußlands geworden wäre, und jene Coalition, die sich sieben Jahre später bildete, sich schon jetzt erzeugt hätte? Es steht fast unabweisbar so aus, wenn Preußen den Krieg nicht so übereilt begonnen, sondern ihn nach vorheriger geheimer Versöhnung mit England und gleicher Verständigung mit Österreich bis ins nächste Frühjahr hinauszuziehen gewußt hätte. Gentz sagt begreiflicherweise davon Nichts, aber der Gedanke schleicht sich fortdauernd zwischen den Zeilen hin und begleitet den Leser wie ein geistiges Wesen, das auf die Möglichkeit einer Verkörperung harrt." Indeß vernichtete die Schlacht bei Jena durch ihren Keulenschlag schnell jede Möglichkeit einer Anschließung an Preußens Geschick.

Das Unglück Preußens im Jahre 1806*) war noch eine Frucht der vorhergehenden Regierung. Diese hatte den Schatz Friedrich II. in wenigen Jahren geleert, verschwendete das laufende Einkommen des Staats und ließ dem Nachfolger eine bedeutende Schuldenlast zurück. Der junge Monarch sah es für eine Ehrenpflicht an, sie zu tilgen so schnell es sich thun ließ. Bei diesem redlichen hausväterlichen Bestreben aber konnte sich, trotz der verhältnißmäßigen Einfachheit des Hoflebens, nur sehr langsam wieder ein Schatz bilden und ein reicher war noch nach acht Jahren nicht vorhanden. Diesem Umstande vorzüglich muß der Gang zugeschrieben werden, den die preußische Politik nahm, und den man ihr oft so bitter vorgeworfen hat. Sie konnte keinen andern einschlagen, als: die Rolle einer Macht ersten Ranges,

*) Siehe Merkel a. a. O. I. S. 240 folg.

die Friedrich II. dem eigentlich armen und kleinen Staate auferlegt hatte, nur durch Unterhandlungen und Tractate fortzuführen, von denen man zurück treten mußte, sobald sie durch einen Aufwand bethätigt werden sollten den man nicht zu machen vermogte. Das große Heer wurde dabei eine unnütze Last, die man gleich wohl nicht erleichtern durfte, so sehr sie bei der engsten Sparsamkeit drückte.*) Die Beschränktheit des Schatzes galt bei Männern, die genau unterrichtet sein konnten, für die Hauptursache, aus der Preußen bis 1805 Oesterreich seine Kämpfe mit Frankreich allein bestehen ließ; und als es in diesem Jahre eine vergebliche Anstrengung gemacht hatte, veranlaßte wiederum die Ebbe in der Geldgewölben die schnelle Rückkehr zum Friedensfuße im Heer, indeß der Frieden doch nur durch einen Tractat gesichert schien, dessen Arglist man durchschaute, und den man für herabsetzend anerkannte.

Englische Subsidien hätten zum Theil aushelfen können, aber das gerechte Selbstgefühl verbot dem Könige, sich von dergleichen abhängig zu machen, so lange es sich vermeiden ließ, und im Jahre 1806 hatte Napoleons Arglist Preußen mit England in Krieg verwickelt.

Gentz's schriftstellerische Gewandtheit ward Seitens des preußischen Premierministers wirklich in Anspruch genommen; und wirklich leistete er durch die Redaction letzter Hand des von dem Kabinetsrath Lombard in französischer Sprache entworfenen Kriegsmanifestes, dessen deutsche Ausgabe von ihm besorgt wurde, die gewünschten Dienste, und schrieb,

---

*) Jemand berechnete die Ersparung von ein Paarmal 100,000 Ellen Leinewand, wenn die Westen der Soldaten ohne Rückentheil an die Röcke angenäht würden; und es geschah bei der ganzen Armee.

bis nach dem Gefechte bei Saalfeld ſtets in der Nähe der leitenden Perſonen, die bekannten „Beiträge zur geheimen Geſchichte des Anfangs des Krieges vom Jahre 1806."

Die brittiſche, zu London erſcheinende Zeitſchrift: United Service Journale enthielt in ihren Heften vom Auguſt bis December 1836 in einer Reihe von Artikeln jene Beiträge zuerſt mit dem Zuſatze: „aus ungedruckten Papieren des Herrn von Gentz." Eine deutſche Ueberſetzung lieferte der Jahrgang 1837 des von Dr. Wran zu Jena herausgegebenen Journals Minerva. Daß dieſe Denkſchrift Gentz zum Verfaſſer hat, iſt von Niemanden bezweifelt worden; wohl aber hat dieſelbe die heterogenſten Urtheile erfahren, ſowohl hinſichtlich ihres Gehaltes und hiſtoriſchen Werths, als auch hinſichtlich des Zweckes, welchen Gentz bei Abfaſſung des Memoire vor Augen hatte. Als Widerſacher in beider Hinſicht iſt ein jener Zeit und den damaligen Zuſtänden Preußens naheſtehender Zeitgenoſſe öffentlich aufgetreten. Es iſt der bekannte Garlieb Merkel, der acht Jahre jener Zeit ſich in Preußen, meiſt in Berlin aufhielt, und 1806 die Zeitſchrift „der Zuſchauer" herausgab, ein gegen die Journaliſtik Frankreichs im Intereſſe Preußens und Deutſchlands überhaupt gerichtetes Journal. In ſeinen bereits erwähnten im Jahre 1839 erſchienenen, für jene verhängnißvolle Zeitepoche höchſt intereſſanten „Darſtellungen und Charakteriſtiken aus meinem Leben" hat er unumwunden und ohne Hehl ſeine Anſicht über die Zuſtände und das Unglück Preußens, wie über das Gentzſche Memoire aufbewahrt, und die Behauptung, daß ſeine Schrift einen eben ſo ſehr zu berückſichtigenden Beitrag zur Geſchichte ſeiner Zeit liefert, als die Gentzſche Denkſchrift, darf ohne Bedenken ausgeſprochen werden. Ueber dieſe letztere Schrift findet ſich in den „Darſtellungen" Merkels folgende Mit-

theilung: „Mit Erstaunen — sagt G. Merkel — habe ich die Wichtigkeit gesehen, die man in Deutschland auf das Tagebuch zu legen scheint, das der bekannte Schriftsteller Fr. von Gentz kurz vor der Schlacht bei Jena im preußischen Hauptquartiere geführt haben will und das in England zuerst Publizität erlangte. Ich sehe darin Nichts, als den Bericht eines Spions gegen sein eigenes Vaterland, an zwei Mächte, in deren Sold er stand, und deren Unterstützung, auf die Preußen rechnete, vielleicht gerade durch diesen Bericht gelähmt ward. Neues von historischem Werthe enthält die Schrift durchaus nicht. Die Charaktere, die er aufstellt, stehen gerade ebenso gezeichnet in zwanzig Schriften, die bald nach der Unglücksepoche erschienen. Über die Unfähigkeit des veralteten Herzogs von Braunschweig, das Obercommando zu führen, die Charakterschwäche des Grafen Haugwitz, das für hochverrätherisch gehaltene Verfahren Lombards, die eigensüchtige Doppelseitigkeit des geschmeidigen Lucchesini u. s. w. kann seit einem Menschenalter nur derjenige in Ungewißheit sein, der die Geschichte jener Zeit nie aufmerksam betrachtete. Auch in dem wenigen Detail der Begebenheiten in der Schrift hab' ich durchaus nichts Neues gefunden, als daß das Manifest, welches Lombard schmiedete und von Gentz übersetzen ließ, um ihn hernach für den Verfasser gelten zu lassen, vor dem Druck und der Publication weder dem Könige vorgelegt wurde, noch die Zustimmung eines Ministers erhalten hatte. Die empörende Charakterlosigkeit der Compilation ist dadurch vollkommen erklärt, aber man glaubte längst, daß sie mehr darauf berechnet gewesen, Preußen herabzuwürdigen, als zu vertheidigen und ihm Freunde zu gewinnen. Das Manifest glich einer Beichte über Fehlgriffe, die den König

und den Staat in der öffentlichen Meinung herabsetzte. Wird Alles dieses abgezogen, was bleibt übrig? Nichts als die Nachrichten von der ausgezeichneten Weise, mit der Gentz von zwei Ministern und mehreren Generalen behandelt worden zu sein versichert und die Raisonnements, die er gemacht haben will, die aber schon damals zu spät kamen, um zu wirken. Eine Seite der Schrift macht es bedenklich, sie auf sich beruhen zu lassen. Gegen die Wahrheit dessen, was sie erzählt, weiß ich Nichts einzuwenden; aber sie sagt die Wahrheit nur halb, und das führt leicht zu einer falschen Ansicht der Geschichte."

Während nach Obigem Merkel jene Schrift für einen Bericht von Gentz für das brittische und österreichische Kabinet hält, der demnach in einem Exemplare dort in England bis zu seiner Herausgabe im Jahre 1838 geruht haben muß, hält eine andere Ansicht *) dieses für unwahrscheinlich, sondern schenkt vielmehr jener Version Glauben, der zufolge das Manuscript erst nach seinen Tode nach England gekommen sei, und zwar durch „weibliche Hände" und dort — wie es an einer anderen Stelle jenes Aufsatzes heißt — für eine namhafte Summe von schöner Hand verkauft worden sein soll, wodurch auf die Tänzerin Fanny Elsler hingedeutet werden soll, zu welcher Gentz in seinen letzten Lebensjahren in besonders nahen Verhältnissen gestanden hat. Auch legt derselbe Verfasser jener Gentzschen Schrift einen bei weitem größeren Werth bei als Merkel, der sie als ganz gewöhnlichen Schlages ganz von der Hand weiset. Wir müssen, sagt nemlich der sonst gegen Gentz auf beispiellose Weise zu Felde ziehende

*) In den Hallischen Jahrbüchern von Ruge und Echtermeier 1839. Nro 37.

anonyme Journaliſt der Halliſchen Jahrbücher – anerkennen, daß trotz der — durch eine Rücküberſetzung aus dem Engliſchen, die nicht einmal die geſchickteſte iſt — ſehr gelähmten Sprache der Aufſatz ſowohl in der Darſtellung ein Meiſterſtück diplomatiſcher Gewandtheit iſt, als auch Zeugniß gibt, wie das Geſchick perſönlichen Benehmens das Talent des Verfaſſers zur Schilderung noch übertrifft. An der Echtheit des Memoire kann, obgleich es über England in Deutſchland eingeführt worden, dem, der die Verhältniſſe irgend kennt, gar kein Zweifel ſein. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß Gentz es jenen weiblichen Händen durch Vermächtniß übergeben hat, da er vorausſehen mußte, daß man es in England zu ſehr hohem Preiſe kaufen werde. Und dieſes ſoll wirklich der Fall geweſen und das Eigenthum des Manuſcripts für eine bedeutende Summe erſtanden ſein.

Wir haben keinen Grund, dieſe Geſchichte der Veröffentlichung des Gentz'ſchen Memoire in Zweifel zu ſetzen. Was dagegen die beiden kritiſchen Anſichten über den Gehalt deſſelben betrifft, ſo müſſen wir geſtehen, daß — wie gewöhnlich der Fall iſt — die Wahrheit zwiſchen beiden Urtheilen in der Mitte liegt. Das Urtheil Merkels, der als nahe ſtehender, in jene Verhältniſſe und Ereigniſſe eingeweihter Zeitgenoſſe deſſelbe betrachtet und würdigt, mußte in Hinſicht auf den hiſtoriſchen Werth deſſelben ſo ausfallen; er hatte Alles ſelbſt erlebt, die kleinſten Umſtände ſelbſt erfahren und fand daher nichts Neues in der Schrift, worauf er, durch die vortheilhafteſten Urtheile, wozu auch das in den Halliſchen Jahrbüchern gehört, aufmerkſam gemacht, zu den größten Erwartungen geſteigert worden war, die bei eigener Leſung des Buches nicht befriedigt wurden, und ſelbſtredend nicht

befriedigt werden konnten, da ihm der Inhalt, der jenen jüngeren Kritikern fern lag und fremder war, in fast allen seinen Details genau bekannt war. Auffassung und Darstellung jener Zeitereignisse sind indeß, wie Alles, was Gentz's Feder in's Leben gerufen, auch hierin ausgezeichnet, und die Veröffentlichung dieses schriftstellerischen Erzeugnisses um so dankenswerther, als es uns Gentz, den Europa als politischen Schriftsteller bewundert, auch von einer anderen Seite seiner literarischen Befähigung zeigt — als historischen Darsteller; als welcher er nur in geringerem Grade bis dahin öffentlich vor dem Publikum aufgetreten war. G. Schlesier hat die Denkschrift aus der Minerva in den zweiten Theil der Sammlung der kleineren Schriften von Gentz aufgenommen.

Napoleons siegreichen Waffen war nun auch Preußen, wie früher Österreich erlegen; der Friede zu Tilsit strich Preußen aus der Zahl der Großmächte Europas; sein Lorbeer, den Friedrich der Große kämpfend errungen, war welk, seine Kraft erschöpft, und gleichsam das letzte Mark sog der Usurpator durch ungeheure Kriegscontributionen, und seine Creaturen durch beispiellose Erpressungen. Nur darauf bedacht, jene zu erschwingen, um sich von diesen und den Kriegsheeren, welche die Festungen besetzt hielten, zu befreien, vermogten Stein und Hardenberg, welchen nach einander das Ruder des preußischen Staats in so schlimmer, unseliger Zeit anvertraut war, nur dieser ihnen zunächst obliegender Pflicht zu genügen, soweit in ihrer Macht lag. Offenes Auftreten mit gewaffneter Hand wider den Feind war unmöglich; aber im Stillen rüstete man sich zum Befreiungswerke.

Indeß ermannte sich Österreich, das — wenn auch nicht gleich schwere — aber doch tief niederbeugende Joch zu brechen. Der Kaiser, allein mit Großbritannien im Bunde, beschloß im Jahre 1809 neue Fehde wider Napoleon. Das Kriegsmanifest Österreichs, ein klar und würdig geschriebenes Aktenstück aus Gentz's Feder verkündete der Welt die triftigen Motive Österreichs zu diesem Schritte. Es kämpfte mit Muth und Anstrengung; dem Erzherzoge Karl, dem Generalissimus des Heeres, lächelte in der Schlacht von Aspern das Kriegsglück; aber Napoleon siegte bei Wagram und erzwang den Wiener Friedensschluß (14. October 1809.) Er kostete dem österreichischen Kaiserthum 2000 Quadratmeilen Landes mit fast Vier Millionen Einwohnern und mehr als Elf Millionen jährlicher Staats-Einnahme. Die Kosten dieses unglücklichen Kampfes hatten die Staatsschuld auf 1200 Millionen getrieben, und die Masse des Papiergeldes betrug 950 Millionen — ein schreckliches Resultat gerecht begonnenen, aber unglücklich beendeten Krieges.

In dieser Zeit (October 1809) übernahm der gegenwärtige Haus-Hof- und Staatskanzler Österreichs, Fürst von Metternich, damals noch Graf, die Leitung der politischen Angelegenheiten dieses Staats. Gentz wurde als Rath, später als kaiserlicher Hofrath in der Haus-Hof- und Staatskanzlei angestellt. An dieses Ereigniß — sagt Varnhagen — knüpfte sich für Gentz eine neue Lebensepoche, in welcher seine Stellung eine feste Grundlage, seine Thätigkeit neuen Aufschwung gewann, sein Talent zu dem höchsten Glanz und Erfolg aufstieg und sein ganzes Wesen — man kann sagen — zur Erfüllung kam. Wohl hatte er früh mit geübtem Scharfblick die seltenen Eigenschaften dieses Staatsmanns erkannt und

die künftige Größe desselben geahnt. In mancher Erinnerung lebt noch der Ausdruck der Bewunderung, womit er dessen Gesandtschaftsbericht aus Paris als eine Reihe meisterhafter Darstellungen pries, denen an Geist, Klarheit und Ruhe in diesem Gebiete wenig zu vergleichen sei. Seine Anerkennung betraf zum Theil auch solche Eigenschaften, die er in sich selber vermißte; denn Gentz, ohne Zweifel der gründlichste und beredteste Publicist, konnte sich als Diplomat nicht gleicher Weise rühmen. In Metternich zum ersten Male fand er, was er bedurfte und bisher immer entbehrt hatte, einen Obern, durch dessen Leitung seine Thätigkeit sich zu einem Ganzen und Stäten ordnete, einen Vorgesetzten, dem er sich unbedingt anschließen und überlassen konnte.

Noch während Napoleons Übermacht erhob sich Österreich zu neuer Selbstständigkeit, und die Art selbst, wie man sich mit der fremden Gewalt abfand und stellte, war eine Schwächung dieser. Für Gentz ergab sich eine erwünschte Verbesserung seiner persönlichen Verhältnisse. Statt der brittischen Hülfsquellen eröffneten sich andere, nicht minder ergiebige; die Hospodare der Moldau und Wallachei nahmen ihn auf gültige Fürsprache zum diplomatischen Beauftragten in Wien, ein Verhältniß, welches ihm die größten und mannichfaltigsten Vortheile gewährte.

Hinsichtlich seines Schriftstellerthums gehören dieser Periode zwei wichtige Werke an. Das erste sind die Fragmente aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa, jedenfalls eine der vorzüglichsten Geistesproductionen von Gentz, in stylistischer Hinsicht alle seine übrigen Schriften überragend; besonders ist die Vorrede durch Energie und Begeisterung, die sich bis zur Poesie erhebt, ausgezeichnet und Gentz selbst, der in

den späteren Jahren seines Lebens seine frühere schriftstellerische Thätigkeit fast desavouirte, verwundert sich über die Vortrefflichkeit seines Meisterwerks in einem Briefe an Rahel aus dem Jahre 1830 selbst gar naiv, indem er schreibt: „Neulich las mir jemand, der sehr gut liest, die Vorrede eines gewissen Buches: „über das politische Gleichgewicht "vor, und da war ich ganz erstaunt, daß ich jemals so gut hatte schreiben können. Lesen sie einmal Spaßes halber diese Vorrede, und sagen Sie selbst, ob das ein Styl war. Schlegel hat nur einzelne Seiten geschrieben, die sich in Hinsicht auf den Styl damit messen können." Und wirklich kann man diese Vorrede mit Fichte's Reden an die deutsche Nation vergleichen. Beiden ist die kräftige, ergreifende Sprache gemeinsam, und während die Reden Fichte's auf einem gediegenen männlichen Charakter basiren, zeichnet sich das Gentz'sche Vorwort durch gründlicheres Eingehen und schärferes Durchdringen der gegebenen Verhältnisse und praktischeres Urtheil aus. Sie ist ein mit Schwung und Nachdruck geschriebener Aufruf an die Zeitgenossen, sich aufzuraffen aus schmählicher und kleinmüthiger Versunkenheit, und für Ehre, Freiheit und Nationalunabhängigkeit die Waffen zu ergreifen.

Hinsichtlich der „Fragmente aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa" ist es von Interesse, Gentz selbst über die Entstehung dieses Buches zu hören. „Mein erster Plan in Ansehung dieser Schrift — schreibt er unterm 25. November 1805 aus Troppau — wuchs mir unter den Händen so an, daß ich bald entschlossen war, ein zusammenhängendes Werk *über die Wiederherstellung des Gleichgewichts* zu schreiben. Weil die Vollendung desselben aber viel Zeit erfordert hätte, so wollte ich das Kapitel, welches die Verhältnisse zwi-

ſchen Öſterreich und Frankreich betrifft, beſonders herausgeben mit einer Einleitung, die ſich auf die veränderten Umſtände, die jetzige Lage Europa's und die nothwendigen Bedingungen der Wiederherſtellung eines wahren Friedens bezieht. Ich will es aber ſchlechterdings auswärts drucken laſſen, denn in der jetzigen Verwirrung mit Gobentzl oder gar Collenbach über jede Linie (Zeile) zu disputiren und zu correspondiren, führte mich zum wenigſten in den Sommer hinein. Ich habe auch den Tag vor meiner Abreiſe nach Olmütz dem Grafen Gobentzl erklärt und geſchworen, daß ich es auswärts drucken ließe, und ob er es gleich halb für Scherz gehalten, ſo werde ich mich nach geſchehener Sache doch ſchon zu verantworten wiſſen. Jetzt kommt Alles nur darauf an, ſchnell einen Verleger zu finden. Ich ſchätze die Stärke der Schrift auf ungefähr 12 Bogen. Der Titel ſoll ſein: „Von den Verhältniſſen zwiſchen Öſterreich und Frankreich ſeit dem Lüneviller Frieden nebſt einer Einleitung über den gegenwärtigen Zuſtand von Europa.“ Von Bedingungen ſetze ich nur dieſe feſt: ſehr gutes Papier, ſehr guter und correcter Druck und 100 Exempl. zu meiner Diſpoſition, wovon wenigſtens 30 auf Schreibpapier, wenn nicht die ganze Auflage ſo ſein kann. Was er mir ſonſt an Honorar geben will, überlaſſe ich ihm und Ihnen gänzlich; dieſer Punkt ſoll die Sache keinen Augenblick aufhalten. Meinen Namen werde ich unter die Vorrede oder Einleitung ſetzen.

Müller hatte das Manuſcript der Schrift geleſen und ſie ſehr gelobt. Gentz dankt in einem Briefe an ihn für das günſtige Urtheil, welches Müller darüber gefällt. Ich ſchmeichle mir — ſchreibt er — daß ich das günſtige Urtheil erſt dann recht verdienen werde, wenn Sie die Vorrede dazu werden geleſen haben. Mit

dieſer, ich weiß es zuvor, ich fühle es, werden Sie in hohem Grade zufrieden ſein. Sie iſt bei weitem das Beſte, was ich jemals ſchrieb, und nach dem Effekt zu urtheilen, den ſie auf diejenigen gemacht hat, die ſie bisher laſen, wird ſie trotz der Schlafheit des Zeitalters gewiß einige Wirkung thun. Ich freue mich kindiſch darauf, ſie bald in Ihren Händen zu wiſſen; ſie muß längſtens in 14 Tagen fertig ſein, und ich habe Hartknoch ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ſogleich ein vollſtändiges Exemplar zu überſenden. An Eichſtädt habe ich geſchrieben, daß ich beide Schriften von keinem Menſchen in Deutſchland rezenſirt wiſſen will, als von Ihnen, und daß alſo, wenn Zeit und Umſtände Ihnen nicht erlaubten, ſie anzuzeigen, ich mir jede Anzeige derſelben verbäte. Schlimm genug, daß ich mir das werde gefallen laſſen müſſen, was die Beſtien in den anderen Journalen und Zeitungen darüber ſagen werden. Ich habe Eichſtädt die Gründe auseinandergeſetzt, aus welchen ich nicht mehr an der Literaturzeitung arbeiten mag.

So erſchien denn endlich die Schrift im Jahre 1806 unter dem Titel: **Authentiſche Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Krieges zwiſchen beiden Mächten.**"

Wie aus einem Briefe von Gentz an J. v. Müller vom 5. Auguſt 1805 hervorgeht, ſollte das damals bereits fertige und dem Buchhändler Fröhlich zu Leipzig im Manuſcript zum Verlag zugeſandte Buch den Titel führen: „Über den Urſprung des gegenwärtigen Krieges zwiſchen England und Spanien." Auf die Vorrede der Schrift legt Gentz das meiſte Gewicht, „deren beträchtlichſter Theil von dem Unweſen — wie er ſelbſt meldet — der officiellen oder mehr- als- officiellen

Artikel und Noten handelt, womit der Moniteur die gesellschaftliche Ordnung von Europa heimsucht und verpestet." Fröhlich fand Anstand bei der Censur wegen Herausgabe der Schrift und so erschien sie dann im Verlage von Hartkoch unter dem Druckort „Petersburg 1806".

Im nemlichen Jahre erschien auch im Verlage von Hartknoch in Leipzig in zwei Heften: Über den politischen Zustand von Europa vor und während der französischen Revolution. Es war die letzte Schrift von größerem Umfange, welche Gentz geschrieben, durch dieselbe Vorzüge ausgezeichnet, wodurch sich seine früheren Productionen bemerkbar gemacht haben.

Diesem Zeitraum gehört auch die Gründung des Österreichischen Beobachters, einer Zeitung, welche Anfangs als halboffiziell betrachtet und deshalb überall mit Aufmerksamkeit gelesen ward. Nicht lange nach ihrem Entstehen galt sie als officielles Organ des Österreichischen Kabinets und mußte aus diesem Grunde um so größere Aufmerksamkeit erregen. Gentz war der Schöpfer dieser Zeitung; er gab den ersten Impuls zu ihrer Begründung, wie späterhin im Jahre 1818 in Hinsicht auf die Wiener Jahrbücher der Literatur. Besonders war das Blatt in dem Zeitraume von 1809 — 1820 von besonderem politischen Interesse, indem es über Spanien und die politische Stellung der europäischen Mächte in jener Zeit Licht verbreitete. Den letzten Impuls zur Gründung dieser Zeitung gab indirecter Weise Friedrich von Schlegel. Derselbe kam im Jahre 1808 nach Wien in literarischer Absicht, um ein historisches Drama: „Karl V." durch Benutzung historischer Urkunden zu vollenden. Er war mit Gentz von Berlin her bekannt und ward durch ihn in den österreichischen Staatsdienst gezogen.

Friedrich von Schlegel und Gentz haßten einander während ihres Zusammenlebens zu Berlin — sagt Varnhagen *) — — und besonders war damals der schon antirevolutionair gesinnte Gentz dem noch heftig die republicanische Freiheit anstrebenden Schlegel ein Gegenstand tiefen Abscheu's. Als beide in den österreichischen Staatsdienst getreten, verehrte Schlegel nicht nur die politische Denkart des ehemaligen Gegners und suchte ihn darin noch zu überbieten, sondern er mußte in ihm persönlich auch eine Art Vorgesetzten anerkennen, dessen Gunst und Billigung er nicht entbehren konnte. Gentz war ohne allen Nachsinn, sah nur auf den jetzigen guten Willen, und glaubte, daß wenigstens der Name des Mannes von Nutzen sein könne, dessen Dienste ihm doch sehr zweifelhaft schienen, ja dessen Gesinnungen er noch mit einigem Mißtrauen betrachtete. Denn Schlegel war katholisch geworden, während Gentz immer protestantisch geblieben war und nur der politischen Seite Österreichs angehörte, wogegen Jener die katholische Seite vorzugsweise ergriffen hatte.

Das österreichische Cabinet hatte auf Gentz's Vorschlag die Gründung einer Zeitung beschlossen; es war der österreichische Beobachter, dessen Redaktion durch Gentz, Friedrich Schlegel, der unterdeß kaiserlicher Hofsekretair geworden, und dem Sekretair des Fürsten von Metternich, von Pilat, anvertraut war. Beide waren, wie bekannt, Hannoveraner von Geburt und Convertiten, und führten eine Zeitlang die Redaktion gemeinschaftlich, welche Schlegel später, als er, Metternich's Vertrauen

*) Denkwürdigkeiten Band V. S. 51.

durch manche diplomatische Schrift erwerbend, zum Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft beim Deutschen Bundestage zu Frankfurt ernannt ward, Pilat allein überließ, der sie auch noch bis in die gegenwärtige Zeit fortgesetzt hat.

Blick auf die Türkei und ihre Zustände.

Geschrieben 1841.

Die Türkei, von innern Übeln gebeugt, hinkt lange schon mit Krücken und liegt nun im hitzigen Nervenfieber. Die Stunde der Auflösung naht heran; die Macht der Pforte ist im Einstürzen begriffen, und Europa wird, wenn auch nicht gerade jetzt, doch hoffentlich bald, von dieser physisch-moralischen Pest befreiet. — Wie häufen sich die Merkmale der Auflösung; wie reihen sie sich aneinander! Der Fatalism, Scheu der Arbeit, Verödung, ein hartes Unterdrückungssystem führten diesen Zustand der Dinge herbei. Die Araber waren auf viel bessern Wegen; Die Türken kamen und verdarben alles. Ihre Berührung mit Europa allein erhielt jenen Schein der Civilisation und des Völkerrechts; sie waren und blieben hoffärtige Sieger, ohne die Eigenschaften zu besitzen die den Stolz gewissermaßen rechtfertigen. In Kriegeskunst, Tapferkeit, Betriebsamkeit, in der Kunst über Menschen und Völker zu gebieten, blieben sie nach und nach zurück. In dem Geist der Duldung thaten sie bald zu viel, bald zu wenig. Studium und Warnungen der Geschichte, Staatswirthschaft, ächte Diplomatie, blieben ihnen fremd. Nicht ungestraft! — Alle möglichen Heilmittel kommen nun zu spät! Alle

Schutzwehren dieſer Pforte ſind gefallen; die Mauern derſelben, gewaltſam erſchüttert, fallen ein; es weicht ein Stück, ein Stein nach dem andern. Selbſt der Freund, der Beiſtand, halten das Gebäude nicht mehr aufrecht; ſie helfen an dem Abbruch! Man überſchaue nur im Zuſammenhang die ruſſiſchen Eroberungen. Der Bosphorus und die Dardanellen für immer geöffnet, und der Verluſt aller geſchickten Matroſen zu Bemannung ihrer Flotte durch die Befreiung Griechenlands, rauben den Türken alle Mittel ſich wieder aufzuhelfen. Jene Theilung der Herrſchaft in Moldau und Wallachei — alles was ſich an die große Epiſode Griechenlands reihet: — Serbien und Alles was ſich dort ſtärkt und ermuthigt; ſchon ſingen die Serbier Lieder der Freiheit und der Erinnerung; und was iſt des einheimiſchen Regenten fürſtliche Würde anders, als Landeshoheit? — Dann jene Nomaden- und Gebirgsvölker, denen der ruſſiſche Schutz beſſer zuſagt, oder nothwendig geworden iſt: — dann der Zuſtand von Ägypten, Algier, Tunis, Tripolis; das weite Arabien und die Wechabiten, das ſehr bedeutende Albanien. Und, was dem Kundigen am ominöſeſten iſt, ſchon ſind die Inſeln Candien und Samos, unter den Schutz der Europäer und des Chriſtenthums geſtellt. — Wo wird das endigen? — Was wird aus jenen Donau-Fürſtenthümern, aus Serbien, aus Candien, aus Algier und Tripolis, und vielleicht bald aus den Hügeln von Byzanz werden, wenn der Paſcha von Ägypten den Gehorſam aufgekündigt und ſich Syriens bemächtigt hat? — Tauſende von Bulgaren, aus dem beſſeren Stoff der Bevölkerung jenes Reichs, ziehen nach Beſſarbien. — Was iſt denn eigentlich noch im Gehorſam geblieben? — Woher die Hülfsmittel zu ſolchen Bedürfniſſen —

bei ſolcher Verwaltung? Wozu führen jetzt die mit Blut verſuchten Neuerungen, etliche Eigenſchaften des abgeſchiedenen Großſultans, die gebeſſerten Einſichten des Divans? das Alles heilt nicht mehr den Krebsſchaden der Barbarei. — Das iſt die Folge, die unverkennbare Strafe der Trägheit, des Zurückbleibens, der Unkenntniß des bürgerlichen Lebens, der Geſetzloſigkeit und des Deſpotismus! — Aus den Gegenſätzen iſt das Lob der Aufklärung, der Weltweisheit und der Civiliſation zu ſchöpfen. — Und mit dieſen mögen Freiheit, Wohlwollen, menſchliche Thätigkeit und ungeſtörter Gebrauch der Vernunft blühen: — aber der Pforte gute Nacht! Die allgemeine Meinung hält das politiſche Daſein des türkiſchen Reichs für die Ruhe oder das Gleichgewicht Europa's nothwendig; es iſt zur politiſchen Lehre geworden, daß in Europa die Integrität dieſes Reichs als ein Princip allgemeiner Politik betrachtet werden ſoll. Welch ein Gleichgewicht mag das ſein, daß ſich auf Barbaren ſtützt, die acht Jahrhunderte lang die ganze Chriſtenheit zittern machten, und auf den Trümmern des orientaliſchen Kaiſerthrons den ihrigen befeſtigten?! Der falſche Begriff, den man ſich in der Ferne von den Türken macht, täuſcht alle Europäer. Von altersher waren die Türken eine höfliche, elegante, in ihren Gebräuchen und Manieren edle Nation. Man verſteht in Europa nicht ſo gut wie ſie, das Leben bequem einzurichten, eine grenzenloſe Verderbtheit mit ſcheinbarer Würde, hinterliſtige Verſtellung mit einem offeneren und ehrlicheren Äußeren zu verbinden. Hätte man in Europa ſtets jene Bilder von abgeſchlagenen Köpfen, eingeſalzenen Ohren, von bluttriefenden Händen vor Augen; man würde ſich mit den Türken, wenn man ſie ſieht, leichter ausſöhnen. Polen, das für Europa's Ruhe und Gleichgewicht weit wichti-

ger war als die Türkei, wurde getheilt, sein politisches Daſein vernichtet, keine der Mächte nahm ſich ſeiner an; die Türken finden allerwärts die eifrigſten Vertheidiger! – „Man kann ſich ſchwerlich einen Fall denken" — ſagte Mac-Intoſh im Jahr 1829 im brittiſchen Parlament — „bei welchem die Gewährleiſtung verwerflicher wäre als bei dieſem: denn gewiß iſt es bei keiner weniger möglich ſie bleibend aufrecht zu erhalten, als bei der Gewährleiſtung der Integrität der Türkei. Eine ſolche Gewährleiſtung von Seite der großen Mächte Europa's, würde alle Länder von den öſtlichen und ſüdlichen Ufern des Mittelmeeres, von dem Pontus Euxinus bis zu dem atlantiſchen Ozean, zu hoffnungsloſer Barbarei, zu ewiger Knechtſchaft verdammen; ſie alle müßten ſich für immer dem furchtbaren Looſe beugen das Griechenland traf — der Entwürdigung und Verödung. Solcherlei Combinationen kommen zuletzt blos den großen Militärſtaaten zu gut, welche über die Leichtgläubigkeit jener entfernt gelegenen Mächte lachen, deren Kraft, wenn auch groß, ihnen doch keinen unmittelbaren Zwiſchentritt erlaubt, wodurch allein die Eroberung bleibend abgewendet werden könnte." — Würde die Ruhe von Europa nicht weit ſicherer begründet werden, wenn gewiſſe Cabinette ihrer Völkern zeitgemäße Verfaſſungen gäben, auf die Liebe ihrer Unterthanen geſtützt, die Türken aus Europa jagten, und ein großes Griechiſches Reich zur Schutzmauer gegen Rußland herſtellten? Gerade die Fortdauer der politiſchen Exiſtenz der Türken in Europa wird, nachdem Griechenland ſeine Unabhängigkeit erhalten hat, die Ruhe Europa's fortdauernd ſtören. Die Griechen, unabhängig und zu einem feſten Körper vereinigt, werden Conſtantinopel ſtets als ihre Kaiſerſtadt, ihr Patriarchat, als ihr von ihren Voreltern ihnen

angeerbtes Eigenthum' betrachten. Nur mit der Herstellung eines mächtigen griechischen und dann auch eines polnischen Reichs, schwinden die Besorgnisse vor einer Universalmonarchie und unangemessenen Theilung.

Um zu einem richtigen Schluß zu gelangen, ist es nothwendig die türkische Macht in Bezug auf ihre innern und äußern Verhältnisse und von allen Seiten in's Auge zu fassen. Die Bevölkerung der Türkei war schon seit längerer Zeit nicht so groß als man gewöhnlich annahm, und seit mehr als 30 Jahren in beständiger Abnahme die aus verschiedenen politischen Ursachen und einander drängenden Ereignissen, dann in Folge von Seuchen, vorzüglich der Pest eintrat, welche oft die größten Verheerungen anrichtete. —

Innere Kriege in Asien, noch mehr in der europäischen Türkei; die aufeinander folgenden Kriege der Pforte mit Rußland, Serbien, Griechenland und dann wieder mit Rußland, zuletzt mit Aegypten; Usurpationen der Macht in den Provinzen; Verwirrung, Raub, Plünderung, Brand und andere Arten des Unterganges: Alles wirkte zusammen, um die fühlbarste Abnahme der Bevölkerung zu befördern, ganze Städte zu veröden, ja ganze Provinzen in Steppen zu verwandeln. Zu diesen vielfachen Ursachen der Abnahme, kamen auch noch aller Orten Auswanderungen vorzüglich nach Rußland, welches denselben jedweden Vorschub leistete. In dieser Periode von mehr als 30 Jahren trat aber auch der Verlust von Provinzen, in stets wachsendem Maaße ein.

Rußlands Besitzerwerbungen in Asien und gegen die Donau, die Befreiung von Serbien, das Asyl der Moldau und Wallachei, die Unabhängigkeit Griechenlands, die Besiegung von Algier, die neue ägyptische Macht, trennten Millionen Einwohner von der Pforte, und durch

das Zusammenwirken der Verödung im Lande und der Trennung ganzer Stämme und Länder, traten so große Verluste an Reichthum und an Mitteln des Erwerbes ein, daß aus dem durch sie erzeugten allgemeinen Siechthum, noch andere und schlimmere Folgen sich entwickeln müssen. Der vorige Sultan, der mit beispielloser und edler Entschlossenheit die gänzliche Umgestaltung seines Reiches begann, befand sich fortwährend im größten Kampf; er opferte Menschen und Schätze auf, um die schwierigste und gefährlichste Aufgabe zu lösen: veraltete Gewohnheiten, und was das Schwerste ist, Vorurtheile des Kultus umzugestalten.

Der Sultan war deshalb genöthigt, eine große bewaffnete Macht zu unterhalten, ganz abgesehen von der Uebermacht der Araber in Egypten. Seine regulairen Heerhaufen begehrten einen übermäßigen Aufwand. Ackerbau, Gewerbe, Handel sind erstarrt; die Pforte mußte die Provinzen über das Vermögen ihrer Bewohner belasten, so daß diese in den größten Mangel und die äußerste Hoffnungslosigkeit gerathen. Alle Baarschaft der Türkei geht ins Ausland, weil sie Alles, bis auf das Kleinste, von Europa kauft; ihre Erzeugnisse zum Austausch nicht hinreichen, folglich alles mit baarem Geld gedeckt werden muß. Darum wird Letzteres immer weniger, die Münzen immer schlechter, und der Staat geräth allmählig in gänzliches finanzielles Unvermögen. Im Innern ist also die Türkei von Verkommniß und Auflösung, im Aeußern von Gefahren bedroht. Rußland, seit Peter dem Großen bis auf unsere Tage, ist in vielgestaltiger und anhaltender Thätigkeit bemüht, die Türkei zu schwächen und aus ihrer Entkräftung Nutzen zu ziehen. — Als letzter Gedanke aber liegt dem System, welches ihre Lage und der Geist des Volks der russischen Macht unabänderlich

vorschreibt oder, wenn man will, aufnöthigt, die Absicht zum Grunde, die Türkei entweder zu erwerben, oder sie doch als abhängigen Staat in die Sphäre seiner politischen Thätigkeit unauflöslich zu verflechten; es wäre auch schon zu diesem Ziel gelangt, wenn ihm nicht fortdauernd von Seite Europa's unübersteigliche Hindernisse entgegen ständen. Es scheint also das Loos der Türkei zu sein, daß während sie in unheilbares Unvermögen versinkt, Rußland irgend eine europäische Verwickelung benutzen wird, zu seinem Ziel zu gelangen.

Gleichwohl ist es möglich, sogar wahrscheinlich, daß die in allen ihren Verhältnissen so sehr blosgestellte Türkei noch gerettet und zu einer Achtung gebietenden Macht ausgebildet werde. Die Noth ist ein großer Lehrer, und es fehlt auch nicht an andern Lehrmeistern, die ihr eigenes Interesse treibt, aufrichtig zu Werk zu gehen. Offen anerkannt ist, daß zwei politische Lehren oder Bekenntnisse in in Europa Ansehen stehen, welche sich jetzt ungefähr die Wage halten. Gewänne das System der absoluten Gewalt die Oberhand, so käme die nordische Macht an die Spitze der europäischen Bewegung. Alsdann ist sie nicht nur in dem Fall ihre Absichten auf die Türkei durchzusetzen, sondern ihr Uebergewicht wird sich unvermeidlich auch über Griechenland ausbreiten. Siegt das System der verfassungsmässigen Monarchien, oder wird zwischen beiden Systemen nur ein europäisches Gleichgewicht erhalten, so ist die Türkei gerettet, weil ihre Erhaltung zum Beseitigen des Uebergewichts der absoluten Reiche unentbehrlich ist; und man darf annehmen, daß sie alsdenn solcher Umgestaltungen theilhaftig werden wird, wie sie ihrem Interesse und dem unvermeidlichen Einfluß der belebenden Ideen angemessen ist. Wahr ist, daß die europäische Hülfe sich bis jetzt einseitig dem Herrscher von

Egypten zuwendete. Aber man iſt in Paris ſo gut wie in London zur Einſicht des Fehlers gekommen, und wird eilen ihn in Conſtantinopel wie in Teheran zu verbeſſern. Uebrigens darf nicht überſehen werden, daß die Türkei in einem ſchön gemiſchten Klima liegt, daß ſie in Aſien und Europa die anmuthigſten und fruchtbarſten Länder umfaßt, ſchiffbare Flüſſe, große Waldungen, metallreiche Gebirge, üppige Ebenen mit allen Reizen der Natur geſchmückt, und von Natur feſte und leicht zu ſchützende Zugänge und Gränzen hat. Wenn die Mächte, denen die Erhaltung der Pforte ernſt iſt, durch ihre Vertreter und Agenten ihr Vertrauen gewinnen, ihr auf dem Wege der Verbeſſerungen, die ſchon eingeſchlagen ſind, mit Rath und Hülfe an die Hand gehen, dann iſt zu wünſchen, daß ſie ihr die Nothwendigkeit folgender Maßregeln ans Herz legen: — 1) daß den Volksunterricht, und für die wohlhabenden Claſſen das Studium der europäiſchen Sprachen begründet und möglichſt ausgebreitet wird, ein Mittel, die vollkommne Umgeſtaltung der Vorſtellungen und des Lebens der Otomanen zu erreichen, wie man ſchon an den Erfolgen ſehen kann, welche man mit wenig Anſtalten und ſchwachen Lehrmitteln erlangt hat; 2) daß jede Form des Kultus in gleicher Weiſe nicht nur geſtattet, ſondern auch beſchützt wird; 3) daß vermöge eines Geſetzes über die perſönliche Sicherheit, Keiner in ſeinem Geſchäft geſtört, gefänglich eingezogen, an Gut, Leib und Leben ohne einen förmlich motivirten gerichtlichen Ausſpruch, geſtraft werden könne; 4) daß man dem Ackerbau, den Gewerben, dem Handel, thätige Unterſtützung angedeihen laſſe, und allmälig fremde und einheimiſche Fabrikherren und Unternehmer einführe und begünſtige; 5) daß, nachdem ſie von Seiten der conſtitutionellen Mächte für ihre künftige Sicherheit hinläng-

liche Bürgschaft erhalten, sie in den Stand gesetzt werde ihre militärischen und nautischen Rüstungen einzuschränken und mit ihren Einkünften in Verhältniß zu setzen; 6) daß sie bei der unermeßlichen Menge unangebauten fruchtbaren und herrenlosen Bodens, Kolonisten unter der Zusicherung anziehe, daß ihnen das nöthige Land unentgeldlich, und auf mehrere Jahre steuerfrei, überlassen werden solle; 7) daß sie alle Grundbesitzer, Kaufleute, Kapitalisten, als mit den Türken gleich berechtigt erkläre, und die den Raya bezeichnende Kopfsteuer, in eine weniger drückende, unter alle Einwohner gleich zu vertheilende indirekte Abgabe umwandle, dadurch den Begriff eines Bürgerthums, in dem neuen Reich möglich mache. Wenn die Pforte, entweder durch äußern Zwang oder durch guten Rath bestimmt würde, diese Maaßregeln, für welche das Volk schon hinlänglich vorbereitet ist, wirklich auszuführen und beharrlich zu verfolgen, dann wird die Welt sehen, wie in wenig Jahren die Türkei sich hebt und zu einer achtungswürdigen Macht gestaltet.

Die römische Welt im Osten mußte sich verändern — und sie veränderte sich. Nachdem alle erdenklichen Laster die Nationen des blühenden Astens entnervt hatten, fiel es den herumschweifenden und armen Völkern der angrenzenden Wüsten und Gebirge ein, den Genuß der verweichlichten Bewohner der fruchtbaren Ebenen und herrlichen Städte zu beneiden. Gleich stark von dem Eifer entflammt die Lehre ihres Propheten auszubreiten, als von der Raubluft getrieben, fielen die Araber, denen die Turkomannen folgten, über jene Länder, stürzten die entarteten Fürsten vom Thron, ihre entmannten Christenvölker in die Sclaverei. So bildete sich das arabisch-türkische Reich aus zwei durchaus

entgegengeſetzten und feindſeligen Elementen. Denn da die fremden Eroberer alle vorgefundene Einrichtungen der Geſellſchaft von Grund aus zerſtört und bis in ihre Prinzipien vernichtet hatten; da ſie ſich, auf das Recht der Stärkeren geſtützt, als alleinige Eigenthümer von Leib und Leben und eines jeglichen Beſitzes der Überwundenen verkündigten: ſo hörte alles gemeinſchaftliche Intereſſe zwiſchen dieſen und jenen auf. An die Stelle der früheren Abſtufungsgrade in der bürgerlichen Geltung, trat der einzige der Kaſte und Abſtammung. Je nachdem man als Türke oder Nichttürke, als Muſelmann oder Chriſt geboren war, war man als Herr oder Sclav, als Eigenthum oder Eigenthümer geboren.

Die Unterdrücker waren der Zahl nach gegen die Unterdrückten unermeßlich klein — wie 1 zu 100: ein in ſeinen Folgen wichtiger Umſtand! Denn es lag nun bei der herrſchenden Kaſte im Intereſſe der Selbſterhaltung und der eigenen Sicherheit, auf Mittel zu denken die beraubte und unterjochte Mehrzahl phyſiſch und moraliſch mehr und mehr zu ſchwächen. Die Klugheit rieth es, und dieß brachte die Kunſt der Unterdrückung bald zur höchſten Ausbildung. Viele Jahrhunderte lang beſtand die Regierungsweisheit der Türken lediglich darin, die ungeheure Majorität in ſtrenger Unterwürfigkeit gegen die Minderzahl zu erhalten. Um einen der natürlichen Ordnung ſo zuwiderlaufenden Gehorſam zu ermöglichen, wurden die härteſten Strafgeſetze erfunden. Deren Grauſamkeit machte die Sitten barbariſch, und da der Unterſchied der Kaſten zwiſchen Herren und Sclaven zu zweierlei Gerechtigkeit, zweierlei Recht im Staat nöthigte, ſo fanden die Begriffe von Recht und Unrecht keine Baſis mehr weder im Herzen noch im Verſtand — ſie gingen unter.

Urſachen und Wirkungen ſtehen immer in Wechſelbeziehung zu einander; ſo auch hier. Verzweiflung und Muthloſigkeit überfiel die beknechteten Völker. Ihr Leben war in ihren Augen nur noch eine mühſelige Bürde, eine freudloſe, ſchmerzhafte Pilgerſchaft; die Erde ein Ort der Verweiſung, des Anbau's nicht mehr werth. Die Felder wurden allmählig verlaſſen, die Acker lagen brach. Alle moraliſchen Beweggründe zur Fortpflanzung höten auf; ganze Provinzen entvölkerten ſich, die herrlichſten Städte wurden menſchenleer, und die koſtbarſten Monumente, ohne Theilnahme und darum vrrnachläſſigt, verfielen. Unwiſſenheit, Aberglaube und Fanatismus der verwilderten Racen vereinigten ihr Wirken mit dem der vollkommſten Despotie: — Verödung, Trümmer und Elend überzogen allmälig das ganze, weite, unglückliche Reich.

Und ſo ſehen wir jetzt die türkiſche Alleinherrſchaft gegründet auf die Ruinen des Reichs der Aſſyrier, Aegypter, der Königreiche Judaea, Syrien, Bithynien, des Pontus und Armeniens; mit den Füßen tretend den Staub der Herrlichkeit der Semiramis und der Kleopatra, der Seleuciden, des Mithridates und ſo vieler anderer groſſer Könige, wanken durch die Macht empörter Sclaven, durch die Wirkung innerer Kriege und durch die Zerrüttung der Finanzen und aller organiſchen Theile der Verwaltung: — und die Menſchheit von Aſiens Weſten, die Urmutter der abendländiſchen Stämme: ſie ſehen wir ausſtrecken die flehenden Hände nach Europa, und die Enkel bitten um die Gabe des Friedens und der Civiliſation. Welch ein Scenenwechſel in der Weltgeſchichte ſchauerlichem Drama! Das ottmaniſche Reich iſt ein zum Kind gewordener Greis; nur durch Drohworte läßt er ſich in gehörigem Reſpect er-

halten. Sein Hauptcharakterzug iſt eine jeden Glauben überſteigende Indolenz; ſeine Handlungsmotive ſind entweder Furcht oder ſtupide Bewunderung. Fruchtlos werden gewiß alle Bemühungen England's bleiben, die wankenden Kräfte dieſes allmählig ſinkenden Reichs aufzurichten, das eben nur noch durch die Eiferſucht der Europäiſchen Mächte vor einer ſchnellen Auflöſung geſichert wird. Doch fühlt die Pforte ihre prekäre Exiſtenz, ſie iſt nicht ohne Ahnung für die Zukunft, ſie fühlt das Bedürfniß einer Vormundſchaft, nur ſcheint ſie unentſchloſſen, wem ſie trauen dürfe. Die europäiſchen Mächte ihrerſeits fühlen ſich durch die Türkei in das große Zeitmeer hinaus getrieben, auf welchem die kühnſten in ſtolzen Flotten ſchwimmen werden, wenn ſie zum Bewußtſein ihrer Vorausbeſtimmung kommen. Es iſt ein Unding, das morſche türkiſche Reich, wie es in ſeinen Trümmern ſich widerwärtig zuſammen bettelt, noch lange aufrecht zu halten.

In den Türken hat von jeher kein Kopf geſteckt; ſie mögen tüchtige Säbel ſein, und gewiſſermaßen auch brave Herzen, aber ihre Macht in Europa iſt zu ſchwindſüchtig, ihre Zahl zu Rußland zu unterminirend, als daß ſie nicht über kurz oder lang über den Haufen ſtürzen ſollten. Was alſo thun, damit nicht über kurz oder lang die europäiſche Türkei Rußland in die Arme falle? Das iſt die Aufgabe der europäiſchen Politik; denn beim heutigen Hinhalten aller Dinge thut man nichts Anderes als die ruſſiſchen Intereſſen unfehlbar befördern und den Sultan immer enger und enger zum Vaſallen Rußlands ummodeln. Gerade das geht auf dieſe Weiſe in Erfüllung, dem man vorbeugen wollte. Was zu thun ſei und wie für jede der intereſſirten Mächte? — das iſt freilich eine Frage, die ſich nicht ſo leichthin

aufzeichnen läßt, sondern jede Macht hat ihre eigne Stellung zu jedem Punkte hin, wie die Planeten im Sonnensystem; und jede hat ebenfalls ihre Monde und ihre Trabanten. Die Harmonie des scheinbar Widerstrebenden ist ein Werk mächtiger Verständigung ohne irgend ein Princip mittelmäßigen Zusammenflickens, ohne egoistisches Anklaffen des bloßen Besonderen; dies ist eben das Geschäft großer Staatsleute, der Pitts oder der Oxenstierne, der Richelieu's oder der Granvella, der Gegenwart oder der Zukunft. Vor der Hand und im 19ten Jahrhundert ist die Türkei auf dem Punkt, wo Deutschland im Mittelalter stand, als die Statthalter der Provinzen, Bischöfe, Prälaten und jeder sich mächtig genug fühlende Vasall der deutschen Kaiser sich unabhängig erklärten und zu souveränen Fürsten machten. Der Vergleich gereicht unserm Zeitalter zur Ehre.

Handelsgeist.

Der Handelsgeist zieht die Speculationswuth, diese den Verfall der Solidität herbei, und das in einzelnen Provinzen eines Staats eingeführte Banksystem veranlaßt die niederträchtigsten Betrügereien.

Die Begebenheiten des Orients im Jahr 1840 haben unstreitig die Handelsinteressen ihrem Ziel in jenem Riesenschritt näher gebracht, der in unsern Tagen die politischen und commerciellen Chancen in eben der rollenden und reißenden Schnelligkeit vorwärts treibt, wie unter Napoleon's eiserner Zuchtrute die strategischen und dynastischen. Der gewaltige Productenumtausch wird (zum unberechenbar vielseitigen Vortheil aller Entwicklung und alles Fortschreitens) wieder mehr Landhandel, und mehr ein östlicher als ein westlicher. Er wird vom Loos der Seekriege und von aller Seetyrannei weit unabhängiger. Das schwarze Meer und das östliche Mittelmeer bilden künftig Hauptstraßen des syrischen, arabischen, persischen Verkehrs, des Umtausches von Mittel- und Hinterasien, sollten auch die Britten für den ostindischen und chinesischen Handel fortan ihre eigenen Wege gehen.

Will Deutschland reich und mächtig werden, so hat

es vor allen Dingen die Maximen zu erforschen, durch deren Befolgung andere, zuvor arme und unmächtige Nationen zu Reichthum und Macht gelangt sind. Dabei sind jedoch die Argumente und Redensarten, von der Handlungsweise wohl zu unterscheiden; denn Nationen wie Individuen *handeln* gar oft anders als sie *sprechen*. England, unser Vorbild, war einst ein deutsches Agriculturland, d. h. wir lieferten ihm Manufacturwaaren und die Producte der heißen Zone; es bezahlte *uns in Wolle, Zinn, Häuten, Butter und anderen* Agriculturproducten und Rohstoffen. Als die Hansen nach Großbritanien kamen, fanden sie dort menschliche Wohnungen — ihren Pferdeställen in der Heimath nicht zu vergleichen, königliche Paläste — gegen welche kein wohlhabender deutscher Kaufmann sein Haus hätte vertauschen mögen. Damals waren die Engländer die ersten Taugenichtse von Europa. Köln am Rhein hatte mehr als einmal die Krone ihrer Könige im Versatz für Anlehen, die es ihnen gemacht hatte, und noch Heinrich VIII. mußte Kriegsschiffe von den Hansen entlehnen. Das war die Zeit des wahrhaft freien Handels in England. Das war die Zeit, wo dort die Maxime galt: *Agriculturproducte verkaufen, Manufacturwaaren kaufen.* Bald aber erkannten weise Könige: die Manufacturen seien die Basis des großen Handels, der Schifffahrt, der Seeherrschaft, der Cultur, des Reichthums, der Nationalmacht und Unabhängigkeit, und nur durch sie und ihre Wirkungen sei der einheimische Ackerbau zur Blüthe zu bringen; und in Folge dieser Erkenntniß, kamen zwei neue Maximen auf, die erste: *Manufactur-Productivkräfte* (fremde Manufacturisten, Capitale ꝛc.) *statt fremden Manufacturwaaren einführen, die eigene Agriculturproducte und Rohstoffe dagegen so*

viel möglich ſelbſt conſumiren und verarbeiten: — die zweite: — jeden neuen Manufacturzweig der durch Importation fremder Manufacturiſten Verfahrungsweiſen und techniſcher Kenntniſſe, fremder Maſchinen und Capitale im Inland Boden gewonen, durch Schutzzölle, ja Einfuhr-Verbote pflegen, großziehen und vervollkommen.

Als man durch Befolgung dieſer beiden Maximen dahin gekommen war, nicht nur den eigenen Markt mit den erforderlichen Manufacturbedürfniſſen zu verſorgen, ſondern auch große Manufacturproducten-Überſchüſſe nach fremden Märkten auszuführen, wurden ihnen noch drei weitere beigeſellt — die erſte — nur Agricultur-producte und Rohſtoffe einführen; dagegen möglichſt viel Manufacturwaaren ausführen; — die zweite: — möglichſt viel auf eigenen Schiffen aus- und einführen (Navigationsacte) die dritte: vorzugsweiſe von denen kaufen, die von uns kaufen (directer Handel.) Die letztere Maxime ward beſonders fruchtbar in Beziehung auf den Handel mit den Ländern der heißen Zone; denn frühe ſchon fühlte man in England die Wahrheit und Fruchtbarkeit des Axioms: — Colonialwaaren oder Producte der heißen Zone, werden mit den Manufacturwaaren der gemäßigten Zone bezahlt. Das iſt die Politik, die in England von Eduard III. bis auf die neueſten Zeiten ausgebildet und befolgt worden iſt. In Folge dieſer Politik hat England die Hanſa und Holland des größten Theils ihrer Schifffahrt, ihres Zwiſchenhandels und ihrer Handelscapitale, Belgien und Deutſchland, Frankreich und Italien, Spanien und Portugal ihrer großen Manufacturen und die beiden letztern Länder noch überdieß des größten Theils der Vortheile ihres unermeßlichen

Colonialbesitzes (Methuen-Vertrag, Assiento) beraubt — damit hat es Ostindien und Deutschland auf die Agriculturproduction reducirt — dadurch ist Deutschland England gegenüber geworden, was früher England Deutschland gegenüber war: ein Agricultur-land ohne großen Handel, ohne Schifffahrt und Colonien, ohne Selbstständigkeit und Macht, ohne reiche und blühende Manufacturstände, ja selbst ohne großartig ausgebildeten Ackerbau. Unumwunden sind in früheren Zeiten alle diese Erfolge von englischen Schriftstellern wie von englischen Staatsmännern und Parlamentsrednern anerkannt und zugestanden worden. Noch unter Georg I. (1721) sagten die Minister in der Thronrede: es sey klar und längst durch die eigene Erfahrung Englands erprobt, *eine Nation könne nur durch Ausfuhr von Manufacturwaaren und durch Einfuhr von Rohstoffen reich und mächtig werden.*

Damals schon ahnte England seine künftige Herrschaft in Ostindien. Aber es fühlte, sie könne unmöglich Bestand gewinnen, so lange England ostindische Fabricate consumire, so lange der Orient ungleich mehr Manufacturwaaren liefere als begehre, 'es ließ daher bloß rohe Baumwolle und Rohseide aus Ostindien importiren, es verbot 1721 die Einfuhr der *von seinen eigenen Factoreien* erhandelten Baumwollen- und Seidenwaaren gänzlich, und drängte sie dem europäischen Continent auf, womit es einen doppelten Vortheil erreichte: — einmal den, daß es das Aufkommen der Baumwollen- und Seidenfabriken auf dem Continent hinderte, indem die ostindischen Fabricate wegen des wohlfeilen Arbeitslohnes und der größeren technischen Geschicklichkeit und Übung der Hindus von den Engländern viel wohlfeiler geliefert als auf dem Continent fabricirt werden konnten,

ſodann den, daß durch die Prohibition der oſtindiſchen Fabricate in England ein unermeßlicher Preis auf die Maſchinenvervollkommnung geſetzt ward. Der kosmopolitiſchen Theorie gemäß handelten damit die Engländer freilich thöricht, da ſie ihren Bedarf an Baumwollen- und Seidenwaaren im Anfang viel theurer ſelbſt fabricirten, als ſie ſolche von den Hindus hätten kaufen können. Allein der Erfolg zeigte, daß die Theorie der Werthe nicht auch die Theorie der productiven Kräfte iſt. Denn nicht allein die Baumwollen- und Seidenindustrie des europäiſchen Continents, auch die Oſtindiens ſelbſt, ward in Folge der durch die Prohibition hervorgerufenen Maſchinenvervollkommnungen vernichtet, und heute beträgt die engliſche Baumwollen- und Seidenmanufacturproduction nach M'Culloch die ungeheure Summe von 95 Millionen Pfd. St., alſo vielleicht ſo viel als die ganze Nationalproduction von Preußen.

Das war engliſche Praxis und iſt es heute noch; das war engliſche Theorie bis auf Adam Smith. Mit dieſem Schriftſteller aber kam noch eine neue Staatsmaxime zu den oben aufgezählten, nemlich die: die wahre Politik Englands durch die von Adam Smith erfundenen kosmopolitiſchen Theorien und Argumente zu verdecken, um andere Nationen abzuhalten, die vorerwähnten Maximen zu befolgen. Es iſt eine gemeine Klugheitsregel, die Leiter, vermittelſt welcher wir zu Größe gelangt ſind, wegzuwerfen um Andern die Mittel zu benehmen, uns zu folgen. Eine Nation die durch Schutzmaßregeln und Schiffahrtsbeſchränkungen ihre Manufacturkraft, ihren auswärtigen Handel, ihre Schiffahrt und ihren Colonialbeſitz ſo weit zur Ausbildung gebracht hat, daß keine andere Nation ſeit Jahrhunderten mit ihr zu halten vermag, kann nichts

Klügeres thun, als diese Stützen verleugnen, anderen Nationen die Vortheile der Handelsfreiheit predigen, und sich selbst reumüthig anklagen, sie sei bisher auf der Bahn des Irrthums gewandelt und jetzt erst zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt. Ob eine solche Politik von Adam Smith wirklich intendirt worden sei, wollen wir dahin gestellt sein lassen, obwohl einiger Verdacht gerechtfertigt erscheinen möchte durch die Bemerkung seines Biographen Dugald Steward: „der große Mann habe, als er das Herannahen seines Todes gefühlt, wiederholt und ängstlich die Vernichtung seiner Papiere verlangt, und sei von Unruhe gepeinigt gewesen, bis ihm der Vollzug seiner Verfügung gemeldet worden."

Ob wohl diese Papiere Dinge enthielten, welche die Nachwelt oder andere Nationen nicht erfahren sollten? — Dem sei wie ihm wolle, gewiß ist, daß Adam Smith die Handelspolitik Englands entweder *ignorirt* oder geschichtlich entstellt hat, und daß seit der Publication seines Werkes alle englische Staatsmänner die Redensarten und Argumente Adam Smiths auf die angedeutete Weise benutzt haben. Unter ihnen war William Pitt der erste. Von diesem geschickten Staatsmann rühmen die Anhänger der kosmopolitischen Lehre, er habe stets ein Exemplar des Werkes — „*Über die Ursachen des Reichthums*" — in der Tasche getragen. Sie erwähnen dieses Umstandes als eines Beweises, wie sehr die Vortrefflichkeit jenes Werkes von den größten Zeitgenossen des Verfassers anerkannt gewesen. Das mag wahr sein; aber wenn wir bedenken, wie die Smith'schen Argumente bei Gelegenheit des 86er Vertrags von William Pitt benutzt wurden, so überzeugen wir uns leicht, wie diese Werthschätzung in ganz anderm Sinne wahr sei, als die

arglosen Theoretiker Deutschlands vermeinen. Der Eden-Vertrag ist die zweite Auflage des Methuen-Vertrags. Gleichwie durch Sir Paul Methuens Vertrag mit Portugal (1703) der ganze Manufacturwaarenmarkt von Portugal und seinen unermeßlichen Colonien zur Disposition von England gestellt ward, gegen das Verrecht zu 1/3 geringeren Zöllen als andere Nationen, portugiesische Weine in England zu importiren, wie durch diesen Vertrag sämmtliche portugiesische Fabriken mit Einem Schlag vernichtet wurden, und Portugal den Hauptvortheil seines Colonialbesitzes verlor, nämlich den, die Colonien ausschließlich mit Manufacturwaaren zu versorgen, und ihnen dagegen Agriculturproducte und Rohstoffe ausschließlich abzunehmen, gleichwie demnach Portugal mit allen seinen überseeischen Besitzungen durch diesen Vertrag eine englische Colonie geworden und bis auf diese Tage geblieben ist, so sollte durch Sir Thomas Edens Vertrag mit den eben so unwissenden als enthusiastisch kosmopolitisch gesinnten jüngern Zuesnar's (1786) die französischen Manufacturen vernichtet, und damit auch Frankreich in einen englischen Weinberg verwandelt werden. Die in Folge dieses Vertrags in Frankreich entstandenen Calamitäten sind bekannt. In den drei Jahren der freien Concurrenz mit England gingen die französischen Fabriken größtentheils zu Grunde, wanderte das baare Geld Frankreichs nach Großbritanien, kamen Bankerotte an die Tagesordnung, und alle diese unseligen Convulsionen trugen nicht wenig zum Ausbruch der Revolution bei. Die kosmopolitische Richtung der meisten französischen Gelehrten und Staatsmänner jener Zeit, erlaubte freilich ein selbes Geständniß nicht; wir haben aber dafür das Zeugniß einiger scharfen und unbefangenen Beobachter. Dieser Vertrag nun war durch Wil-

liam Pitt den französischen Oekonomisten vermittelst Adam Smith'scher Argumente plausibel gemacht worden. Man lese seine Rede vom Jahr 1789; daraus ist zu erlernen, daß Producte nur mit Producten bezahlt werden, daraus ist zu ersehen, wie jedes Land in den verschiedenen Zweigen der Production verschiedenartig durch die Natur begünstigt sei, England, besonders in der Manufacturproduction, so Frankreich besonders in der Production von Weinen, Brandweinen und anderen werthvollen Agriculturproducten — daß nie Ausfuhren durch die Einfuhren gesteigert werden und umgekehrt — daß demnach das von der Natur in der Agriculturproduction so sehr begünstigte Frankreich, folgte es der Natur, unendlich reicher werden würde als England — daß keine Nation der andern gleichsam ins Handwerk pfuschen sollte — daß jede Nation sich vorzüglich auf diejenigen Productionszweige zu werfen habe, in welchen sie vorzugsweise von der Natur begünstigt ist — daß zwei Nationen in diesem Fall sich zu einander verhalten wie zwei große Kaufleute, wovon jeder im Überfluß besitze was dem andern fehle, daß es thöricht wäre, wenn jeder dieser beiden Kaufleute Alles selbst produciren wolle — daß jeder am meisten dabei gewinne, wenn er da kaufe wo die Sachen am wohlfeilsten zu haben seien, indem er dann auch am theuersten an Mann bringe was er selbst im Überfluß besitze. Kurz hier ist der ganze kosmopolitische Jargon zu lesen, womit die Adam Smith'sche Schule dem gesunden Menschenverstand der Nationen nun schon an die siebzig Jahre Nasen dreht. William Pitt kannte die Geschichte und die Politik seines Landes zu gut, als daß er selbst an die Richtigkeit seiner Argumente hätte Glauben können. Pitt wußte besser als irgend einer seiner

Vorgänger, wie wahr, — obwohl in einem andern Sinne wahr — der Dichter ſagt: —

„Nicht wo die goldene Ceres lacht,
Wo das Eiſen wächſt in der Erde Schacht,
Da entſpringen der Erde Gebieter."

Wohl wußte Pitt, daß da, wo die Manufacturen ſind, auch der große Handel, die große Schifffahrt, Cultur, Reichthum und Macht ſind; wohl wußte er, daß bloße Agriculturnationen arm, abhängig, unmächtig, uncultivirt ſind und bleiben, und von den Beſitzern jener gewaltigen Factoren der Macht, wenn nicht auf ausdrücklich anerkannte Weiſe, doch implicite beherrſcht werden. Eben darum verlangte er aber die Manufacturkraft als natürliches Erbtheil für England, eben darum wollte er Frankreich und dem Continent die Agricultur als natürliches Erbtheil zuſcheiden. Fragen wir jedoch über dieſe Anſprüche Englands die frühern Jahrhunderte, ſo geben ſie uns den Beſcheid: — Deutſchland und ſeine Appertinanzen (Holland und Belgien), ſeien von der Natur, lange vor England, mit Manufacturen, reichem Handel, großer Schifffahrt, mit Reichthum und Macht belehnt worden, den Engländern dagegen habe ſie damals bloß Ackerbau, Armuth und Unmacht zugetheilt; daß aber gegenwärtig das umgekehrte Verhältniß herrſche, darüber geben die ſpätere Jahrhunderte den Aufſchluß: England habe ſich durch künſtliche Mittel das Erbtheil Deutſchlands zugeeignet, und Deutſchland das ſeinige zugeſchoben. Kurz die kosmopolitiſche Theorie und ihre ſehr politiſchen Urheber, die Engländer, wollen als einen Naturvorzug geltend machen, was einzig und allein Vortheil der Erziehung iſt. Denn jegliche große Agricultur-nation, die das gemäßigte Klima bewohnt und durch natürliche, ſociale und politiſche Hülfsmittel zu-

reichend unterstützt ist, kann sich selbst zu einer Agri-cultur-, Manufactur-Handelsnation erster Größe erziehen und aufschwingen, so gut England sich selbst dazu erzogen und aufgeschwungen hat; sie **kann** es nicht allein, sie **muß** es; sie **muß**, verspürt sie anders in sich die Kraft der Fortdauer und das Gefühl künftiger Größe: sie **muß**, ist ihr anderes ihre Existenz, ihre Unabhängigkeit, ihre Zukunft lieb. Allerdings gibt es in der Natur begründete Productionsverschiedenheiten, zwischen England und Frankreich wie zwischen England und Deutschland. So ist England in der Woll- und Fleischproduction, Frankreich in der Weinproduction bevorzugt. Aber die natürliche Zone der Manufacturproduction ist nicht durch den Canal begränzt, wie uns die Engländer glauben machen wollen, sie begreift die ganze gemäßigte Zone in sich; sie hört erst da auf, wo die heiße Zone beginnt. Offenbar hat die kosmopolitische Schule Erziehungsverhältnisse mit Naturverhältnissen verwechselt, offenbar haben die Engländer diese Confusion der Schule schlau benutzt, um ein Weltmanufactur-Schifffahrts- und Handelsmonopol als ihr natürliches Erbtheil in Anspruch zu nehmen. In Pitt's **zwei großen Kaufleuten**, die in verschiedenen Zweigen Handel treiben sollen, erkennen wir unschwer Adam Smiths und J. B. Say's Schneider und Schuster, die Schuhe und Stiefeln gegen Röcke und Beinkleider vertauschen. Schneider und Schuster sind aber keine Nationen, und wir können uns des Beweises überheben, daß zwei Kaufleute in ganz andern Verhältnissen zu einander stehen als zwei Nationen, selbst im Fall diese Kaufleute die Waaren womit sie handeln selbst produciren, was doch wohl bei Pitt's Gleichniß vorausgesetzt werden müßte, soll anders ihr Verkehr mit dem Nationalverkehr eine

entfernte Aehnlichkeit haben. Den Franzosen aber mag kurz nach dem Eden-Vertrag dieser Unterschied einleuchtend genug geworden seyn, während der folgenden Kriege nämlich, wo es sich hinlänglich klar herausstellte, welche Rolle eine Agriculturproduction spiele, die blos auf den Tausch von einheimischen Agriculturproducten gegen fremde Manufacturproducte gewiesen, keinen großen Handel, keine große Schifffahrt und dazu keine bedeutende Flotte, also keine Mittel besitzt jene zu beschützen — welche Rolle eine solche Nation spiele, einem Feind gegenüber, der alle diese Factoren der Macht und des Reichthums in sich vereinigt. Gewiß William Pitt hat innerlich über den Gemeinplatz gelacht, daß ganze Nationen die Manufacturwaaren da kaufen müßten, wo sie für den Augenblick am wohlfeilsten zu haben seien. Der Fall war in der englischen Industriegeschichte des verflossenen Jahrhunderts, und sogar unter Pitts eigenen Augen, zu oft vorgekommen, daß England die eigenen Manufacturproducte theurer selbst fabricirte, als es dieselben für den Augenblick hätte vom Ausland beziehen können, daß es aber später diese Artikel so wohlfeil und noch unendlich wohlfeiler fabriciren lernte, als das Ausland. Die großen Beispiele der Baumwollen, der Seiden- und Leinwandindustrie standen ihm zu nahe, als daß er nicht hätte wissen sollen, was von diesem beschränkten Kaufmannsgrundsatz (der auf die Industrie und zumal auf die Nationalindustrie angewendet, bei welcher die gegwärtigen Werthverhältnisse da in den Hintergrund treten müssen wo, es um Erwerbung und Erhaltung von Nationalproductivkräften für alle Zukunft sich handelt, eine blanke Thorheit ist) — was von dieser zur Staatsweisheit erhobenen Comptoirweisheit im Grunde genommen zu halten sei. Aber es lag ihm nicht daran

die theoretiſche Wahrheit zu finden und auszuſprechen, er wollte die franzöſiſchen Philanthropiſten und Kosmopoliten düpiren, und dazu war ihm Adam Smiths einfältiges oder argliſtiges Comptoirargument gut genug. William Pitt hatte die alte engliſche Marime: Manufacturproducte ausführen und nur Rohſtoffe und Agricultnrproducte einführen, zu oft geleſen, zu oft gehört, allzugut einſtudirt und zu conſequent befolgt, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, welcher theoretiſche Betrug unter dem alzuweiten Satz: — Producte werden gegen Producte vertauſcht, verborgen liege. Dem iſt freilich ſo: Producte werden in der Regel gegen Producte vertauſcht, und die edlen Metalle ſind in der Regel nur Werthausgleichungsmittel (wir ſagen in der Regel, weil öftere und bedeutende Ausnahmen vorkommen) allein die Frage iſt: mit welchen Vortheilen oder Nachtheilen dieſer Tauſch begleitet ſey? Nicht das Verhältniß des Werthes der vertauſchten zu dem Werth der eingetauſchten Producte, ſondern die Wirkung des Tauſches auf die productive Kraft, auf die Wohlfahrt und Macht der Nation, beſtimmt dieſe Vortheile oder Nachtheile. Einzelne portugieſiſche und franzöſiſche Kaufleute mögen durch den Verkauf portugieſiſcher und franzöſiſcher Weine, und durch die Einfuhr engliſcher Manufacturwaaren an Werthen bedeutend gewonnen haben, allein durch dieſe Einfuhren ging die Manufacturkraft ihrer Länder und damit die Baſis ihrer Selbſtändigkeit und Macht, ihre innere Wohlfahrt und Cultur verloren.

Daß wir unſern Tadel unverhohlen ausgeſprochen, wird gerechtfertigt erſcheinen, wenn man bedenkt, daß es in den vorliegenden großen Fragen des Schutzſyſtems nicht um Schulſätze, nicht um bloße Doctrinen und Schulre-

putationen, ſondern um das Wohl oder Wehe, um die Exiſtenz und die ganze Zukunft einer Nation ſich handelt, und das dieſe Nation die deutſche Nation iſt. In ſolchem Fall iſt es nicht allein Befugniß, ſondern heilige Pflicht derjenigen, welche die Überzeugung hegen, die induſtriellen Fortſchritte der Nation ſeien durch Schulirrthümer behindert oder gefährdet, daß ſie dieſe Irrthümer unverblümt oder ohne Complimente gegen diejenigen, von welchen ſie gehegt werden, ſeien ſie Gelehrte oder Staatsmänner, berühmt oder unberühmt, ans Licht ſtellen. Die kosmopolitiſchen Lehrer der politiſchen Oekonomie tadeln wir nur in ſofern, als ſie in Beziehung auf den internationalen Handel und das Schutzſyſtem, durch Verbreitung kosmopolitiſcher Grundſätze die Köpfe ihrer Zöglinge in Verwirrung bringen, ſtatt ſie zu Beförderern der vaterländiſchen Induſtrie zu erziehen. Sie können den Schaden auf keine Weiſe wieder gutmachen, den ſie dadurch anrichten, daß ſie, die Prieſter der Wiſſenſchaft, ſtatt das deutſche Schutzſyſtem ausbilden zu helfen, es verdächtigen und bekämpfen.

Wir an unſerm Ort glauben, die Nationalintereſſen Deutſchlands fordern zur Zeit:

1. daß man, wenn nicht der deutſche Unternehmungsgeiſt in ſeinen Wurzeln getödtet werden ſoll, während die Fabriken noch um ihre Exiſtenz kämpfen, keinen einmal gewährten Schutz wieder zurücknehmen dürfe;
2. daß die deutſchen Schutzzölle jederzeit und ſo ſchleunig als möglich nach den Umſtänden erhöht werden müſſen, namentlich im Fall der Aufhebung oder Milderung der engliſchen Korngeſetze;
3. daß der deutſche Handelsverein vor allen Dingen

dahin zu ſtreben habe, die großen Induſtriezweige: Baumwolle, Flachs und Wolle, namentlich die Spinnereien in der Art zu beſchützen, daß wir unſerer Induſtrie vor Allem den eigenen Markt gewinnen, und ſofort mit den Ländern der heißen Zone in directe Verbindung kommen.

Der Handel zieht die Aufmerkſamkeit der Jetztwelt am meiſten auf ſich, denn der gegenſeitige Verkehr iſt das Aderſyſtem welches das materielle Leben der Völker nährend durchſtrömt. Die Fragen: — welcher Handelszweig iſt für einen beſtimmten Staat der vortheilhafteſte? — welchen Urproducten ſoll ein vorzügliches Augenmerk gewidmet werden? — welche Induſtriezweige ſind nach der geographiſchen Lage, nach der intellectuellen Bildung eines Volks zu fördern oder neu in das Leben zu rufen? — Wo bietet ſich der beſte Markt für die Natur- und Gewerbserzeugniſſe dar — welche Einfuhr iſt vortheilhaft? — welche Ausfuhr muß befördert, welche gehemmt werden? — ferner die Berückſichtigung: welche Concurrenz kann der inländiſche Frabrikant beſtehen, welche Einfuhrsverbote begünſtigen ſeinen Aufſchwung ohne den Conſumenten ſeiner Willkür preis zu geben? — greifen tief in den Wohlſtand des Volkes ein, und wirken auf die phyſiſche und moraliſche Kraft des Staats mächtig zurück. Uber dieſe Fragen kann uns nur eine umfaſſende Handelsſtatiſtik genügende Aufſchlüſſe geben.

Der Handel iſt ein Kind der Civiliſation, und ein handelsgroßes Volk war jederzeit auch groß in der Bildung. Die wichtigſten und nützlichſten Erfindungen und Entdeckungen verdankt die Menſchheit von jeher handeltreibenden Nationen; Gewerbe und Manufacturen, Künſte und Ackerbau, konnten von jeher erſt

dann recht geblühen, wenn der Handel ihre Stütze war: wo der Handel blühte, war auch das Leben reich. Noch staunt man über das was Carthago, Syrakus, was die phönizischen Städte gewesen. So war Aegypten, von Sesostris an bis auf die letzten Ptolemäer jedesmal groß, wenn der Sitz des Handels dort war, und jedesmal stürzte es von seiner Höhe herab, wenn dieser wich. — So Venedig; so Genua; so Portugal; so Spanien; so Holland; — und der Britannia Weltthron wäre längst eingestürzt, stützte ihn nicht des Handels Hand, die ihn aufgerichtet.

Das Streben nach Handelsgewinn führte zur Entdeckung der neuen Welt, und die Macht und Handelsgröße Spaniens, fand Jahrhunderte lang in Amerika ihren Stützpunct. — Nachdem die vorgefundenen Bevölkerungen meist ausgetilgt worden waren, theils durch das Schwert der fanatischen Eroberer, theils durch die harten Arbeiten zu welchen diese die Überwundenen verdammten, wurde der Welttheil auf's neue bevölkert durch die unzähligen Schaaren auswandernder Europäer, welche Golddurst nach dem Eldorado zog. In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts wanderten aus Spanien jährlich an 100,000 Menschen hinüber, die das neu aufgefundene Land nur eine kurze Zeit zu plündern nöthig glaubten, um dann auf Lebenszeit geborgen zu sein. Als der Bergbau abnahm an Ergiebigkeit, folglich die fort und fort zuströmende europäische Einwanderung auf andere Erwerbsquellen sinnen mußte, fand man, daß der Boden, neben Gold und Silber, köstliche Produkte hervorbringe, die mit denen Ostindiens an Werth wetteifern konnten. An die Bergbaubevölkerung schloß sich eine ackerbauende an; die Cochenille von Mexico, der Indigo von Guatemala,

der Tabak von Varinas und Cuba, die Chinarinde von Peru, der Cacao von Caracras, die schönen Farbehölzer Brasiliens und von Honduras, die Kultur des Kaffees und des Zuckerrohrs in Westindien und Südamerika, wurden für die Einwanderer nicht minder reiche Goldgruben als die Minen selbst. Hätte nicht die verkehrte, scheelsüchtige Politik des spanischen Hofes die Entwicklung Amerika's gewaltsam gehemmt, sie wäre das Zehnfache, und für Spanien die Quelle einer Größe und eines Reichthums geworden, für deren Umfang selbst das heutige England keinen hinlänglichen Maaßstab abgibt. Bei der steigenden Wichtigkeit der Colonien aber, hatte man angefangen den Handel unter gewisse leicht zu übersehende Regeln zu zwingen, welches man mit dem Namen des Colonialsystems belegte. Bei diesem System hatte man den Grundsatz vor Augen, daß die Colonisten nur Agenten für den Mutterstaat seien; daß weil die anfängliche Eroberung des Landes und die Ansiedelung vom Mutterstaat geschehen sei, jeder Nutzen welcher aus ihnen erwachse, auch nur dem Mutterland zufließen müsse. Nach diesem System nun mußten die amerikanischen Colonien ihre sämtlichen Erzeugnisse nach Spanien senden; nicht einmal der Austausch der Bedürfnisse der amerikanischen Länder unter sich war gestattet: es war Grundsatz, daß jede Colonie, was sie brauchte und nicht selbst producirte, ausschließlich aus Spanien empfangen mußte. Es betraf dieß nicht blos die Gegenstände der Fabriken und Manufacturen, sondern es wurde sogar auf alle solche Lebensbedürfnisse ausgedehnt, welche das Mutterland erzeugte. Solche durften die Colonien nicht selbst bauen, obschon sie dieselben zum fünften Theil des Preises bauen mochten, zu dem sie Spanien lieferte. So war,

um ein Beiſpiel von hunderten zu nennen, der Wein- und Olivenbau im ſpaniſchen Amerika bei Todesſtrafe unterſagt.

Rußland führt das Mercantilſyſtem bis in ſeine äußerſten Folgen durch, einer jungen Induſtrie gegenüber, welche der Grundlage einer dichten Bevölkerung, eines vervollkommneten Ackerbaus ermangelt, ein Klima welches alle Bedürfniſſe des verfeinerten Lebensgenuſſes vom Ausland begehrt und ihm dagegen nur Natur oder die roheſten Gewerbserzeugniſſe bietet, eine aus andern Gründen bereits der Regierung nicht ſehr gewogene Gränze — ſie müſſen zu einer Entwicklung des Schmuggelhandels führen, welche keine Maaßregel zu bewältigen vermag. Wäre auch der gemeine Ruſſe minder liſtig und gewandt, der befehlende minder genußſüchtig und geldbedürftig, es würde bei ſolchen Vorbedingungen dennoch dahin kommen, bei jedem Volk, an jeder Gränze.

Wenn Rußland einmal auswärtiger Hülfe bedürfen ſollte, wird es ſich zeigen, wie weit ſeine Abſperrung die Herzen aller Völker ſeiner Regierung entfremdet habe. Denn der Handel iſt nicht nur der Träger der Geſittung und Duldung, er gibt auch den genauen Maaßſtab der Annäherung, der Verkettung, der Intereſſen, des organiſchen Gangs der Entwicklung der Völker, ſo lange er nicht durch Regierungsmaaßregeln gehemmt wird. In dieſem Fall bildet er, wie gewaltſam verſchüttete Quellen, hier einen Sumpf, dort einen verſteckten Canal. Was den Engländern in Cronſtadt und Petersburg entzogen wird das ſuchen ſie auf der Hochfläche Aſiens wieder zu gewinnen, und wie es ſcheint nicht ohne Erfolg. Wir ſind des Glaubens, daß bei billigen Schutzzöllen und Verzehrungsſteuern, Volk und Regierung in jeder Be-

ziehung beſſer fahren würden, als bei dem jetzigen Syſtem. Dieſes hat mehr als das Schickſal Polens, als das offenſive Auftreten der ſchismatiſch-griechiſchen Kirche dahin gewirkt, daß die ſo oft und ſo auffallend bezeigte Mäßigung des ruſſiſchen Cabinets, von den Völkern kalt aufgenommen, daß eine Mißſtimmung gegen Rußland ſo allgemein wurde. Die Ideen der europäiſchen Pentarchie würden höchſtens durch Nachgeben in dieſen Beziehungen verwirklicht werden können. In unſern Tagen wird eine feſte tüchtige und dauernde Allianz nur auf einem billig gemildertem Zolltarif unterzeichnet; während jetzt ſogar der Durchgang deutſcher Waaren zum Abſatz im innern Aſien aufgehört hat, der Perſonenverkehr längs der Gränze möglichſt erſchwert wird, und uns von den gewerblichen Verhältniſſen im Innern, außer den amtlichen, nur ſehr unvollkommene und ungewiſſe Nachrichten werden.

Caricaturen und Silhouette

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Vom

Verfaſſer des Mefiſtofeles.

Dritte Sammlung.

Coesfeld:
Verlag der Rieſe'ſchen Buchhandlung.
1844.

Thiers. Nach Cormenin 1

Der Adel 18

Die Gegenwart und ihre Gestaltungen.

Aristokratie. — Industrie. — Fourieristen und Communisten . 42

Skizzen und Federstriche.

Weibliches Schriftstellerthum in Deutschland. — Nordamerika das Land des Elends und Hungers, der Schelme und Schufte. — Beerdigungsstunden und Beerdigungskosten. — Das wunderthätige Hemd des Lieutenant Tufalo 60

Verbrechen und Freiheitsstrafen, Gefängnisse und Strafsysteme 77

Skizzen zur Charakteristik der Gegenwart im Vergleich zur Vorzeit.

Die Aristokratie in den Freistaaten Nordamerikas. — Akademie der Wissenschaften zu Wien. — Zeichen der Zeit. — Römische Bannstrahlen. — Politische Ideen von J. G. Hamann. — Censur unter Kaiser Joseph. — Friedrich Gentz im Jahre 1797. — Napoleons Aeußerung über Preßfreiheit. — Der Kaiser Joseph in Sachen des Katholicismus. — Gleichniß über Duldung in Glaubenssachen. — [illegible] eines Königs. — Volksrepräsentanten und [illegible]. — Gedanken aus der Zeit. — Der Erzbischof von Droste-Vischering. — Denkzettel. — Die Mauer um den [illegible]. — Regierungsprinzip des Königs Johann von Sachsen gegen widerspenstige Bischöfe. — Universitätszopf. — [illegible] 111

Thiers.

Nach Cormenin.

Thiers ſchwang ſich in den 1830' Jahren und in jugendlichem Alter, von mächtigen Freunden gehoben, unglaublich ſchnell vom armen Zeitungsſchreiber, der zu Paris in einem Dachkämmerchen wohnte, zum Staatsminiſter Ludwig Phillipps Königs der Franzoſen hinauf, und ſpielte als ſolcher eine ihm ganz eigene Rolle.

Herr Thiers ward, als er zur Welt kam nicht auf den Knieen einer Herzogin geſchaukelt. Arm geboren, mußte er Vermögen erwerben; im Dunkeln geboren, galt es ſich einen Namen zu erringen. Als Advocat hatte er kein Glück gemacht; ſo ward er Schriftſteller, und warf ſich gänzlich in die Arme der liberalen Partei, mehr aus Nothwendigkeit als Überzeugung. Da glaubte er Danton und die Männer des Berges bewundern zu müſſen, und trieb bis zur Überſpannung den berechneten Fanatismus ſeiner Hyperbeln.

Voll Bedürfnisse, wie alle Menschen von lebhafter Imagination, überdieß sinnlich vergnügungssüchtig, dem Augenblick sich hingebend, verdankte er den Beginn seines Glücks einem seitdem von ihm verlassenen Freund (Laffitte), seinen Ruf seinem eigenem Talente. Indeß, ohne die Revolution von 1830 wäre Herr Thiers weder Wähler noch wählbar, noch Deputirter, noch Minister, noch auch nur Mitglied der Akademie geworden — er wäre alt geworden, ohne Anderes zu erringen, als die literarische Achtung einer Coterie. Seitdem hat Herr Thiers die Rolle gewechselt: er ist Monarchist, Aristokrat, Verfechter der Privilegien geworden; er hat seinen Namen geknüpft an die Belagerungserklärung von Paris, an die Kartätschensalven von Lyon, an die Heldenthaten der rue Transnonain, an die Gesetze über die Associationen, die Jury, die Presse. Seine Freunde — er hat sie verlassen; seine Lehren — er hat sie verläugnet. Wenn ein Mann ohne Charakter und ohne Tugend eine mehr geistige als moralische Erziehung erhalten hat, und getragen auf den Armen des Glücks die Stufen der Gewalt emporsteigt, verrückt ihm nicht selten seine Erhebung den Kopf. Da er sich isolirt findet auf den Höhen zu denen er gelangt ist, und nicht weiß auf was er sich stützen soll, weil er keine Selbstachtung besitzt, sich nicht von seines Gleichen umgeben sieht, nicht mehr zum Volk gehört noch gehören will, und doch, so viel Mühe er sich auch geben mag, nicht zum Edelmann und Grand-

ſeigneur werden kann, ſo gleicht er jenen Inſtrumenten die ſo geſchmeidig ſind, daß ſie ſich winden und biegen ohne zu zerbrechen, ſich an beiden Enden zuſammendrükken laſſen, und dann ſich wieder grade ausſtrecken wie ein Pfeil. Herr Thiers ſpricht bis zur Ermüdung von ſeiner Redlichkeit, ſeinem Freimuth, ſeiner Verachtung äußerer Ehren und ſeiner Liebe zur Julirevolution. Glaubt Herr Thiers etwa man ziehe dieſe vier Dinge in Zweifel? Herr Thiers hat keine Geſtalt, keine Taille, keine Anmuth; er gleicht jenen kleinen Haarkräuslern aus dem mittäglichen Frankreich, die herumgehen von Thür zu Thür, und aller Welt anbieten ſie einzuſeifen. In ſeinem Geplauder liegt etwas von einer ſchwatzhaften Frau; in ſeiner Haltung etwas von einem pariſer Gamin (Gaſſenjungen.) Seine näſelnde Stimme thut dem Ohr weh. Der Marmor der Tribune reicht ihm bis an die Schulter, ſo daß ihn das Auditorium kaum dahinter erblickt. Niemand traut ihm, er ſelbſt nicht; und ſeine zum Sprüchwort gewordene Roherie vernichtet die moraliſche Illuſion der man ſich wenn man ihn hört, ſonſt überlaſſen würde. Phyſiſche Mißgeſtalt, das Mißtrauen ſeiner Freunde wie ſeiner Feinde, Alles hat er gegen ſich, und doch, wenn dieſer kleine Mann ſich der Rednerbühne einmal bemächtigt hat, ſo findet er ſich darauf ſo leicht und ſo behaglich, hat ſo viel Geiſt — ſo viel Geiſt, daß man ſich in Ermanglung jeder andern Empfindung, dem Vergnügen

ihn anzuhören überläßt, und ſich augenblicklich eines Gefühls, das faſt an Bewunderung ſtreift, kaum erwehren kann. Nicht daß er mit ſcharfgrätigen Sprunggedanken (saillies) vorträte wie Duvin, nicht daß er das ernſttönende Wort Odillon Barrots hätte oder den lächelnden Hohn Mauguins, oder Sauzet's wogende Beredſamkeit, oder Guizots überſchauenden Verſtandesblick — es iſt ein Talent eigenſter Art, das nicht nah noch fern irgend Jemand gleicht. Er hält keine Rede, er ſchildert; aber er plaudert lebendig, leicht, überſtrömend, funkelnd; durchwebt dieſen Reichthum ſeelenbegabter, geiſtblitzender Worte mit hiſtoriſchen Zügen, Anecdoten feinen Bemerkungen, und Alles das wird mit einer unglaublichen Gewandtheit der Redewendung geſagt, hingeworfen, abgebrochen, jetzt verbunden, jetzt gelöst, dann wieder mit Einem Wurf vereinigt. Der Gedanke ſpringt ſo raſch aus dieſem Kopf, daß man ſagen möchte er ſey vor der Empfängniß geboren. Die weiten Lungen eines Rieſen würden nicht hinreichen, um all' die Worte dieſes geiſtvollen Zwerges auszuſtrömen. Die Natur die ſtets mit gerechter und gütiger Hand Alles auszugleichen weiß, ſcheint bei ihm die ganze Kraft der Mannheit in den gebrechlichen Organen des Kehlkopfs zuſammen gedrängt zu haben. Sein Wort flattert wie der Flügel einer Mücke, und durchſticht ſo raſch, daß man ſich verwundet fühlt ohne zu wiſſen woher der Stachel kommt. Manchmal hält er plötzlich inne um den ihn

Unterbrechenden zu antworten, und ſchleudert ihnen ſeine Replik mit einem ſo überraſchend ſicher treffenden Wurf zu, daß ſie aus aller Faſſung kommen. Hat ein Gegenſtand mehrere Seiten, wahre und falſche, ſo gruppirt er ſie, miſcht ſie, läßt ſie mit ſo leicht beweglicher Hand vor unſern Augen ſpielen und ſchimmern, daß man nicht Zeit hat im flüchtigen Vorübergleiten den Trugſchluß zu faſſen. Ich weiß nicht ob die Unordnung in ſeinen Improviſationen, die unzuſammenhängende Anhäufung ſo heterogener Behauptungen, die bizarre Miſchung all' dieſer Gedanken und Töne, eine berechnete Wirkung ſeiner Kunſt iſt; aber von allen Rednern iſt er am leichteſten zu widerlegen wenn man ihn lieſt, am ſchwerſten wenn man ihn hört. Er iſt der amuſanteſte Spiegelfechter unſerer politiſchen Roués, der ſcharfſinnigſte unſerer Sophiſten, der gewandteſte und am wenigſten zu ertappende unſerer Taſchenſpieler — es iſt der Bosco der Rednerbühne. Manchmal geräth er über ſich ſelbſt in Rührung, und dann weiß Niemand beſſer den Geopferten zu ſpielen. Manchmal nimmt er der Ton eines durchaus redlichen Mannes an, und zieht aus ſeiner Bruſt tiefe Seufzer über die Verirrungen der öffentlichen Meinung. Wunderbar auch ſpielt er den Sanftmüthigen, Einſchmeichelnden, und im Augenblick wo er ſchmeichelt, krallt er euch. Der kleine Verräther! — Übrigens iſt ſeine Polemik weder bitter noch beißend, da er keine politiſche Über-

zeugung hat. Er verspottet alle Theorien, und kaum existiren für ihn die Begriffe gut oder schlecht, wahr oder falsch. Er liebt den Besitz der Gewalt, nicht als ob die Gewalt an sich ihm etwas wäre, sondern der Vortheile wegen die sie bietet. Guizot setzt seinen Stolz in sie; Thiers sucht in ihr den Genuß. Während zweier Drittheile seines Lebens mußte er von den kärglichen Brosamen des Glücks leben; dann warf er sich auf die Genüsse mit der Habgier eines Ausgehungerten. Es ist ein Dämon von Geist, der ihm in allen Winkeln der Lippen lauert, aus allen Fingerspitzen zuckt. Seine Organisation gleicht der Voltaire's: er ist schwächlich, von reizbaren Nerven, von beweglicher Flüchtigkeit, leicht jedem Eindruck offen; er hat die Laune und die Störrigkeit eines Kindes mit Ansprüchen auf den Ernst eines Philosophen. Thiers ist mehr Schriftsteller als Staatsmann, mehr Künstler als Schriftsteller. Er wird für eine etruskische Vase in Leidenschaft gerathen, kaum je für die Freiheit. — Sein Enthusiasmus für unsere großen Revolutionsmänner, war nur eine Schüler- und Jünglings-Begeisterung, worin sich, ihm selbst unbewußt, der Ärger noch nichts zu sein, mit der unbestimmten Hoffnung etwas Bedeutendes zu werden, mischte. Aber bald legten sich die Genüsse der großen Welt mit schmeichelnder Verweichlichung an seine Seele, er sprang, immer vier Stufen zusammennehmend, von der Dachkammer herab in den Salon, und ließ sich

nieder auf den golddurchwirkten Sopha, als wäre er nie auf Stroh gesessen — ein großer Herr durch Instinkt, wie es andere durch Geburt und Gewohnheit sind. Skeptiker aus Gleichgültigkeit in der Moral, Religion, Politik, Literatur, kurz ungefähr in Allem, kennt er keine Wahrheiten die sein Herz tiefer ergriffen, am wenigsten aufrichtige Hingebung für die Sache des Volks, über die er lachen muß. Er gleicht jenen schillernden Stoffen die in der Sonne alle Farben spielen, ohne eine einzige bestimmte zu haben, und deren wenig dichtes Gewebe ziemlich durchsichtig ist. Vertraut ihm wenn ihr wollt die Marine, das Kriegsportefeuille, das Innere, die Justiz, die Diplomatie an; nur laßt ihm keine Millionen besonders nicht hunderte von Millionen zur Verfügung, denn sie laufen wie Wasser durch das Sieb seiner Hände. Mit seiner Leichtigkeit Geld auszugeben, verbindet er eine nicht Jedermann so geläufige Art Rechnung darüber abzulegen, und er nennt dies scharfsinnig, die Kunst die Zahlen zu gruppiren. Ich liebe übrigens diesen natürlichen, lebendigen, frei sich gehen lassenden Plauderer. Er unterhält sich mit mir, er declamirt nicht; er kanzelt nicht immer in demselben Ton wie die Brüder Prediger der Doctrin. Zwar ermüdet er mich zuletzt auch mit seinem Geschwätz — aber dies ist eine Art von Langweile, in der ich mich erhole von der exaterischen Monotonie, jener ewigen Langweile, der ärgsten für einen Zuhörer, für einen Märtyrer der

Kammer, der gezwungen iſt ſie durchzumachen von Mittag bis Abends ſechs Uhr. Herr Thiers gibt mir das Bild einer Frau ohne Bart, einer unterrichteten, geiſtvollen Frau, die auf der Rednerbühne nicht ſteht, ſondern ſitzt, über tauſend Dinge zu plaudern anfängt, mit leichter Grazie von Einem zum Andern überſpringt ohne daß man ihren ſtets in Bewegung befindlichen Lippen anſähe wie der Geiſt in ihr arbeitet. Ich bin überzeugt, Thiers iſt im Stande drei Stunden hintereinander über Architektur, Poeſie, Rechtswiſſenſchaft, Seeweſen oder Kriegskunſt zu reden, ohne weder Baumeiſter, noch Dichter, noch Rechtsgelehrter, noch Seemann, noch Militär zu ſein — wenn man ihm nur einige Stunden gibt um ſich vorzubereiten. Er mußte ſeine alten Kanzleichefs in Erſtaunen ſetzen, als er mit ihnen über Verwaltung zu diſſertiren begann. Hört man ihn von Curven, Steinſchichten, hidrauliſchem Mörtel ſprechen, ſo glaubt man er ſei Maurer = wo nicht Baumeiſter. Er würde mit Gay-Luſſac über Chemie disputiren, und Arago lehren einen Teleſcop auf die Venus oder den Jupiter zu richten. Er zweifelt an nichts, weil er immer weiß vor wem er ſpricht. Herr Thiers iſt fähig vierzehn Stunden nacheinander zu arbeiten, und dann könnt ihr wieder einen Monat warten ehe ihr ihn bewegen könnt nur ſeine Unterſchrift zu zeichnen. Er iſt vielleicht ein guter parlamentariſcher, aber nichts weniger als ein guter Verwaltungsminiſter. Haben Sie

zufällig Herrn Thiers in den Bureaux der Kammer gesehen? — Haben Sie da die Ressourcen dieses glänzenden und scharfsinnigen Geistes bewundert? — Herr Thiers stritt gegen Herrn Salvandy über die spanische Frage. Es war der lebhafte, bewegliche Stierkämpfer gegenüber einem kolossalen schweren Ochsen. Herr von Salvandy, ganz beladen und bedeckt, schwitzte und schnaubte in seiner Argumentation. Herr Thiers fuchtelte um seinen Kopf und seine Lenden, und brachte ihm hundert Wunden bei. Endlich nahm er ihn bei den Hörnern und warf ihn in die Arena zum Gelächter der Zuschauer. Wenn Herr Thiers bemerkt, daß seine Unterhaltung ermattet und man zu gähnen beginnt, wendet er sich unerwartet gegen die Rechte, die auf nichts weniger als auf diesen Anfall gefaßt war, und setzt, um seine Zuhörer wieder aufzuwärmen, ihr einige von ihm immer in Reserve gehaltene Phrasen auf die Brust über den Sieg bei Jemappes und die dreifarbige Fahne. Diese quasi revolutionäre Tirade verfehlt nie ihre Wirkung, und die Säbelträger klatschen ihren Beifall dem Redner zu, der sich rasch wieder zurechtsetzt im Sattel. Seine Fistelstimme fällt und wird weich von Thränen, wenn er von seinem König spricht, von den Tugenden seines Königs! . . . . .

Er hat so viel Talent neben so viel Unbeständigkeit, so viel oratorische Hülfsquellen und Regierungskünste neben so viel Unbesonnenheit, daß man ihn fast eben so

ſchwer entbehren als gebrauchen kann. Er iſt eine Unterſtützung die ſtets zum Hinderniß wird. Heute zur Ruhe geſetzt, morgen wieder in Dienſtthätigkeit gebracht, wird er dann und wann das parlamentariſche Heer befehligen können; aber er wird nie ſeine beſtimmten Soldaten führen wie Guizot und Odilon-Barrot, denn man kann ihn nicht erkennen, weder an der Form ſeines Zeltes, das er bald da bald dort aufſchlägt, noch an der Farbe ſeiner Fahne, die ein wenig Roth, ein wenig Blau, ein wenig Weiß hat, aber weder roth noch blau, noch weiß iſt. Man hat ſich geirrt — und wer hätte ſich da nicht geirrt? als man ſagte Herr Thiers werde, *trotz ſeines Talents, nie* zum erſten Staatspoſten gelangen, weil die öffentliche Achtung, das Anſehen ihm fehle. Das Anſehen wird erzeugt durch hohe Rechtſchaffenheit, wie bei Dupont de l'Eure; es wird erzeugt durch einen politiſchen Charakter der ſich nie verläugnet, wie bei General Lafayette; durch ein ungeheures Vermögen in langen Mühen erworben wie bei Caſimir Perier; durch lang geübte Freigebigkeit und fürſtliche Großmuth, wie bei Laffitte; durch hohe Würde und, wie die Vorurtheile unſerer Sitten nun einmal ſind, durch hohe Geburt, wie bei dem Herzog von Broglie; durch militäriſchen Gehorſam, den Glanz von Siegen und die durch einen glorreichen Degen geleiſteten Dienſte wie bei Marſchall Gerard; durch berühmte Ahnen oder perſönliche Würde wie bei Graf Molé; durch ein ehrenvolles

und beſcheidenes Leben wie bei Royer Collard; oft auch durch Anmuth des Benehmens und die geſchliffene Geſchmeidigkeit der Sprache wie bei Fürſt Talleyrand, und dieſe iſt nicht zu verachten in einem Land wo der unveränderliche Gedanke ſeine Befehle ins Cabinet ſendet, und die Miniſter faſt nur Expeditoren und Commis ſind. Auf welche von allen dieſen Arten von Anſehen und öffentlicher Achtung könnte Thiers Anſpruch machen? Wir wären in Verlegenheit es zu ſagen, und er ſelbſt wäre es. Und doch war Herr Thiers erſter Miniſter, obgleich er alles Anſehens ermangelte, und was noch wunderbarer iſt, er fiel in Ungnade ohne, zur Beluſtigung der Sultaninnen, zum Botſchafter beim Großtürken ernannt zu werden. Herr Thiers war ſeiner Zeit der ſchmiegſamſte der Diener des Schloßes. Er empfing die vertrauten Geſtändniſſe, er ſchlich ſich in alle Intriguen ein, verwirrte und entwirrte ſie. Er wußte überall Mittel und Wege, und beſaß die Reſſource der Tribune. Da gab es keine noch ſo geſchloſſenen Beweiſe über die er nicht wegſetzte; auf Alles hatte er eine Antwort, gut oder ſchlecht, die aber nie auf ſich warten ließ, ſo daß man ihm vielleicht nicht eine Gelegenheit anführen könnte wo ihm das Wort gefehlt hätte. Die Doctrinäre die ihn in ihren Sold genommen hatten, haben ihn wenig geachtet. So freundlich ſie ihm mit der Hand über den Rücken ſtrichen um ihm zu ſchmeicheln, ſo ſehr fürchteten ſie ſeine Querſprün-

ge und ſein unvermuthetes Krallen; nie ließen ſie ihn ſich zu ſich auf das Kanape ſetzen; ſie hielten ihn ſich immer in gewiſſer Entfernung. Sie betrachteten ihn ſtets als einen Menſchen ohne Conſequenz und ohne Grundſätze, der mit ihnen durch die Solidarität derſelben politiſchen Sünden verbunden wäre, aber nicht auf der Höhe ihrer Doctrinen ſtehe, und deſſen Rock, ſo wohl gebürſtet er ſein möge, doch immer in irgend einer Ecke gewiſſe Spuren revolutionären Kothes bemerken laſſe. Herr Thiers ſeinerſeits trug mit Ungeduld ihr ſtolzes Joch. Er wand, drehte und neigte ſich vor ihnen, aber nur um ſie zu unterlaufen. Verborgen in ſeinem Dachshau, grub er ihren Sturz. Mit Händen und Füßen arbeitete er unter dem Gebäude ihrer Größe. Er war der Maulwurf des Miniſteriums. Herr Thiers — ich muß ihn doch auch loben — hatte als Miniſter merkwürdige Fortſchritte in der Religion gemacht. Am Hof und auf der Rednerbühne ſprach man von nichts lieber als von Gott und ſeinen Engeln, von der heiligen Kirche, von den Segnungen des Himmels, den Wunden und Geheimniſſen der Vorſehung, geoffenbart in der Politik. Dieß war in einem ſolchen Mund nur eine andere Art der Gotteslästerung. Die Philoſophen der Rue de Grenelle warfen ſich demüthig auf die Kniee auf Gold- und Purpurteppichen; der Atheismus hatte ſich bigott gemacht. Übrigens iſt Herr Thiers wenn auch nicht gerade ein Heiliger, doch kein böswil-

liger Menſch. Er hat nicht die Kraft zu lieben noch zu haſſen. Man kann ihn zu Exceſſen treiben; er ſelbſt aber wird von freien Stücken ſich nicht dazu beſtimmen. Iſt er leichtſinnig von Charakter, comiſch in ſeinen Reden, ſo verdankt er dieſen Fehler ſeiner ſchlechten Erziehung. Wo hätte er gute Lebensart lernen ſollen? Aber er thut das Böſe nicht um des Böſen willen. Ich halte ihn, ſeiner innern Geſinnung nach auch nicht für geldgierig; ich meine dies ganz im Ernſt, und es gehört faſt Muth dazu es zu ſagen. Ich ſelbſt glaubte lange das Gegentheil. Ich muß endlich geſtehen, daß Herr Thiers ſein Portefeuille nicht ohne Würde niedergelegt hat, und daß weder er noch Herr Guizot, als ſie die Herrſchaft verließen, jenen gemeinen Menſchen nachahmten, welche

Pour ne pas rentrer au logis les mains nettes,
Auraient du buvetier emporté les serviettes.

Kurz, ich halte Thiers — ich wiederhole es — für einen Menſchen von wunderbarem Geiſt, für einen Geiſt von ſolchem Reichthum an Auskunftsmitteln, ſolcher Geſchmeidigkeit der Formen, ſolcher Klarheit, ſolchem Takt, ſolcher Feinheit und zugleich von einer Natürlichkeit, die uns mehr gefällt, jemehr ſie gegen die ehrſüchtigen Prachtexemplare der Tribune abſticht. Aber auch, welche Affektation ſtets von ſeiner Redlichkeit zu ſprechen! welche grauſame, verabſcheuungswerthe Ironie, ſeine Treue gegen die Julusrevolution zu rühmen, er, der ſie ſo arg verrathen! — er, der Bewunderer des

Convents, der ſich an den Schweif einer quaſilegitimiſtiſchen Majorität hängt! — er, hervorgegangen aus den Reihen des Volks, der jetzt den Ariſtokraten ſpielt und für die Erblichkeit der Pairie plaidirt hat! — er, des Republikaners Danton preiſender Lobredner, der ſich auf beide Knie niederwarf, um mit den Schuhſchnallen ſeines Königs zu ſpielen, und der ſich zum intimen Vertrauten der kleinen Geheimniſſe der Garderobe machte! — er, der mehr als jeder Andere der Mann der Tribune hätte bleiben ſollen, und der ſich eine zeitlang mit nichts mehr beſchäftigte, als mit der verdächtigen Verwaltung der geheimen Fonds und des Telegraphen' — Zwiſchen Thiers und Guizot liegt eine Welt. Der eine biegſam, der andere mit ſteifem Nacken — jener, durch ſeine alten Jugenderinnerungen immer wieder zur Linken gezogen — dieſer, in welchem der Legitimismus immer wieder aufgährt und ihn durchzuckt, zurück zur Rechten gedrängt. In dem Augenblick, wo ſie die Julisbeute zu verlieren fürchten mußten, durch Furcht verbunden — nach dem Sieg durch die Lüſternheit nach jener Beute getrennt, konnten ſie ſich die Hand nicht reichen ohne daß ſie ſich das Blut in die Nägel preßten, und ihre Küſſe, auf offener Bühne ſich gegeben, waren Judasküſſe, Küſſe des Verraths, und des Todes. So mußten dieſe unzertrennlichen Freunde ſich endlich doch trennen! In Wahrheit beſtand zwiſchen ihnen mehr Antipathie des Charakters als der Meinung; und, wie

es Starken oft gegenüber von Schwachen begegnet — Herr Guizot hätte ſich eher in Herrn Thiers geſchickt als dieſer in jenen. Kein Wunder alſo, daß es bald in der Deputirtenkammer zum erbitterten Kampfe kam. Herr Thiers ruderte in jener Seſſion zwiſchen der Scylla und Charybdis mit unglaublicher Gewandtheit, die Linke vermeidend, ohne nach der Rechten zu ſteuern. Man ſah wohl, daß er eben aus dem Miniſterium des Auswärtigen kam. Seine Rede, aufs ſorgfältigſte ausgearbeitet und auswendig gelernt als wäre es eine Improviſation, iſt ein kleines Meiſterwerk für miniſterielle Ambitionen. Er läßt die dinaſtiſche Oppoſition mit ſo liebkoſendem Wohlwollen den Werth ſeiner neuen Allianz fühlen; er verſichert Herrn von Molé im Vorbeigehen, daß er auf ſeine gnädige Protection zählen könne, und er erdrückt Herrn Guizot unter dem Hohn über ſeine Niederlage; aber Alles dies geſchieht mit ſchleichendem Tritt, mit verhülltem Wort. Für die Leute von gutem Gehör ſollte dies bedeuten, daß jede der beiden Parteien zu glücklich wäre, wenn ſie ihn wieder bekäme. Aber als ein zu unſicherer Alliirter der Einen, als ein zu neuer Verbündeter der Andern, iſt Herr Thiers für die Oppoſition nicht revolutionär, für die Doctrinäre nicht royaliſtiſch genug. — O! die Julusrevolution wird einſt eine furchtbare Anklage gegen die Leute dieſer Art richten. Sie wird ihnen zurufen: — „Ich hatte nichts

zu erwarten von denen die dem gestürztem Königthum nach Gent gefolgt waren. Aber ihr, Menschen des Julius, ihr, die ich aus eurer Verborgenheit riß, ihr die ich bei der Hand nahm und die ich von Stufe zu Stufe führte bis zum Gipfel der Gewalt — was habt ihr gethan zu meiner Ehre? . . . . . ."

Im Jahr 1840 schwang sich Thiers wieder zum Premier-Minister Frankreichs empor, gerade in dem Augenblick, wo die Forderungen Mehemed-Ali's, der von der Pforte die Abtretung von Egypten, Syrien ꝛc verlangte, so ernst geworden waren, daß ein allgemeiner Krieg zwischen den Europäischen Großmächten eine zeitlang unvermeidlich schien. Wer zündete dieses Feuer an? — Wer anders als eben dieser Thiers. Folgendes ist der kurzgefaßte Inhalt meiner Ansicht über diese orientalische Frage: — Frankreich wurde wiederholt aufgefordert, sich bei der von den vier verbündeten Mächten, England, Rußland, Östreich und Preußen gehaltenen Conferenz repräsentiren zu lassen; es wurde von Allem was vorging in Kenntniß gesetzt. Herr Thiers hielt die Sache nicht für wichtig genug, bildete sich ein daß man ohne ihn nicht vorgehen werde, und achtete nicht auf die Warnungen die ihm gegeben wurden. Als dann der Tractat am 15. Juli unterzeichnet war, behauptete er, anstatt seinen Leichtsinn und seine Ungeschicklichkeit zu gestehen: man habe ihn verrathen, man habe Frankreich insultirt. Nicht um die Würde Frank-

reichs, ſondern um die Eitelkeit des Herrn Thiers zu retten, ſtand Europa auf dem Punkt einen Krieg zu bekommen, der für eine Zeit die ſich nicht vorausſehen ließe den Handel, die Induſtrie, das Staatsvermögen, den Credit zerſtören, ganze Länder verwüſten, Millionen Menſchen das Leben hätte koſten können! Frankreich wurde aber von Niemanden inſultirt als von H. Thiers, der im Trüben fiſchend ans Ruder gelangte, gab ſelbſt für ſeine Erhebung keinen andern Grund als die engliſche Allianz an, und nun ſetzt er Frankreich in Kriegszuſtand mit England, und, ſich zum Dictator aufwerfend begehrt er von ſich ſelbſt und votirt ſich ſelbſt mit ungeſtümer Haſt ungeheure Summen, indem er ſich weigert die Kammer zu verſammeln, und ihnen die Fragen vorzulegen von deren Löſung Frankreichs Schickſal abhängt.

Ludwig Philipps beſonnene Politik aber ſetzte ſeinem Ungeſtüm Schranken. Thiers verlor ſein Portefeuille und zog ſich grollend zurück, nur ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten lebend. — Daß er nun in neuſter Zeit plötzlich ganz zur Linken überging, mochte zwar überraſchend erſcheinen, da man immer noch glaubte, daß er nochmals Miniſter zu werden hoffe, beſtätigt aber unſere ausgeſprochene Anſicht von ſeinem Charakter.

Der Adel.

Die Natur kennt keine Stammbäume und Geschlechtstafeln; sie theilt Tugend und Talente nicht nach alten Geschlechtern aus, und es ist ein seltener Stern, daß große Väter große Söhne zeugen. Marc-Aurel setzte einen Commodus in die Welt. Nur was die Natur *gut* gemacht hat ist *Edel*, *Wohl*, *Hochwohlgeboren*. Die größten und wohlthätigsten Menschen waren gewöhnlich die Anfänger ihres edlen oder Adels-Geschlechts und *ihre* Väter kennt die Geschichte kaum. Durch drei, vier Zeugungen geht die Natur, wo menschliche Willkühr nicht zwischentritt, im Wechsel; dann sinkt und verdirbt was gestiegen und herrlich geworwar, und aus dem niedrigsten Staub tritt für das *ausgeartete*, ein kräftigeres Geschlecht ein.

Die politische und militärische Gestaltung *des Ritterthums* entstand im zehnten Jahrhundert durch die Zeitereignisse und die natürliche Richtung des Geistes. Europa durch den Umsturz des Römerreichs erschüttert, hatte seit fünfhundert Jahren noch keinen festen Zusammenhang gewonnen; nichts war dauerhaft, nichts wie man sagt verschmolzen. Aus der Vermischung des Christen-

thums mit den alten Gebräuchen der Barbaren entſtand eine faſt unaufhörliche Reibung der Sitten; aus der Vermiſchung der Rechte des Prieſterthums und jenen des Reichs ein Zuſammenſtoßen der Politik und der Geſetze; aus der Vermiſchung der Rechte des Souveräns oder der ſeines Adels ein Zuſammenſtoßen der Regierung; aus der Vermiſchung der Araber und Chriſten in Europa ein Zuſammenſtoßen der Religionen; und aus ſo vielen Contraſten entſtanden Verwirrung und Anarchie. Das Chriſtenthum, nicht mehr den Zeiten der Inbrunſt, gleich einer zur Hälfte entkräfteten Springfeder, ziemlich lau gegen die kalten Leidenſchafte. reichte nicht mehr zur Unterdrückung ihrer Ausſchweifungen hin, man wallfahrtete und plünderte, man würgte und that dann Buße; Raubſucht und Liederlichkeiten geſellten ſich zum Aberglauben. In dieſen Zeiten traten adeliche Müſſigänger und Krieger, von einem natürlichen Gefühl von Billigkeit, Religion und Heldenmuth durchdrungen, zuſammen, um vereinigt das zu vollbringen, was die öffentliche Gewalt gar nicht oder ſchlecht that: ſie beabſichtigten die Mauren in Spanien, die Sarazenen im Orient, die Tyrannen der Schlöſſer und Thürme in Deutſchland und Frankreich zu bekriegen, die Ruhe der Reiſenden ſo zu ſichern wie es ehemals die Hercules und Theſeus thaten; hauptſächlich aber die Ehre und Rechte des ſchwächern gegen das hochmüthige Geſchlecht zu vertheidigen, das nur zu

oft ersteres unterdrückt und mißhandelt. Bald vermischte sich mit dieser Gestaltung der Geist einer edlen Galanterie. Jeder Ritter, indem er sich den Gefahren widmete unterwarf sich einer Gebieterin: für sie griff er an; für sie vertheidigte oder erstürmte er Schlösser und Städte; ihr zu Ehren vergoß er sein Blut. Ganz Europa verwandelte sich in einen unermeßlichen Kampfplatz, auf welchem mit den Bändern und dem Namenszug ihrer Geliebten geschmückte Krieger innerhalb der Schranken kämpften, um den Beifall der Schönheit zu erringen. Hier vereinigte sich Treue mit Muth; Liebe war von Ehre unzertrennlich; die Frauen, stolz auf ihre Herrschaft und sie der Tugend verdankend, fanden sich durch die Großthaten ihrer Liebhaber geehrt und fühlten dieselbe Leidenschaft die sie einflößten. Eine ihrer unwürdige Wahl hätte sie gebrandmarkt; das Gefühl folgte nur dem Ruhm, und allenthalben athmeten die Sitten ein gewisses Etwas von Stolz, Heroismus und Zärtlichkeit: — nie vielleicht übte die Schönheit eine so mächtige und sanfte Gewalt aus. Hieraus entstanden jene dauerhaften Leidenschaften durch Jahre genährt und durch Schwierigkeiten gereizt, wo Ehrfurcht die Hoffnung entfernte, wo die Liebe von Entbehrungen lebend sich fortwährend der Ehre opferte, in beiden Geschlechtern Character und Seele stärkten, dem einen mehr Kraft, der andern mehr Erhabenheit gab, die Frauen in Heldinnen umwandelte, und den Männern

einen Stolz einflößte, der der Tugend keinen Abbruch, that.

Der älteste Adel exiſtirte vor den Familiennamen die im Jahr 1182 eingeführt wurden; er beſtand vor den Adelsbriefen, die in Frankreich vom Jahr 1273 datiren. In Deutſchland findet man die allererſten Adelsproben, die in den folgenden Jahrhunderten ſchwieriger wurden, 1283 in Würzburg. Die patentirten Wappen datiren von 1306, ihre erſte Sammlung von 1415, die erſte Heraldik von 1496, die eigentlichen Genealogien von 1591; der erſte Wappen-Almanach von 1723. Ehemals hatte jeglicher Freie Eintritt in die Ritterſchaft, welcher genug beſaß im Panzer zu Pferd zu erſcheinen; nun aber forſchte man nach der Zahl der Ahnen die als Ritter gefochten. Reichere Grafen hießen jetzt Fürſten und von ihren Gebieten; geringere Edelleute von ihren Schlöſſern und Gütern. Dies der Urſprungs des Wörtleins von welches noch heut den Geburtsadel bezeichnen ſoll. Bei Fürſten, Biſchöfen, Aebten als Dienſtmann zu ſtehen, ward wegen der Einkünfte und Rechtſame, Ehrenſache ſelbſt des vornehmen Adels. Den niedrigen Dienſt der Aufwartung bei Tiſch als Truchſeß und Mundſchenk oder im Stall als Marſchalk, verſah der hohe Beamte nie, oder nur ſelten bei Feſten. Ein großes Gefolg ſtattlicher Dienſtmannen, Knapyen und Schildträger war das unzweideutigſte Zeugniß von Hoheit und

Macht. Der Knappe oder Kriegslehrling mußte ritterlicher Abkunft sein. Keinen andern hätte ein Fürst und Herr mit dem Schwert umgürten oder nach vollendeter Lehrzeit mit dem Ritterschlag freisprechen können. So entstand der Erbadel; so die mannigfaltige Abstufung der Würden nach den sieben Heerschilden. Den ersten Heerschild des Adels führte der König; den zweiten der gefürstete Pfaff; den dritten der Laienfürst und Herzog; den vierten die freien Herrn und Grafen zu Marken, Pfalzen, Gauen und Burgen; den fünften die Mittelfreien, des Reiches Lehenträger; den sechsten die Dienstmannen den siebenten wer von ritterlicher Art geboren, Lehnrechte hatte.

Man gewöhnte sich von nun an, die Reihen alter Ahnen dem ruhmlosen Enkel zum Verdienst zu rechnen und aus dem Zufall welcher die Stände geschieden, einen Glauben an höhere und tiefere Menschenwesen zu leiten, in welchen mit dem Geblüt, Tugend oder Niederträchtigkeit der Vorfahren vererbe. Darum, was in den Kreuzzügen die Noth erfunden, daß man an den Zeichen der Waffen- oder Wappenröcke, Fahnen, Schilde, Siegelringe auf Schlachtfeldern unter den Gefallenen oder im Kampf, oder auf dem Heerzug, leichter erkannt werde, verwandelte die Eitelkeit in Sache der Geschlechtsauszeichnung. Die Siegelringe erbten vom Vater zum Sohn. Bei des Vaters Leben hatte gewöhnlich keines der Kinder das Recht zum Siegel; unter Brüdern nur

der Aelteſte. Wie die Welfen von da an den Löwen, führten die Schyren in ihren verſchiedenen Geſchlechtszweigen bald den Adler, bald den Sparren; die Vogen den Armbruſt; die Ortenburger den Schrägbalken als Mauerzinne: ſo nun bald jeder Fürſt und Ritter ſeine Sinnbilder und Leibfarben, die, wie man ſich vermählte oder beerbte, vermiſcht wurden. Die älteſten Geſchlechtswappen ſcheinen der wittelsbachiſche Adler ſeit 1179, und der welfiſche Löwe ſeit 1146. Das Aufkommen der blau und weiß wechſelnden Rauten ſcheint erſt mit Anfang des Dreizehnten Jahrhunderts recht begonnen zu haben. Dem höhern ahmte der niedere Adel nach, deſſen Glieder entweder als Freiherren auf ihrem Eigenthum ſaßen oder als Edelknechte auf dem Gut geſtrenger Erb- und Halsherren, ohne Recht an den eigenen Leib, (in den Urkunden von 1556 und in vielen anderen heißen ſie servi nobiles und ministeriales). So gering der Edelknecht ſein mochte, ward doch beobachtet daß er nur Seinesgleichen aus Dienſtleuten gleicher Herrſchaft heirathe. Kinder eines freien Edelmanns mit einer Edelknechtstochter erzeugt, verblieben meiſtens dem Stand der Leibeigenen. Seitdem, nach Erlöſchung der mächtigen Grafengeſchlechter der Vorzeit, Söhne des jüngern und niedern Adels zu Vizthumen, Pflegern und Kriegsämtern erhoben worden waren, hatten dieſe, ſchon im vierzehnten Jahrhundert, den Stolz der untergegangenen angenommen. Sie ſuchten den

Pfad wieder, der jene im Alterthum zur Größe geführt hatte; hielten auf adeliches Geblüt, und zogen hervor wer ihres Namens und Helms war. Von den hohen ländlichen Burgen herab warfen ſie verächtliche Blicke auf die Menſchen in den Volksburgen und deren Gewerbe, ſonſt nur leibeigener Knechte Beruf. Sie glänzten gern an Höfen der Fürſten und bei Turnieren; oder führten daheim wildes Wohlleben; zogen zu Fehden aus, oder umringt von Hunden, Jägern und Weidknechten zu Jagd der Bären und Wildeſchweine, gingen allezeit prächtig einher in Panzerkleidern oder in golddurchwirkten Wämſern und Hoſen, mit Federhut, goldnen Gürteln und Spornen, goldnen Ringen an den Händen und köſtlich ausgelegten im Gürtel. Der Aufwand, welchen ſie ihrer Herkunft ſchuldig glaubten, brachte viele in Dürftigkeit. Daher ſah man ihre erb- oder lehnbaren Schlöſſer häufig durch Kauf und Verkauf wechſeln, ihre Töchter in Klöſtern, ihre Söhne auf fernen Schlachtfeldern. Edle Dienſtleute waren indeß immer noch für Eigene ihrer Herrn gehalten worden, und ihr Stand ſo tief, daß, wer eines Edelknechts Tochter ehelichte, die Freiheit verlor und Edelknecht ward. Wie aber die Fürſten eigenes Anſehen vergrößert hatten, achteten ſie ihrer Würde gemäß ihre Dienſtmannen oder Mitterleute, (Miniſterialen und Mitterleute erſcheinen in Urkunden gleichbedeutend) nicht geringer zu ſetzen als diejenigen des Kaiſers oder der

Erzſtifte waren, in deren Leben und Dienſte Herzoge ſelbſt keine Erniedrigung fanden. Doch behielten die Dienſtmannen des Fürſten, wie des Reichs, bis ſie freigeſprochen wurden, die Eigenſchaft des Knechtthums an ſich. Daneben waren ſie aber Ritter, gleich Fürſten, Grafen und Freiherren; wie denn auch Bürger den Ritterſchlag empfangen konnten. Die Liebe ſchöner Frauen, die feinere Lebensweſe der Höfe und reichen Städte, ſo wie die Ordnungen der Turniere, hatten den rohen Geiſt des alten Ritterthums längſt gemildert. Ehre und Tapferkeit waren höchſtes Gebot. Keinem, der nicht adeliches Abkommen erwies oder nicht rein war von Meinid, Straßen- und Jungfrauenraub, Ehebruch, Unzucht, Gotteslästerung, falſchem Zeugniß und Wucher, ward geſtattet in die Stechbahn des Turniers mit dem ſchweren Speer (Marx Walter, der Augsburger, führte auf dem Turnier im Jahr 1489 einen ſo ſchweren Speer, daß ihn zween Männer nur mit Mühe zur Rennbahn ſchleppten) einzureiten. Da wo rings um die Schranken, auf köſtlich bedeckten Gerüſten die Ritter, die ſchönſten der Frauen, das Volk, Zeugen der Stärke und Gewandtheit wurden, galt ein Sieg dem glänzenſten auf dem Schlachtfeld gleich. Beſiegt zu ſein war keine Schmach. Den aus dem Sattel geworfenen hoben ſeine Narren (junge Leute aus guten Häuſern in bunter Tracht mit Schellenkappen) wieder auf. So, Alle durch einerlei Sitte und Geſetz verbun-

den, in Aemtern und Heeren der Fürſten die Erſten, bildeten die Ritter einen Stand, deſſen Anſehen neben der Geiſtlichkeit unerſchütterlich war. Doch nicht mehr Fürſten, Prieſter und Krieger allein machten, wie vor Alters, das Volk aus. Es hatten auch die Städte ihre Rechte und Stimmen, und bewachten mit eiferſüchtigen Blicken des Adels Wege.

Ein Inſtitut, das den Grundſätzen einer weiſen und gerechten Geſetzgebung ſchnurſtracks widerſtrebt, und das auch aus den Zeiten des Mittelalters abſtammt, iſt die der Majorate. Wahrlich, einem Bürger das Recht verſtatten, einer unbedingten Reihe von Beſitzern ſein Vermögen zu hinterlaſſen, von ſeinem Willen allein, ohne Rückſicht auf ſeine Nachkommen und die Geſetze, die Modifikationen dieſer Uebertragung abhängig zu machen, dem Eigenthum auf immer die koſtbarſte Eigenſchaft, nämlich die der Mittheilung und Uebertragung zu rauben, die Erhaltung der Familien durch die Ausſtattung eines Einzelnen in jeder Generation, auf Koſten aller Andern gründen zu wollen, und dieſe Ausſtattung dem Zufall der Geburt ohne Rückſicht auf Verdienſt und Tugend zu überlaſſen, ſind Dinge, die nicht allein den Grundſätzen der Vernunft und den Gefühlen der Natur ſondern auch den Hauptmaximen der Geſetzgebung und Politik widerſtreben. Vergebens würde man verſuchen die barbariſche Einrichtung zu rechtfertigen, indem man ſie mit der monarchiſchen Verfaſſung

verketten wollte. Die älteſte Erwähnung der Majorate überſteigt nicht das vierzehnte Jahrhundert, und auch in demſelben waren ſie äußerſt ſelten. Die Nothwendigkeit, Kaiſer Heinrichs Gnadenbezeugungen einzuſchränken, verwandelte mehrere große Güter in Majorate, obgleich von beſchränkter Natur. Als Andere dieſes ſahen, ſtrebten ſie ebenfalls nach dieſer Art von Unvergänglichkeit; die Regierung öffnete ihr den Weg, indem ſie die Fähigkeit verlieh, Majorate zu ſtiften. Alsdann begannen die Rechtsgelehrten den Damm, den die Geſetze den Clauſeln entgegengeſetzt hatten, zu durchbrechen; und ſeit Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts fand die Wuth der Majoratsſtiftungen, in der Geſetzgebung weder Schranken noch Zügel. Bereits zu der Zeit betrachteten und vertheidigen die Lobredner der Majorate ſie als unentbehrlich um den Adel zu erhalten, und zugleich als unzertrennlich von demſelben. Jener Adel, der, es ſei kämpfend im Feld oder berathend in den Volksverſammlungen, das Schild, die Stütze des Staats war oder ſein ſollte, war reich und beſaß Güter; aber ſein Vermögen war nicht ererbt ſondern erworben und ſo zu ſagen mit der Schwertſpitze erlangt. Die Belohnungen ſeiner Tapferkeit waren lange Zeit hindurch blos lebenslänglich, und richteten ſich nach dem Verdienſt; und als ſie demnächſt mit den Vorrechten eines erblichen Eigenthums verbunden, und als ſolches unter die Söhne vertheilt werden konnte, ſo

war dennoch die Verpflichtung den Staat zu vertheidigen stets davon abhängig. So schloßen einer Seits Feigheit und Trägheit von Erlangung jener Belohnungen aus, und von der andern Seite wurden die ererbten Güter oft in einer Generation vergeudet. Welche berühmte Namen nennt nicht die Geschichte, die in weniger als einem Jahrhundert verschwunden sind, um andern Platz zu machen, die schnell die Bühne bestiegen, um darauf zu glänzen, und durch Thaten und dem Vaterland geleistete Dienste sich mit Ruhm zu bedecken. Dieses war die Wirkung von Belohnungen die dem persönlichen Verdienst mit dem Zufall der Geburt galten, dieses war der Einfluß von Meinungen die man für Männer, nicht für Familien hegte. In der neueren Geschichte erscheint der Adel stets damit beschäftigt, befreit von der Sorge für seinen Unterhalt, genöthigt eine Meinung aufrecht zu erhalten, die von seinem Stand unzertrennlich ist; durch Erziehung zu den Belohnungen der Ehre hingetrieben und von denen des Vortheils abgewendet; nur auf den Wegen die zur Ehre und zum Ruhm führen, eine seinen erhabenen Begriffen angemessene Anstellung zu finden. Eine unleugbare Wahrheit ist, daß Weisheit und Talente nicht an Geburt und Stand geknüpft sind, und daß es daher eine große Ungerechtigkeit sein würde, einigen den Weg zum Dienst des Staats und zur Belohnung zu sperren. Dagegen sind Muth und alle die großen Eigenschaften, welche

die Ehrenſtellen erheiſchen, eben ſo ſchwer von einer armen oder gemeinen Erziehung oder von Gewerben zu erwarten, deren ununterbrochene Beſchäftigung den Geiſt einzwängt, indem ſie ihm blos die Nothwendigkeit als Antrieb, und das Intereſſe als Ziel vorhält; als es leicht iſt, ſie im Schooß des Überfluſſes, des Glanzes und ſogar der Vorurtheile jener Familien zu finden, die die Ehre der Gemächlichkeit vorziehen, und das Glück lediglich im Ruf und im Ruhm ſuchen und finden ſollten. Dieſe, durch die Geſchichte der menſchlichen Natur und der Geſellſchaft beſtätigten Begriffe vermiſchen, würde eben ſo viel heißen, als den Einfluß der Meinungen auf das Betragen der Menſchen leugnen wollen; als von den Anlagen zur mechaniſchen Genauigkeit eines Schreibers, jene heilige Unbiegſamkeit erwarten, mit der der Richter gegen die Bitten der Freundſchaft, der Schönheit, der Gunſt, oder gegen die Gewaltſtreiche der Macht ſich ſtämmen ſoll; — als vorausſetzen, daß mit der nemlichen Seelenſtimmung, die den blinden und maſchinenmäßigen Gehorſam des Soldaten leitet, ein General auf dem Schlachtfeld furchtlos und heiter in dem Augenblick ſein würde, wo er allein für den Gehorſam und Muth ſeiner Truppen verantwortlich, dem Zufall eines Augenblicks ſein koſtbarſtes Eigenthum, ſeinen Ruf anvertrauen muß.

Die Majorate ſind ein Übel und ein vielleicht nothwendiges Übel. Sie müſſen daher als ein ſolches be-

handelt und ſo ſehr als möglich beſchränkt werden. Die erſte Maaßregel welche die Nationen von dieſen Grundſätzen erwarten, iſt die Aufhebung aller Geſetze welche die Beſchränkung des Territorial-Eigenthums verſtatten. Da die bisher unter ihrem Einfluß gemachten Beſchränkungen ſo zahlreich und dem Allgemeinen ſo ſchädlich geworden ſind, ſo eile man den Damm zu errichten der allein ihren nachtheiligen Einfluß abwehren kann. Man muß daher die Fähigkeit, das Vermögen es ſei unter dem Namen von Vergünſtigungen, Fideicomiſſen, Legaten oder unter welcher Geſtalt, durch Verträge unter Lebendigen oder durch Teſtamente zu clauſuliren, aufheben; ſo daß, indem jeder Bürger die Macht behält über ſein ganzes Vermögen bei Lebzeiten oder im Tode nach den Geſetzen zu ſchalten, ihm blos verwehrt werde ſein Privateigenthum durch Verkaufsverbote oder andere dem ähnliche Beſchränkungen zu vinculiren. Dieſes ſo nothwendige Verbot, iſt auch höchſt gerecht, denn da der Bürger die Fähigkeit zu teſtiren nicht von der Natur ſondern von den Geſetzen erhalten hat, ſo können die Geſetze die ſie verſtatten, ſie auch ohne Zweifel modificiren, und wie kann eine Modification billiger ſein, als wenn ſie das Recht, das Eigenthum im Tod zu vermachen beſtätigt, aber es auf Eine Generation beſchränkt um die andere zu erhalten? Man wird einwenden, daß wenn den Beſchränkungen vorgebeugt wird auch der Weg zum Adel zu gelangen verſtopft werde

und ein Antrieb zur Tugend verloren gehe. Erſteres iſt wahr und zugleich vortheilhaft. Weit entfernt daß der gegenwärtige Adel dadurch verlieren ſollte, wird er gewinnen, weil die Meinung über ihn mit der Zeit zunehmen, und er nicht ſich vermiſchen noch durch die große Anzahl geringer geſchätzt werden wird. Die Nation ihrer Seits wird noch mehr gewinnen, weil, jemehr die Wege auf denen man zur unproducirenden Claſſe übergehen kann geſperrt werden, deſto mehr die zu den nutzbaren offenſtehen, und weil derjenige Adel der dem Reichthum ſeinen Urſprung verdankt, nicht der iſt den man vermiſſen wird. Das Zweite iſt nicht zu beſorgen. Abgerechnet den Ruhm den edle Thaten ſich erwerben und der den ſchönſten und unvergänglichſten Adel gründet, wird der Staat, dem der es verdient, den perſönlichen oder erblichen Adel zugeſtehen können, ohne daß es deshalb nothwendig ſei die Fähigkeit das Vermögen zu vinculiren, damit zu verbinden. Wenn die Söhne eines in dieſer Art ausgezeichneten Bürgers ſeinem Beiſpiel folgen, ſo werden ſie den perſönlichen Adel in einen erblichen verwandeln; verſtehen ſie nicht ihn zu erhalten, ſo iſt nichts daran gelegen daß ſie ihn verlieren. Dieſe Belohnung wird nie ſchätzenswerther ſein, als wenn ihre Erhaltung vom Verdienſt abhängig iſt.

Die Nachtheile, welche die Majorate hervorgebracht haben, ſind ſo groß, daß es nicht genügt, ihre Fort-

ſchritte zu hindern, ſondern daß noch andere Maaßregeln angewendet werden müſſen. Der auffallendſte wenn nicht der größte Nachtheil iſt der, den die Familien ſelbſt empfinden, zu Gunſten derer die Majorate eingeführt worden ſind. Nichts iſt empörender, als die jüngeren Mitglieder der adelichen Familien zur Armuth, zum Cölibat, zum geiſtlichen Stand verdammt zu ſehen während die Erſtgebornen die Einkünfte der beträchtlichſten Majorate verzehren. Der Adel iſt eine erbliche und deshalb dauernde und unauslöſchliche Eigenſchaft. Er iſt ferner theilbar und in das Unendliche ſich vervielfältigend; denn indem er ſich Zweigen des adelichen Stammes mittheilt, hat ſeine Ausdehnung kein bekanntes Ziel. Er vermiſcht ſich zwar und geht durch Armuth verloren; wenn dem aber nicht ſo wäre, was würde aus dem Adel ſelbſt werden? Welche Familie würde nicht dazu gelangen? — Und wenn Alle ihn erlangten, wie ſollte der Adel beſtehen können, der eine Eigenſchaft vorausſetzt die erfunden iſt um Einige von allen Uebrigen zu unterſcheiden. Ruyter hatte ſich vom Schiffsjungen zum Admiral aufgeſchwungen. Er beſaß und verdiente die ungetheilte Verehrung der Welt. — Der König von Spanien, vermeinend den großen Mann durch einen Titel zu erhöhen, ernannte ihn zum Herzog. Das Patent traf ihn nicht mehr am Leben, das er im zweiten Treffen gegen Du Zuesne verlor. Seine Kinder, die Erben ſeines republikaniſchen Geiſtes, begehrten des Titels

nicht, und nannten ſtolz ſich — Ruſter.

Die völlige Abſchaffung des Adels und der Ritterorden, wäre alſo eine der wünſchenswertheſten und nothwendigſten Verbeſſerungen. Zu Themiſtokles und zu Cicero's Zeiten gab es weder Grafen, Barone, Edelleute, noch Oberſthof-, Oberſtſtallmeiſter und Kammerherren: noch Sterne, Kreuze und Ordensbänder; und wahrhaft ausgezeichnete verdienſtvolle Männer waren nicht weniger angeſehen, berühmt und vom Volk geehrt, geachtet. Marc-Aurel ſagt: Trachte das Bild eines Staats dir klar zu machen, in welchem die Gleichheit und die gleiche Offenheit der Rede Alles durchdringt, und die königliche Macht vor Allem und am meiſten die Freiheit der Beherſchten in Ehren hält."

In China gibt es keinen Erbadel, ſondern der Adel der durch ausgezeichnete Verdienſte bewieſen wird, iſt geachtet; erfahrene Männer müſſen die höchſten Stellen einnehmen, und dieſe Stellen nur beſtimmen die Würde, d. h. den Rang. Merkwürdig iſt, daß die Nachkommen des großen Geſetzgebers und Weiſen Konfucius noch einen beſtimmten Rang behaupten.

Auch in der Türkei kennt man keine Vorrechte der Geburt und man weiß von keinen Unterſchieden als von denen die Jemand von dem Poſten hat den er verwaltet. Ein Sclavenmädchen wird des Türken Gattin und ein Sclave ſein Sohn. Der Weg zum Glück iſt demjenigen nicht verſperrt, der in der Sclaverei ge-

lebt hat; oft verläßt er dieſen Zuſtand um zu den höchſten Würden emporzuſteigen, und der Großherr ſelbſt iſt der Sohn einer Sclavin.

Ein Geſetz der Vereinigten nordamerikaniſchen Staaten beſtimmt ausdrücklich, daß die Vereinigten, in Congreß verſammelten Staaten, und keiner von ihnen insbeſondere, einen Adelstitel ertheilen werden.

Frankreichs conſtituirende Verſammlung hob im Jahr 1790 allen Adel auf; die Diplome wurden mit Jubel verbrannt. Bonaparte ſtellte den Adel in Frankreich wieder her!!

Der norwegiſche Storthing fühlte wohl die Gefahr der mit dem Adel verbundenen Mißbräuche, indem er im Jahr 1824 die angemuthete Stiftung eines in Norwegen nie beſtandenen Adels ſo zurückwies, daß der König ſelbſt, dem ſo motivirten Widerſpruch ſeine Achtung nicht verſagen konnte. Herr Hallenberg, Ritter vom Nordſternorden und Hiſtoriograph des Königreichs Schweden, der die ihm vom König im Jahre 1825 angebotene Adelswürde ausſchlug, widmete das Geld was ihm der Eintritt in den ſchwediſchen Adelſtand gekoſtet hätte, einer literariſchen Anſtalt.

Durch ein Dekret vom 9. April 1825 erklärte der Congreß von Mexico alle adelige Titel, als Marquis, Graf, Ritter ꝛc für aufgehoben und abgeſchafft.

„Nicht nur einzelne Perſonen — ſagt Herder — ſondern auch ſogenannte politiſch moraliſche Perſonen,

Einrichtungen und Stände überleben ſich. — Was nicht dem Genius der Meinungen zu folgen und ich mit ihm zu verjüngen weiß bleibt entweder am Ufer des Zeitſtroms liegen, oder der Strom trägt es seelenfort, bis es irgendwo den Ort ſeiner Ruhe findet. Was geboren wurde muß ſterben, und was durch Kunſtmittel ſeinen Hingang aufhält, hat ſich indem es hinzu greift ſchon ſelbſt überlebt. Im Anfang des Jahres ſieht man das verſtorbene Laub und Gras des Sommers noch häufig, und manches davon hält ſich feſt an; aber in Kurzem iſt doch Alles verſchwunden; ein neues Gewand deckt die Bäume und den Schooß der Erde. Alle Stände und Einrichtungen ſind Kinder der Zeit. Dieſe alte Mutter gebar, nährte, erzog ſie; ſie ſchmückte und ſtattete ſie aus, und nach einem kürzeren oder längeren Leben begräbt ſie dieſelben wie ſie ſich ſelbſt begräbt und wieder verjüngt. Wer alſo ſein Daſein mit der Dauer eines Standes oder einer Einrichtung verwechſelt, macht ſich ſelbſt unnöthige Plage. Was vor dir war, wird auch hinter dir ſein, wenn es ſein ſoll. Handle, ſo viel an dir iſt, klug und weiſe; ihren großen Gang wird die Zeit gehen und das Übrige vollenden. Du für deine Perſon ſei mehr als dein Stand iſt, und du wirſt in ihm, er altere wie er wolle, für dich ſelbſt und für Andere ſtets jung ſein, ja in der dunkeln Nacht wirſt du als ein helleres Geſtirn glänzen. Wer ſich

nicht über die Bruſtwehr ſeines Standes erhebt, iſt kein Held in demſelben, er mag hinter ihr kriechen, ſitzen oder liegen. Der Stand als ſolcher macht nur Puppen; Perſönlichkeit gibt Werth und Verdienſt. Jemehr jene träge todte Hülle die den beſten wie ſchlechteſten Kern verbirgt, dahin ſinkt, deſto entſchiedener wird der ſchöne reifere Kern ſichtbar. Gewiß iſt es alſo kein Rückgang vielmehr eine Evolution der Zeiten, wenn der Stand nicht Alles ſein kann, ſondern man in jedem Stand Perſonen, Menſchen, wirkende Geſchöpfe zu ſehen begehrt. Ein Rath bleibt übrig Jedem zu geben der vor der Veraltung ſeines Standes zittert: ſei Etwas in deinem Stand ſodann wirſt du der Erſte ſein, die Fehler deſſelben einzuſehen, zu vermeiden und zu verbeſſern. Sein Alter wird verjüngt in dir daſtehen, eben darum weil etwas in dir iſt, das jede Form ſchmücken würde und in jeder Form lebt."

In manchen Gegenden Deutſchlands erlaubt der Adel immer noch dem perſönlichen Verdienſt einen nur ſehr eingeſchränkten Zutritt; die abergläubige Verehrung der Geburt verdrängt die Vorrechte des Menſchen; der Adel glaubt noch immer und läßt immer noch merken, es ſei eine himmelweite Kluft zwiſchen ihm und dem Bürgerſtand; er wendet alle menſchliche Kräfte, an dieſe Kluft in ihrer ganzen Höhe und Tiefe zu erhalten; von Jugend auf werden die Vornehmen zum Stolz, die Niedrigen zur Schüchternheit gebildet.

der Adel bläut seine Vorzüge dem Nichtadel nicht nur bei allen erdenklichen Gelegenheiten ein, sondern der Nichtadel schnappt in einem fort nach jeder von dorther kommenden Gnadenbezeugung. Dieses bringt nicht nur auf der einen Seite einen ewigen Stolz, auf der andern einen ewigen Neid, sondern auch einen so ausschweifenden Heishunger nach Adel hervor, daß endlich mancher Reiche aus dem gemeinen Stand, nicht etwa durch seinen Geist sich zu heben sucht, nicht etwa größer, kecker und edler denkt und handelt, sondern sich lieber einen Adelsbrief für dreihundert und zwanzig Thaler kauft. Dieß alles erniedrigt den Menschen, benimmt ihm das Gefühl seines inneren Werthes, benimmt ihm die Erhabenheit der Seele vermöge welcher man nach keiner falschen Ehre lüstern, Nichts von alle dem Tändelkram verlangen soll den der Adel dem Nichtadel versagt, und jeden Menschen als seines Gleichen, und Adelsbrief, und Ahnen und Rang als blos zufällige oder erkaufte unbedeutende Vorzüge ansieht. — Personen die von ausgezeichneten Vorältern abstammen und eine gewisse innere Würde zu behaupten wissen, verdienen allerdings eine gewisse besondere Achtung, nicht allein aus Dankbarkeit gegen diejenigen die der Menschheit große Dienste geleistet haben, sondern auch als Aufmunterung für Andere, solchem Beispiele zu folgen. Diese Ehre müssen die Nachkommen der Heroen aber erwarten

und nicht erbetteln; weil diejenigen die immer mit ihren Ahnen prahlen, zu Vergleichungen Anlaß geben die oft zu ihrem Nachtheil ausfallen. Wer ſich ſeines Verſtandes, ſeiner Schönheit, ſeiner Reichthümer rühmt hat einen ſcheinbaren Grund für ſich, weil ihre Mittheilung anderern Vergnügen oder Vortheil bringen kann; aber darin liegt nichts Verdienſtliches und nicht die mindeſte Achtung gebührt uns dafür, wenn unſere Vorältern für ihre Perſon geſchickte oder redliche Leute waren.

Bald heißt der Adel eine Stütze des Throns gegen den Ungeſtüm des Volks, bald eine Schutzwehr des Volks gegen die Willkühr des Throns. Weder die eine, noch die andere Beſtimmung ſind ihm weſentlich eigen.

Jene griechiſchen Optimaten, deren Haß die Könige vertrieb; jene römiſchen Patrizier, die eine Schaar gekrönter Häupter an den Triumphwagen der Republik feſſelten, können wohl ſchwerlich für Stützen des Throns gelten. Wir wollen den Leſer verſchonen mit den Demüthigungen welche Ritterſchaft und Geiſtlichkeit des Mittelalters den Thronen zugefügt. Zu was für Ohnmacht Könige herabſinken, wenn der Adel den Meiſter ſpielt zeigen uns Schweden und Polen im letzt verfloſſenen Jahrhundert. Unterwühlte der leichtſinnige franzöſiſche Adel nicht abſichtlich die Grundveſten des Throns, ſo kam er ihnen doch auch nicht zu Hülfe als ſie ſchwankten. Und Deutſchland! — Wer ſonſt als die hohen

ebenbürtigen Reichsſtände zerſtückelten den Kaiſermantel um ſich mit dem Raub zu bekleiden? Dem Kaiſer blieb der leere Plunder altfränkiſcher Inſignien. Ihrer läſtigen Würde entledigte ſich Kaiſer Franz von Oeſterreich auf Bonaparte's Geheiß. Eben ſo gewaltſam ging es in dem weſtlichen Europa her, bis aus den Städten Stützen des Throns erwuchſen. So wurde zugleich ein Theil des Volks der Willkühr des Adels entzogen. Darum waren die Städte dem Adel ein Gräuel, das er jeder Zeit feindlich behandelte. Wenn es ſchwer hält ein Beiſpiel zu nennen wo das Volk gegen den Thron und nicht gegen die Bedrückungen des Adels aufgeſtanden wäre, ſo läßt ſich noch ſchwerer eins erheben wo ſich der Adel der Wohlfahrt des Volks gegen den Fürſten angenommen hätte. Dem ungeachtet begünſtigen abwechſelnd Volk und Fürſt die Ariſtokratie. Dieſe entſpringt aus der Natur der Geſellſchaft. Alſo ſei dem Adel vergönnt, daß er ſich zu erhalten ſuche.

Adel iſt mit Selbſtſtändigkeit verbundene Macht ſie rühre her von wirklicher Überlegenheit deſſen, der ſie ausübt, oder von den Vortheilen derer die ſich unterwerfen. Wo die Überlegenheit ſinkt, wo die Vorurtheile ſchwinden, da hört der Adel auf. Büßt ein Geſchlecht ſeine Herrſchaft ein über Land und Leute, verwirft das Volk den Glauben daß dieſes Geſchlecht von beſonderer Race, göttlichern Urſprungs, reineren Blutes ſei als die übrige Menſchheit, ſo geht der erbliche Machtadel ver-

loren. Was dann noch als Adel ſchimmert, iſt Erinnerung einer erlauchten Vergangenheit.

„Der Adel ſoll in unſeren aufgeklärten Zeiten keine mittelalterliche, die andern Stände beeinträchtigende Stellung einnehmen; er ſoll ſich vielmehr ſeiner in jeder Zeit und bei jeder Verfaſſungsform wohlthätigen Beſtimmung nähern, als Repräſentation des großen Grundeigenthums, und durch ſolches von Regierung und Volk moraliſch unabhängig, der Regierung ein Schutz gegen die Leidenſchaften des Volks, dem Volk in Schutz gegen die Willkür der Regierung. Eigentlich ſoll ein gut organiſirten Staaten jeder, ohne Rückſicht auf Ahnen, zum Adel gehören, der ein ſolches Eigenthum beſitzt, und dafür ſorgt daß es unvermindert auf die Nachkommen übergehe, und daß hierdurch in dieſen jenes Gefühl der Unabhängigkeit von Geſchlecht zu Geſchlecht verſtärkt, ausgebildet und erhalten werde.“ Dies ſind die im Jahre 1840 unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten in Preußen geltenden Anſichten und in Ausführung gebrachten Grundſätze. Was hat aber das große Grundeigenthum mit dem Adel gemein; was der materielle Beſitz mit den geiſtigen Fähigkeiten? Der reichſte Güterbeſitzer kann der dummſte und ſchlechteſte, der Weiſe im Dachkämmerlein der hellſehendſte, tugendhafteſte hochherzigſte Bürger ſein, fähig den Leidenſchaften des Volks zweckmäßiger Zaum und Gebiß anzulegen, und der Willkür der Regierung muthi-

ger entgegen zu treten, als alle adeliche Hofſchranzen es je ihm werden.

Wir ſind übrigens weit entfernt dem Grundbeſitz hier den Proceß zu machen und ihn in die Acht erklären zu wollen; wir wollen nur nicht daß ihm Vorrechte eingeräumt werden, die ihm nicht gebühren; denn das Gefühl der Unabhängigkeit verſtärkt ſich nicht immer, bildet ſich nicht immer aus und erhält ſich nicht immer von Geſchlecht zu Geſchlecht.

Die Gegenwart und ihre Geſtaltungen.

Ariſtokratie. — Induſtrie. — Fourrieriſten und Communiſten.

1. Ariſtokratie.

Die Ariſtokratie hat in den civiliſirten Reichen des europäiſchen Continents überall ihr Greiſenalter erreicht. Nachdem die Bevorrechteten Jahrhunderte lang mit Eiferſucht um den Vorzug in Würden und äußerem Glanz gerungen, nachdem ſie die Periode der Erſchütternngen durchlaufen haben, welche das Gebäude der Geſellſchaft erduldete, erkennen ſie daß das, was hier dem Königthum, dort dem Volk an Macht zuwuchs, ſie verloren Überall iſt die Ariſtokratie der Reibungen müde, in denen ſie unterzugehen fürchtet, und es äußert gegenwärtig kein Stand aufrichtiger und lebhafter das Verlangen nach beſitzſichernden und ſchützenden Geſetzen, nach Erhaltung der Ruhe und Friedens als eben ſie. Aber während die Hälfte des Adels dieſe Bürgſchaften

als ganz ausreichend für die Verwahrung ſeines Beſitzes betrachtet, und wohl gar thörichte Hoffnungen zur Wiedererlangung des unwiderbringlich Verlornen darauf gründet, hält der verſtändigere Theil jene Garantien allein nicht genügend.

Klüger und aufgeklärter geworden durch Erfahrung und Unglück, hat er] das Unhaltbare manches geretteten Anſpruchs, manches gebliebenen Rechts, einſehen gelernt, und nach ſeiner Anſicht fordert die Zeit freiwillige Opfer.

Dieſes Schisma in den Meinungen, ſeit 1789 offenkundig und allgemeiner hervorgetreten, ſpaltet die Geburtsariſtokratie im civiliſirten Europa in zwei Hälften deren Streben zwar im Grunde einerlei Ziel verfolgt — Erhaltung nämlich alles als haltbar erkannten Beſitzes, aber doch in Bezug auf die Mittel dazu, und auf die Frage — was haltbar ſei? — weit aus einander geht.

Von allen Ariſtokratien hat die brittiſche am längſten dieſer Spaltung widerſtanden. Alt zwar ſind die Parteien der Whigs und Torys; aber auf die Wahrung der Adelsrechte gegen Thron und Volk, waren beide ſtets mit gleichem Eifer bedacht. Erſt in unſerer Zeit, ſeitdem durch die Verbeſſerung des Schulweſens, und durch die Wirkſamkeit zahlreicher Vereine, welche Volksbildung zum Zweck haben, die Mittel des Unterrichts der engliſchen Nation in reicherem Maaß gereicht werden

ſeitdem durch allgemeine Ideen- und Meinungsmittheilung Übereinſtimmung in Denk- und Handelsweiſe für die Maſſe des brittiſchen Volks gewonnen iſt, und ſelbſt die niedrigſten Claſſen aufgeklärt ſind über die Grundurſachen von Glück und Unglück der Geſellſchaft, erſt ſeitdem politiſche Bildung dergeſtalt Gemeingut Aller geworden iſt, daß ein Engländer, der nicht klare Begriffe über ſeine Stellung und über ſeine Rechte und Pflichten im Staate hat, zu den Ausnahmen gehört, erſt ſeit dieſer Zeit hat ſich jenſeits des Canals die Ideen von der Unhaltbarkeit vieler Rechte des Geburtsadels gegenüber der fortgeſchrittenen Civiliſation Eingang zu verſchaffen gewußt, und es iſt die Lehre aufgeſtellt worden: zeitiges freiwilliges Aufgeben des Unhaltbarſten ſei das wirkſamſte Mittel zur Bewahrung des Uebrigen.

Den Männern, welche dieſe Lehre vertreten, gab die Julirevolution Bedeutung. — Aber man würde ſich ſehr täuſchen, wollte man daraus den Schluß ziehen daß ſie die Majorität ihres Standes bilden. Ihre Anzahl iſt nur klein, und Englands Adel befindet ſich in der That gegenwärtig in demſelben Verhältniß wie Frankreich zehn Jahre vor der Revolution. Dünkel und Ahnenſtolz gehen mit dem korrumpirenden Einfluß, den unbegränzter Reichthum einer Kaſte, die ſchon Geburtsrang erhebt, ſo leicht verleiht, Hand in Hand. Wer ſich überzeugen mag, daß das republikaniſche Prinzip nur in dem öffentlichen Leben der engliſchen Nation

haftet, im geſelligen Leben hingegen auch nicht eine Spur davon anzutreffen iſt, der muß die geſchloſſenen Kreiſe beobachten, in denen ſich das letztere bewegt. Er wird mit Erſtaunen gewahr werden, welch eine unglaubliche Ausbildung der Kaſtengeiſt in dieſem Volk erhalten hat, und wie von den oberſten Ständen bis auf die niedern herab, jede Schattirung des Rangunterſchiedes ſich mit Eiferſucht von einander abſchließt.—Will er aber recht inne werden die ungeheure Entfernung, in welcher ſich die hohe Ariſtokratie vom Volk zu halten beſtrebt, ſo muß er ſie auf ihren Landſitzen heim ſuchen, und ſie beobachten in der Mitte einer Bevölkerung abhängiger, eigenthumsloſer Pächter. „Die engliſchen Könige —ſagt ein neuerer geiſtreicher Beobachter — leben wie Privatleute; aber jeder Baron der immergrünen Inſel, führt das Leben eines Königs. Die Schlöſſer des Monarchen ſind wie Edelmannswohnungen aber die Landſitze der Pairs ſind Paläſte würdig die Reſidenzen der Kaiſer zu ſein; und überſäet mit ihnen iſt das Land, in deſſen Grund und Boden Adel und Kirche ſich theilen.“

Die weitere Verfolgung dieſer Ideen und ihre Anwendung auf unſer deutſches Vaterland — namentlich auf Oeſtreich, — überlaſſen wir jedem Denker. Die Ariſtrokratie war ſich immer gleich, ausſchließend, ſelbſtſüchtig, conſervativ (in Rückſicht auf ihre Rechte) nach der Macht begierig, um zu unterdrücken, die Frei-

heit anſtrebend, um das Volk in Banden zu halten. Dazu vermeint ſie ſtets, daß ihr allein das Monopol des Geiſtes und des materiellen Daſeins gegeben ſei und ahnt nicht, wenn einer der Machthaber von Gottes Gnaden oder aus eigener Kraft, oder einer der Herzhaften aus dem Pöbel heraustritt, um mit einem Fußtritt das morſche und faule Gebäude umzuſtoßen. So geſchah es leider einſt mit der polniſchen Adelsconſtitution, ſo wird es vielleicht auch noch mit der ungariſchen werden.

Der Urſprung der engliſchen Pairscreirungen ſcheint um ſo gemeiner und unreiner zu ſein, je höher er in das Alterthum hinaufreicht. In die Zeiten der Plantagenets und Tudors ſoll hier gar nicht zurückgegangen werden, da es nur noch ſehr wenige Pairien gibt, die bis dahin hinaufreichen. Aber wenn man mit Jacob I. anfangen will, ſo iſt bekannt, daß unter ſeiner Regierung alle Pairien entweder Favoriten oder Käufern verliehen wurden. Reichen Perſonen wurden Pairien ſogar aufgedrungen, um ihnen Geld abzupreſſen. Die Würde eines Baronet wurde nur darum eingeführt, um ſie verkaufen zu können, und ſo tief ſank endlich dieſe Würde, daß man die eines Ritters (Knighthood) jedem Gentleman aufnöthigte, der ein beſtimmtes Vermögen beſaß, wenn er anders nicht vorzog eine Geldſumme zu erlegen, um ſich von der zugedachten Ehre loszukaufen. Auch unter Carl II. und der Königin Anna waren

die Pairien meiſt käuflich, und die Maitreſſen Georgs I. und II. trieben Handel damit. Die Entſtehung der ſchottiſchen iriſchen Pairie wird hier nicht berührt; allein es kann kein Zweifel obwalten, daß in jenen Zeiten der Verderbtheit, die in beiden Ländern noch viel weiter um ſich gegriffen hatte als in England ſelbſt, dort ähnliche Mißbräuche, und noch dazu in weit höherem Grad, eingeriſſen waren, obgleich der Urſprung des niedern Adels größtenthells ſo im Dunkeln liegt, daß man ſeine Spur nicht wohl verfolgen kann. Jedenfalls iſt ſo viel gewiß, daß diejenigen die auf ihren alten Adel ſtolz ſind, auf nichts weiter ſtolz ſind, als auf etwas das durch Verkäuflichkeit, Favoritismus oder Proſtitution erworben wurde; daß die Pairien, je älter ſie ſind, aus deſto unreinerer Quelle ihren Urſprung ableiten, und daß die einzige Periode, in der Pairien für wirkliches Verdienſt, dem Staat geleiſtete Dienſte oder altes Geſchlecht verliehen wurden, in die Regierung Georgs III. fällt. Und ſelbſt unter dieſer wurde mit Verleihung der Pairien, namentlich während Pitt's Verwaltung, ein arger Mißbrauch getrieben; indeß können doch Alle die in dieſer Zeit ihre Würde erlangten, jedenfalls ohne Erröthen auf die Quelle zurückblicken aus der ſie abſtammen.

Die brittiſche Pairie iſt ihrem Urſprung und ihnen Seitenverbindungen nach weſentlich plebeiſch — während ſie zu gleicher Zeit, im Ganzen genommen,

die gebildetſte und am wenigſten mit Vorurtheilen behaftete Ariſtokratie iſt, von der man in der Geſchichte je gehört hat. Boileau warf dem franzöſiſchen Adel vor: — de se parer insolemment du mérite d'autrui; während die engliſche Ariſtokratie fortwährend verjüngt wird von den erſten Talenten die aus dem Volk ſich emporarbeiten und bloß durch ihren Geiſt eine eine Macht für ſich bilden; wir brauchen unter hunderten nur eines der neueſten Beiſpiele — Brougham — zu nennen. Auch die erſtgebornen Söhne der Pairs dienen in der Regel von unten auf; d.h. ſie machen die große Schule des Unterhauſes durch, wo nur Bildung oder Charakter ihnen einen Namen verſchaffen kann, bis ſie kraft ihrer Geburt auf den Bänken des Oberhauſes Platz nehmen dürfen. Darin liegt das Geheimniß der Stärke der engliſchen Ariſtokratie, und man darf wohl ſagen, auch die Kraft der engliſchen Inſtitutionen.

Abgeſehen davon, daß ein langjähriger Beſitz der Gewalt die Machthaber despotiſch macht, liegt auch in der Natur der Dinge, daß ſich jedes Princip von Zeit zu Zeit verjüngen muß, wenn es nicht ſeine Kraft verlieren oder zur Fortpflanzung untauglich werden ſoll. Dieſe Verjüngung geſchieht überall durch ein antagoniſtiſches Princip, und es iſt dieſes Wirken und Gegenwirken ſowohl der lebloſen als lebendigen Körper, der eigentliche Beweis ihres Daſeins.

So verbünden sich auch Demokratie und Aristokratie durch ihre gegenseitige Wechselwirkung im Staate und bedingen das Leben der Völker. Ein unbedingtes Vorherrschen der einen oder andern Grundkraft führt wie uns dieses die Geschichte Frankreichs lehrt, unbedingt zum Despotismus. Grade darin, daß die demokratischen und aristokratischen Elemente in England einander so sehr die Wage halten, liegt der eigentliche Zauber der großbritanischen Weltmacht.

2. Industrie.

Daß die gegenwärtige Sprache zur Vermehrung irdischen Glücks die Kräfte der Natur immer mehr zu bändigen und wirksamer zu benutzen, daß zu größerer Bequemlichkeit menschlichen Daseins und höherm Aufschwung veröffentlicher Wohlfahrt heutzutag die wetteifernde Welt jede Erfindung und jedes Gewerbe zu heben und verfeinern trachtet, daß endlich zur Anhäufung materieller Schätze jedes materielle Mittel versucht wird, das kann selbst vom idealsten Standpunkte aus betrachtet füglich kein Gegenstand des Vorwurfs und der Geringschätzung sein. Daß aber auch die edelsten Künste als Industrie gehandhabt, und lediglich als Werkzeug zur Verschaffung sinnlichen Vergnügens angewendet werden, das ist die faule Stelle unseres Geschlechtes, das muß den Besseren nothwendig wehe thun, und schmerzlichen Widerwillen gegen den indu-

ſtriellen Hang der Zeit in ihrer Bruſt erwecken. Mögen die Hämmer der Eiſenwerke in dem Gebirgsthale immer lauter ſchlagen, mag das Geräuſch der Werkſtätten immer lebendiger werden und immer dichterer Rauch aus dem Schlot der Fabriken ſich drängen — das iſt vortrefflich und lobenswerth, allein es gewährt ein klägliches Schauſpiel, daß die Prieſter der Muſe die Geſchenke ihrer Göttin ſo ganz in den Bereich kaufmänniſcher Berechnung ziehen, und die heilige Flamme des Genie's ſich hergeben muß die Dampfmaſchine haſtigen Erwerbs zu heizen. Wohl gab es auch ſonſt ausgezeichnete Künſtler und bedeutende Männer der Wiſſenſchaft, die gegen den Schimmer des Goldes nicht fühllos waren, und das Alterthum erzählt ſogar von dem Fürſten helleniſcher Lyrik, von Pindar, daß er mit der dichteriſchen Fülle ſeiner Natur einträglichen Handel getrieben habe; doch die ſyſtematiſche Ausbildung des Schachers und der Mäkelei um geiſtige Schöpfungen war der Größe unſerer Tage aufbehalten.

Alle die Rieſenerfindungen der Zeit, alle die Fortſchritte in der Induſtrie, Mechanik und den praktiſchen Künſten ſind aber auch eben ſo viele Anbahnungen zu Aehnlichem in den Gebieten des Geiſtes, unerläßliche Grundlagen, auf denen die Vorſehung den höhern Aufbau errichten will, zu dem unſere Zeit berufen ſcheint. So gibt ſie in den Eiſenbahnen beſonders und in der Dampfſchifffahrt den deutlichſten Fingerzeig für ein un-

erhörtes, organiſches Zuſammenleben der ganzen Menſchheit; ſo zeigt ſie in der ſteigenden Anwendung von Maſchinen eine Zukunft, in der unzählige Hände von der drückenden Anſpannung an die Materie frei zu werden verdienen. Dazu die wachſende Vervollkommnung der Bequemlichkeiten und Genüſſe, welche nichts Anders iſt fürs ganze Geſchlecht, als der Drang, den der Einzelne, wenn er erſt ſein Sein ſich geſchaffen, verſpürt nun auch die Außenſeiten des Lebens behaglich einzurichten.

Die Induſtrie hat den Weltthron beſtiegen. Nicht Scepter und nicht Schwert hält ihre Rechte; ihr Herrſcherzeichen iſt der Oelzweig. Die heutige Induſtrie wird — ſie muß bei ungeſtörter Fortentwickelung verwirklichen was utopiſcher Traum war, ſie muß den Krieg zur Unmöglichkeit machen. Mit Unrecht und ihr Weſen verkennend, hat man ihrem Treiben — das an Unerſchöpflichkeit und Größe Alles übertifft, was die Geſchichte kennt — die einſeitige Wirkung zugeſprochen: — es werde der größern Zahl nichts übrig laſſen als ein raſtloſes, ſinnliches Sorgen für Erwerb, Comfort und Genüſſe aller Art, und die Menſchheit dem graſſen Materialismus gar überliefern. Als ob ein ſolches Sinnenleben mit dem Weltgeiſt ſich vertrüge der in allen Richtungen die Völkerſchichten aufrüttelt und zu neuen, edleren Geſtaltungen treibt! Jene Furcht iſt wahre Thorheit. Gewiß ſind vielmehr die Rieſen

fortſchritte der Induſtrie, der Windsbrautflug in den praktiſchen Künſten, eben ſo Anbahnungen zu Aehnlichem im Gebiete des Geiſtes, — unerläßliche Grundlagen auf denen die Vorſehung den höhern Aufbau errichten will, den zu ſchauen unſere Zeit — oder doch unſerer Kinder Zeit — berufen iſt. Wer wäre ſo blind, daß er in den Eiſenbahnen und in der Dampfſchiffahrt nichtans geſtreckt ſähe den gewaltigen Arm, welcher auf ein unerhörtes organiſches Zuſammenleben der ganzen Menſchheit hinweiſt? — Weſſen Auge wäre ſo gar in Finſterniß befangen, daß es nicht in der fortſteigenden Anwendung der Maſchinen und neuentdeckter mechaniſcher Kräfte, eine Zukunft gewahrte die den Menſchen vom Adamsfluch erlöſt — ſelbſt Maſchine zu ſeyn und in der rohesten Arbeitsfeſſel ſein irdiſches Daſein zu verhauchen? Wer wäre ſo kurzſichtig daß er nicht in der immer wachſenden Vervollkommnung, Vermehrung und Verwohlfeilerung der Bequemlichkeiten und Genüſſe eine Verheiſſung läſe, von einer nicht fernen Zeit, wo auch der großen Maſſe der Menſchheit jener welche man bisher mit der Hoffnung auf eine überirdiſche Seligkeit ſo wohlfeil abgefunden hat, ihr gebührendes Theil werden wird an den Genüſſen welche die Vergangenheit einer unendlichen Minorität gleichſam als Privilegium ſpendete?. — und wer freut ſich nicht einer ſolchen Verheiſſung, die Allen gibt und zuſagt, Keinem nimmt oder abkürzt' Das mit

derselben nicht im Einklang zu stehen scheinende Rast- und Ruhelose im heutigen Treiben, soll Niemanden irren. Der Preis lohnt der Mühe, und es ist schon recht, daß er im Schweiß des Angesichts verdient sein will. Es ist ein Preis, nicht der Unthätigkeit sondern der Anstrengung, des Kämpfens, des Ringens.

Kampf also und Ringen, Wettlauf und Wettstreben, nicht Ruhe, nicht Stillstand muß jetzt auf der Erde sein unter dem Wallen des Oelzweigs. Der Krieg, erstirbt: aber der Kampf bleibt lebendig: — ein Kampf der alle Kräfte bewegt, alle Elemente der Gesellschaft zur Theilnahme herbeizieht und doch kein Schlachtfeld röthet. Ein recht demokratischer, nivellirender Kampf ist es, bei dem jede republikanische Seele aufjubeln, und jedes die arme Menschheit liebende Herz vor Freude hochklopft. Jagen nicht Alle nach dem einen Ziel, nach dem einen Preis unter dem einen Panier — dem der Gleichheit? — Welcher Stand schließt sich noch aus? — Nimmt der Strom der Industrie und des Gewerbs sie nicht miteinander auf, und drängen nicht Alle sich auf der nämlichen Bahn? — Der Ritter, der Freiherr, der Graf, der Fürst, Prinzen aus Königs- und Kaisergeschlecht, — all dieser stattliche Troß wirft die buntscheckigen Wappenröcke von sich und rennt mit nackten, arbeitsrüstigen Armen, mit dem Plebejerhaufen dahin, dem er ehedem sich nicht im

Traume beigesellen mochte. Der hat den Speer zum Webebaum gemacht jener das Schwert zum Futtermesser, ein Dritter stellt Spinnmühlen auf in seinem Rittersaal, und noch Andere trachten in Gewerbsausstellungen nach Ehre so eifrig als die Ahnen nach Turnierpreis. Statt den Plan zu machen zu einem Feldzug der Länder verwüstet und Völker schlachtet, studirt der König die Rede für die nächste Volks-Versammlung, nicht des Reichs- oder des Fürstentags, sondern der Gewerb-Notabeln einer Provinz, und Mädler sitzen im Rath der Großen, und diese erröthen darob nicht. Alle Schranken der Geburt und des Standes sind vor der industriellen Erklärung der Menschenrechte gefallen, und die neuen Gleichheitsprediger durchziehen, sonder Scheu vor Herschern und vor Kerkern, die absolutistischen Reiche. In diesem Sinn gährt es in Rußland wie in England in Preussen wie in Frankreich, in Österreich durch alle Provinzen, nicht weniger wie in den Staaten des freien Bundes, den die Washingtons und Franklins aufgerichtet. In diesem Sinn ist ganz Deutschland in Bewegung, und kein Bundesbeschluß steuerte ihren Fortschritt. Die Industrie, die Weltkönigin selbst macht die Revolutien, auf daß unter ihren Stürmen ihr Thron sich mehr befestige. So ist alles auf den Kopf gestellt! — Was hoch ist, eilt sich zu erniedrigen, der Niedrige steht dem Hohen gleich, der Adeliche drängt sich dem Bürgerlichen an, und der stößt den Hochgebor-

nen zurück für die unerbetene Ehre dankend. Chaotisch wirrt sich's, drängt sich's, reibt sich's, stößt sich's; doch erwächst eine Einheit daraus: — allgemeines größeres Menschenglück. Die Revolution geht vor unter den Augen der Mächtigen und die Umwälzungsfeinde klatschen Beifall.

3. Fourrieristen und Communisten.

Nach der Julusrevolution, und ehe man sich daran gewöhnt hatte die Folgen dieses großen Zufalls zu berechnen, stand in Paris eine Menge von Reformatoren auf. Die St. Simonianer sind die einzigen deren man sich jetzt erinnert. Die Wiederherstellung der Ruhe in den Geistern und die Zunahme ihrer eignen Extravaganz machte den Träumen dieser Thoren ein Ende, und die übrigen Propheten verschwanden von selbst, mit Ausnahme von Fourrier, dessen Schule mehr als er selbst, anfing die leere Stelle einzunehmen.

Es ist ganz unläugbar, daß die Ausdehnung des Maschinenwesens einen Zustand hervorgebracht hat, und täglich mehr hervorbringt, welcher nicht die dauernde Form der Organisation der Arbeit bleiben kann. Das Capital das gegenwärtig zu den Werkzeugen der industriellen Arbeit gehört, ist so groß, daß der Arbeiter mehr und mehr alle Hoffnung verliert je in Besitz derselben zu kommen, und die Tendenz der Industrie, wel-

ke den Arbeiter wie einen Bestandtheil der Maschine an diese kettet und von ihr abhängig macht, ist noch im täglichen Fortschreiten begriffen. Man nehme nur die Hausirinnerei, und die ungeheuere Masse bisher freier und individueller Arbeit welche sie nothwendig künftig an Maschinen bindet und in großen Manufakturen vereinigt. Das Resultat ist ein wahrer Feudalismus der Capitalien, wie früher der Feudalismus das Landbesitzes war. Europa hat zehn Jahrhunderte gebraucht bis es diesen gebrochen hat, und bis der Arbeiter im Allgemeinen in den Besitz des Landes kam das er pflügt und diese Revolution ist noch nicht beendigt; die Industrie erfordert eine ähnliche.

Freilich ist die Zeit noch nicht gekommen, denn die Tendenz der Capitalien zu industrieller Centralisation ist noch im Zunehmen und bis jetzt ganz unwiderstehlich; aber das Gefühl der Nothwendigkeit einer Aenderung, ist in den Staaten wo die Industrie am meisten Fortschritte gemacht hat schon viel mehr entwickelt als man sich gewöhnlich träumen läßt. Augenzeugen die in den 1820er Jahren in London oft Versammlungen von Arbeitern, die man damals cooperative Gesellschaften nannte, beiwohnte, hörten mit Erstaunen die Debatten in denen sie die schwierigsten Punkte der Umänderung der Dinge, deren Bedürfniß sie fühlten, einer wahrhaft wissenschaftlichen Discussion unterwarfen ohne alle leidenschaftlichen Ausbrüche, ohne die geringste Tendenz

von Veraubung der Capitaliſten, aber mit einer vollkommen klaren Einſicht, daß ſie keine Beſſerung ihrer Lage zu hoffen haben könnten, ſo lange ſie nicht Mittel fänden durch den gemeinſchaftlichen Beſitz von Maſchinen den Profit des Capitaliſten mit dem Lohn ihrer Arbeit zu vereinigen. Aber es war zu früh, und dieſe intelligenten Verſuche blieben ohne Reſultat. Mit den Fourrieriſten in Paris hat es beiläufig dieſelbe Bewandtniß: ſie beſchränken ſich nicht auf das Dringende und Mögliche, ſondern wollen eine in allen Theilen neue geſellſchaftliche Ordnung gründen, und darum wird der vernünftige Theil ihres Zwecks mit dem unvernünftigen ſcheitern. Neben ihnen erheben ſich nun andere Secten, unter dem Namen Communiſten. Die Fourrieriſten wollten zwar gemeinſchaftliche Arbeitswerkzeuge und Arbeit, aber individuelles Eigenthum und Genuß deſſelben. — Dagegen wollen die Communiſten alles Eigenthum durchaus allgemein machen. Eine Fraction von ihnen hat es bis zur Stiftung eines Journals gebracht, das unter dem Titel „le populaire" erſcheint. Um einen Begriff von dieſem zu geben, überſetzen wir aus der 2. Nummer ein: Art Programm, das in wenigen Worten die Grundideeen enthält: — „Die Nation bildet eine einzige große, allgemeine Familie, deren Mitglieder alle Brüder ſind, oder eine einzige große Geſellſchaft, deren Mitglieder alle einer vollkommenen Gleichheit von Rechten und Pflichten genie-

sen, ohne andere Gränze dieser Gleichheit, als die Unmöglichkeit weiter zu gehen. Die Erziehung ist die Basis von allem, sie bildet alle Kinder zu Menschen, Bürgern, Arbeitern. Das Territorium bildet ein Einziges Gut das untheilbar ist und Allen gehört, und durch Eine Intelligenz (die Regierung unter der Leitung der Nationalversammlung) durch einen Theil der Nation bearbeitet wird, um die Bedürfnisse der ganzen Gesellschaft zu befriedigen. Die Industrie ist ebenfalls Ein Ganzes, geleitet durch Eine Intelligenz, welche sich des Restes der Bevölkerung als Arbeiter bedient. Die Maschinen werden ins Unendliche vermehrt im Interesse von Allen, um die Masse der Producte zu vergößern und die gefährlichen, beschwerlichen und ungesunden Arbeiten mit ihnen auszuführen, so daß der Mensch nichts mehr als Erfinder und Leiter von Maschinen bleibt und seine Arbeit klein, leicht und angenehm wird."

„Die Arbeit wird in unermeßlichen Werkstätten betrieben, die zweckmäßig gelegen sind, und in denen die Industrien welche zusammen gehören vereinigt sind. Auf diese Art wird alles producirt dessen die Nation bedarf. Alle natürlichen und künstlichen Producte werden in unermeßlichen Magazinen gesammelt, und gleich unter alle Bürger vertheilt, die auf diese Art alle gekleidet, genährt und logirt sind, und zwar alle gleich im Verhältniß ihrer Bedürfnisse, und unter der einzigen Bedingung einer mäßigen Arbeit. Dann wird es wo-

der Arme noch Reiche weder Kummer noch Beſorgniß, weder Neid noch Haß, weder Habſucht noch Ehrgeiz, weder Müßigkeit noch Trägheit, weder Traurigkeit noch Diebſtahl mehr geben."

Die Theorie der Communiſten iſt nichts weiter als eine Nachahmung des ſpartaniſchen Syſtems; daran aber ſcheinen die Stifter derſelben nicht gedacht zu haben daß die Spartaner nicht einmal ihre ſchwarze Suppe hätten erhalten können, ohne ihre Sclaven.

Skizzen und Federstriche.

1. Weibliches Schriftstellerthum in Deutschland.

So oft mir ein Product weiblicher Schriftstellerei in die Hände kommt, so oft mir im Meßkataloge der Titel eines solchen entgegenblickt, dringt sich mir die Frage auf. Sollen Damen schriftstellern? — Diese alte, tausend Mal aufgeworfene und tausend Mal beantwortete Frage läßt sich am kürzesten durch eine zweite Frage beantworten: Sollen Männer kochen? Die Antwort auf diese Frage beantwortet auch zugleich die erste, oben aufgestellte, und lautet kurz und bündig Ja — wenn sie es verstehen. Denn wer wollte das Schriftstellern als ein ausschließliches Privilegium für die Männerwelt in Anspruch nehmen? — Indeß sind die Ansichten von alten Zeiten her darüber verschieden gewesen, und sind es noch heutzutage.

Wenn Weiber Reime schreiben, ist's doppelt ihre Zier:
Denn ihres Mundes Rose bringt nichts als Rose für —

ſingt der alte, ehrliche Logau, während viele unſerer heutigen Kritiker über jede weibliche ſchriftſtelleriſche Production mit den hausbackenen Phraſen von Küche Keller und Kinderhemden u. dergl. herfallen. — Vielleicht glauben Sie — phantaſirte der junge Jean Paul in ſeinem Erſtlingswerke, den „grönländiſchen Prozeſſen — jedes Reiten, und alſo auch das Reiten auf dem Pegaſus ſtehe einem Weibe nicht, und dieſer könne höchſtens mit einem Vorreiter vor dem Wagen der Venus hertraben. Die Weiber können nur beſungen werden, nicht ſingen. Aber ſie irren. Apoll der Gott der Verſe, heißt bei uns nicht der Sonne, ſondern die Sonne, und dieſe nebſt ihrer Kammerfrau, der Venus und ihrem Kammerdiener Merkur, dem Kauf- und Stehlgotte beherrſchen die weibliche Welt. O des elenden Recenſenten, der die weibliche Hand nicht küßte, die von einem Tondezbändchen entbunden worden, der die Flaſens des Lobes nicht für eine griechiſche Naſe oder ein ſchönes Stumpfnäschen aufthäte, und der geſchmückte Wangen mit ſeiner Tinte beſchmutzte! Neben dieſen Schwärmereien des Dichters Jean Paul nehmen ſich die Saalbadereien des Theologen gar ſeurril aus, der einen „bibliſchen Beweis daß Frauen nicht ſchriftſtellern dürfen," lieferte. Es iſt der fromme Profeſſor Hengſtenberg in Berlin, von dem der „Mefiſtofeles" (Heft 1. S. 234) in folgenden Xenien ſprach:

Wär' ich doch gern in Berlin, was in Rom, dem alten der Pabſt iſt:
Wie ich donner' und bliß', bleib' ich doch Hengſtenberg nur,
Schwach iſt das Fleiſch, ich fühl's; ich Sünder kann's nicht vollbringen.
Senden von Hall' auch Succurs Thelnck und Leo zugleich.
Drum verſuch' ich's nach Sultan's Manier; vor meinen Serail ſpießt'
Ich viel Köpfe ſchon auf, Schiller und Göthe zuerſt.

Und den „bibliſchen Beweis" tiſchte er in ſeiner ſeg. evangeliſchen Kirchenzeitung (Nro. 19, 1827) auf, ein Denkmal ſeines Geiſtes „aere perennius" worin die citirten Bibelſprüche als Beweisſtellen paſſen wie die Fauſt auf's Auge.

Alſo ſind die Anſichten über das weibliche Schriftſtellerthum in Deutſchland verſchieden von älteſter Zeit her, und ſelbſt unter unſern Damen. Während die Schriftſtellerinnenzahl des 19. Jahrhunderts ſich mehrt und wuchert gleich Pilzen, ſo daß ein Lexicon in zwei Theilen nöthig war, ſie alle — nur mit Namen, kurzen Biographien und Nomenclatur ihrer Schriften aufzuführen, ſagte Mendelsſohn's Tochter, Friedrich von Schlegel's geiſtreiche Frau, als ſie einſt bei weiblicher Handarbeit angetroffen ward, und man ihr vorwarf, daß ſie eine ihrem Geiſte angemeſſenere Beſchäftigung wählen ſollte: „Ich habe immer gehört, daß es ſchon ſo viel Bücher in der Welt gibt, aber noch nie, daß es zu viel Hemde gäbe."

2. Nordamerika,
das Land des Elends und Hungers der Schelme und Schufte.

Daß Amerika nicht das gelobte Land iſt, wo Milch und Honig fließt, daß man dort das Geld nicht auf den Straßen findet — wie ſo Viele wähnen und gewähnt haben — ſondern daſſelbe ſo gut wie hier und überall durch Arbeit verdienen muß, iſt mir und Vielen mit mir längſt bekannt, die dem wahren Spruche: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! getreu anhangen und ſich redlich nähren — wenn auch im Schweiße des Angeſichtes. — Indeß haben viele Andersgeſinnte ihr Glück jenſeits des Meeres geſucht, theilweiſe gefunden theilweiſe ſelbſt das eingebüßt, was ſie dort hinbrachten. Unter ſo bewandten Umſtänden haben ſich denn Manche an Ort und Stelle ſelbſt von der Lage der Dinge überzeugen wollen, um, wenn die dortigen Verhältniſſe ihren Erwartungen entſprächen, dann mit den Ihrigen dorthin überzuſiedeln. So hat denn auch ein rheiniſcher „Ackerer“ aus dem Kreiſe Daun ſich nach Nordamerika eingeſchifft zu letzterem Zwecke. Dem Manne hatte auch von goldenem Bergen geträumt und wie er nun vergeblich, dort angekommen nach denſelben ſpäht und ſie nicht findet, da macht er Kehrt! und langt wieder in der Heimath an, gibt dem Bürgermeiſter bei ſeine

Seebegebnisse und Landereignisse zu Protocoll; was er dort gleichsam „auf dem Schub" gesehen, das erzählt er im höchsten Grade seicht und fade nach seiner bornirten Ansicht. Seine lamentable Beschreibung als Maßstaab gebraucht, erscheint das ganze Nordamerika von der Küste bis zum tiefsten Innern als ein Land voll Elend, Unheil, Hunger und Entbehrung, bewohnt von einem Volke nackter, armer Teufel, die am Hungertuche nagen, die ihr Leben durch Stehlen fristen, die sich einander um ein Frankenstück todtschlagen — ein zusammengelaufenes Gesindel von Bettlern, zerlumpt, zerrissen, den Hungertod auf dem Angesichte. Im ganzen Lande steckt der Handel, nichts als Bankerotte, nirgends Geld, daher nur Tauschhandel und für den Handwerker gar kein Verdienst. Ueberall nichts als Betrügereien, Diebstähle, Raube, Morde — alles aus Hunger; Räuberbanden, Hehler und Stehler sonder Zahl. Wer noch etwas zufällig besitzt, der theilt davon keinem Andern mit, weil keiner dort Mitleid und Erbarmung kennt; nicht eine Kruste Brod empfängt der Bettler aus der Hand des Vermögenden, nicht das kleinste Almosen wird dem Hungernden verabreicht — kurz, der Hungertod ist das letzte, einzigste Ziel Aller.

Man glaubt vielleicht, ich treibe Scherz. Nein lieber Leser, alles ist Ernst. Doch Du hälst alles nach wie vor für Spaß. Da bleibt mir denn Nichts Anders übrig, als Dir meine Quelle namhaft zu machen. Sie

iſt Nro. 73 des Amtsblattes der Regierung zu Düſſeldorf, woſelbſt Du amtliche Protocolle von „der Feder des Bürgermeiſters von Liſſendorf niedergeſchrieben" in extenso abgedruckt findeſt.

Alſo iſt denn Nordamerika beſchaffen, das Land, das ein Muſter der Ordnung, der Eintracht, des ausgeprägteſten National-Charakters iſt, deſſen Staatsverfaſſung andern Staaten als Vorbild vorleuchtet, ein Land des Elends und Hungers, der Schelme und Schufte, ein Land worauf der Fluch des Himmels ruht nach der zum amtlichen Protocoll gegebenen Ausſage des — „Ackerers Theodor Rey", denn alſo iſt der Name des Entdeckers dieſes neuen Amerika!

3. Beerdigungsſtunden und Beerdigungskoſten.

In unſerer ſo aufgeklärten Zeit beſtehen noch ſo viele Einrichtungen und Gebräuche, die weder zu der Aufklärung, noch für irgend eine Zeit paſſen, daß es wol an der Zeit iſt, auf dieſelben aufmerkſam zu machen und auf ihre Abſtellung zu dringen.

Einer der ungerechteſten Mißbräuche iſt unſtreitig wol der, den Tod, die Verweſung zu einem Gegenſtande des Gewinnes zu machen, damit förmlichen Handel zu treiben. Denn mit welchem gelinderen Namen ſoll man es benennen, wenn die kleinſten, geringfügigſten Dienſtleiſtungen, z. B. das Unterlegen der Stricke un-

ter den Sarg, um diesen auf ihnen in die Gruft zu senken, je nachdem sie in einer je nach dem niederen, mittleren oder höheren Stande des zu Beerdigenden sich richtenden Stunde erfolgen, fünf-, zehn- oder zwanzigfach bezahlt werden müssen? Wenn man sogar gezwungen ist, dergleichen Dienstleistungen, auch dann wenn sie entbehrlich und überflüssig, zuzulassen, blos weil einigen Leuten sonst ein Gewinn entginge? Für die geringsten Abweichungen von dem einmal Hergebrachten, z. B. die zuweilen verlangte Nehmung eines andern, als des sog. Kirchenweges, weil dieser oft durch die schmutzigsten Winkelgassen führt, muß eine doppelte oder gar dreifache Summe entrichtet werden. Ja, mir ist ein Fall bekannt, daß im Sommer des v. J. zu N., einem 2 ½ Meile von Münster entlegenen Dorfe, eine Stunde vorher, als der Bruder eines wohlhabenden Gutsbesitzers, der einige hundert Schritte vor dem Dorfe wohnte, beerdigt werden sollte, die ehrwürdige Geistlichkeit diesem bedeuten ließ, sie würde die Beerdigung nicht für die gewöhnliche Taxe vornehmen. Der Gutsbesitzer, welcher die Leiche aus seiner Wohnung entfernt wünschte, sah sich daher genöthigt, der Geistlichkeit einen Gang von 2 bis 300 Schritten besonders zu bezahlen.

Es mag sein, daß ein nicht geringer Theil des Einkommens der niedern Geistlichkeit auf solche „Leichengebühren" angewiesen ist. Wäre es aber nicht besser,

daſſelbe auf eine minder harte, minder ſchmutzige, und dem Geiſte des Chriſtenthums mehr angemeſſene Weiſe zu ergänzen? Denn, iſt es nicht hart, wenn ein greiſer Vater, der die einzige Stütze ſeines Alters, deſſen ſorgfältige Erziehung und Ausbildung ſein ganzes kleines Vermögen oder Einkommen gekoſtet, durch den unerbittlichen Tod verlor, nun, damit ſeinem geliebten Kinde nur ein ehrliches Begräbniß zu Theil, damit ſeine todte Hoffnung mit Erde zugedeckt werde, ſich genöthigt ſieht, in ſeinen alten Tagen noch Schulden zu machen? (Denn die Kirche iſt eine harte Gläubigerin welche keinen Ausſtand bewilligt, keine Koſten niederſchlägt.) Iſt es nicht ſchmutzig, aus ſolchem Unglücke noch ſchmutzigen Gewinn zu ziehen? Iſt es nicht dem Geiſte des Chriſtenthums gerade zu widerſprechend daß man den, welchen ſolch hartes Unglück traf, ſtatt ihn zu tröſten und aufzurichten, nur noch unglücklicher macht? Man braucht nur einmal ſo eine „Todtenrechnung“ eingeſehen zu haben, um ſich zu überzeugen, daß das Geſagte nicht zu grell, ſondern durchaus wahr iſt. Klingt hier das Sprichwort: „der Tod iſt umſonſt“, nicht faſt wie bittere Ironie? Allerdings, für den Todten iſt er es, aber wahrlich nicht für die Hinterbliebenen; beſonders, wenn man die mancherlei indirecten Abgaben bei den Katholiken hinzurechnet, deren Vorenthaltung ein großes Verbrechen ſein würde, z. B. die Seelenmeſſen, welche, obgleich ſie eigentlich nur für

den Geldgewinn der Kirchenbeamten berechnet und eingeführt sind, schlau genug von diesen als ein Act der Nothwendigkeit dargestellt werden, damit die Seele des Dahingeschiedenen Gnade vor dem Richterstuhle des Ewigen finde. Ist es nicht wahrhaft gotteslästerlich, anzunehmen, daß Gott, dessen Rathschluß von Ewigkeit begründet und unveränderlich ist, durch solche menschliche Acte sich bewegen lassen sollte, seinen Entschluß umzuändern? Bedarf es bei ihm, dem Allbarmherzigen, noch solcher menschlichen Acte, um barmherzig zu sein? — Der Mißbrauch, der mit den Seelenmessen getrieben wird, ist aber arg genug; mir sind Fälle bekannt, daß arme einfältige Bauersleute die kaum so viel Vermögen hatten um ihr Dasein kümmerlich von einem Tage zum andern zu fristen, bei irgend einem christlichen oder jüdischen Wucherer gegen enorme Zinsen Geld aufnahmen, um am jährlichen Gedächtnißtage eines verstorbenen Angehörigen recht viele Seelenmessen lesen lassen zu können. Wenn solche Messen durchaus nothwendig sind, damit die Seele eines Verstorbenen aus dem Fegefeuer erlöst werde, warum verrichtet denn die menschenfreundliche Geistlichkeit bei armen Hinterbliebenen solchen nothwendigen Dienst nicht unentgeldlich, warum will sie nicht lieber auf einen kleinen Gewinn verzichten, als eine Seele verderben lassen? Solche Fälle von Uneigennützigkeit sind aber wol noch sehr selten vorgekommen

Wahrhaft empörend iſt aber der ſchon angedeutete Mißbrauch, bei dem Todten noch einen Rangunterſchied zu beachten, dieſen, obgleich nach der Lehre Chriſti vor Gott alle Menſchen gleich ſind, geſetzlich zu ſanctioniren. So ſind ja beſtimmte Stunden feſtgeſetzt, in denen der Niedrige und Arme, in denen der mittlere und wohlhabende Stand, in denen der Reiche und Vornehme begraben wird. Man ſollte denken, daß nach dem Tode doch aller Rangunterſchied aufhörte, und wenn er im Leben auch in der menſchlichen Geſellſchaft nothwendig ſein, er doch in den Augen der Diener Gottes vor dem kein Stand und Rang, kein Vermögensunterſchied gilt, nicht beſtehen müſſe, wenigſtens aber nicht mehr nach dem Leben, wo nur noch das rein Menſchliche, das allen Menſchen Gemeinſame in Betracht kommt. Kann ein ſolcher Mißbrauch ſich mit dem Geiſte des Chriſtenthums vereinigen laſſen, da er ſich nicht einmal mit dem reinen Gefühle des bloß Menſchlichen vereinigen läßt? Man wird vielleicht einwerfen, jene Stunden ſeien an ſich nicht für den Niederen oder Höheren beſtimmt, die Beerdigungskoſten betrügen nur während der einen mehr, als während der anderen. So iſt es alſo wirklich dem Armen geſtattet, ſeine Angehörigen, ſtatt in der „Armenſtunde", in der Stunde der Reichen und Vornehmen begraben zu laſſen? Ja, freilich iſt es ihm geſtattet, wenn es ihm zugleich nur geſtattet wäre, eine ſo große Summe Geldes, als

er während vieler Jahre zu verdienen nicht im Stande iſt, aufzubringen. Daß dieſer Mißbrauch, der uns das Gefühl im Innerſten empört, noch nicht allgemeiner gefühlt und geahndet iſt, hat darin ſeinen Grund daß wir an ſolche eingewurzelte aus den barbariſchſten Zeiten ſtammende Gebräuche wenig denken, ſie uns da wir ſie von Kindheit an bemerkt haben, weniger auffallen. Um ſo mehr iſt es aber Pflicht, darauf aufmerkſam zu machen.

Es darf nur eine Begräbnißſtunde für den Niederen, ſo wie für den Höheren ſein, und wenn, wie in größeren Städten, eine Stunde nicht hinreicht doch kein Unterſchied in den für die Begräbniſſe feſtgeſetzten ſtattfinden. Der Reiche und Vornehme mag immerhin mehr zahlen, als der nur wohlhabende oder mittlere Stand, dieſer wieder mehr, als der Arme und Niedere. Die Taxe könnte ſich ja bei den Privatleuten nach dem Verhältniß der zu zahlenden Abgaben bei den Beamten, wenn ſie mehr auch angeſeſſen ſind nach dem Verhältniß des Dienſteinkommens richten.

So lange das Prieſterthum noch ſolche ariſtokratiſche Elemente enthält darf man ſich nicht wundern wenn die Ariſtokratie ſich ſo oft und ſo eng mit demſelben verbindet, zum Verderb der Menſchheit, um die beſtehende Ordnung oder vielmehr Unordnung aufrecht zu erhalten, da ſie natürlich bei einer Aenderung nur verlieren kann.

4 Das wunderthätige Hemd des Canonicus Busalo.

Beitrag zur Geſchichte der modernen pietiſtiſchen und ultramontanen Reformers der Heilkunde.

Ich bin der Teufel Eiſenbart,
Kurir die Leut nach meiner Art u. ſ. w.
Deutſcher Gaſſenhauer

Der Pietismus im Proteſtantismus und der Ultramontanismus im Katholizismus der Gegenwart ſind zwei eng und treu verbündete Mächte in unverbrüchlicher „heiliger Allianz" wider das dem Menſchengeſchlechte angeborne, alſo von Gott überkommene Streben nach Bildung Aufklärung und Entwickelung. Sie arbeiten ſich wacker gegenſeitig in die Hände, um der Beſtimmung der Menſchheit überall entgegenzutreten und ſie in allen ihren fortſchreitenden Tendenzen zu hindern, damit ſie ſtehen bleibe, rückwärts ſchaue und zur ſtreb- und willenloſen Salzſäule werde, wie Lot's Weib.

Wider jedes Streben in Glauben und Wiſſen, in allen Bezügen ohne Ausnahme, iſt dieſes pietiſtiſch-ultramontane Bündniß gerichtet. Während der Ultramontanismus unter dem Deckmantel der Krankenpflege das zweckloſe Kloſterweſen des Mittelalters einzuſchmuggeln ſucht, ſelbſt desfallſige Petitionen in die landſtändiſchen Kammern bringt, ruft der Pietismus in

Diaconiſſinnen-Anſtalten in's Leben; während jener allen Unterricht von der Kleinkinderbewahranſtalt bis zu den Univerſitäten einſchließlich dem Klerus überantwortet wiſſen will, ſtrebt dieſer daſſelbe zu erringen, und ſpricht ſeine Anſicht eben ſo frei öffentlich bereits aus wie ſein Strebensgenoſſe. Das Hauptorgan des Pietismus unſerer Tage, die Hengſtenberg'ſche ſog. evangeliſche Kirchenzeitung, enthielt unter Anderm in ihrem jüngſten Hefte einen Aufſatz „über die Kirchenſcheu der Beamten", worin ſie dieſelbe als ein allgemein verſchendes Uebel bezeichnet, und als Hauptgrund derſelben die „Entfremdung der Gymnaſien und Hochſchulen von der Kirche" angibt; mithin gleichfalls erneuerte Unterordnung der Bildungsanſtalten unter die Kirche oder mit andern Worten —Ueberantwortung des Unterrichts an den Klerus will.

Selbſt der Arzneiwiſſenſchaft pfuſcht die treu verbündete Macht in's Handwerk und tritt in Geſtalt von Reformers der Heilkunde auf. Der verſtorbene Bonner Profeſſor Windiſchmann war der Erſte, der in ſeiner Schrift: „Ueber etwas, was der Heilkunde Noth thut" (1833) dieſe Richtung einſchlug. Ich habe ſie im zweiten Hefte des „Meſiſtofeles" bei Gelegenheit einer Schilderung des akademiſchen Lebens und Strebens der Hochſchule Bonn zum Gegenſtande ausführlicherer Beſprechung gemacht.

In neuerer Zeit verfolgten dieſen eingeſchlagenen

der Medizinalrath Ringseis in München und Professor Leo in Halle, Ersterer ultramontanerseits in seinem auch von Görres in bekannter Manier und Manie apologisirten sog. „System der Medizin" (1841), und Letzterer pietistischerseits in einem größern Artikel in oben erwähnter sog. evangelischen Kirchenzeitung. Beide begegnen sich auf demselben Wege und gelangen zu demselben Ziele. Beide wollen die „medizinische Theorie und Praxis reformiren und restauriren". Der Glaube, d. h. das positive Dogma gilt ihnen als das Fundament, worauf sie ihr scuriles System aufführen. Der erste Ursprung aller Krankheit ist — nach diesem modernen System — der Sündenfall im Paradiese; Eva's Apfelbiß ist die Grundursache alles menschlichen Siechthums; Eva, die Ahnfrau des Menschengeschlechts, ist auch die des Krankheitsgeschlechts. Neugierig öffnete sie die Pandorabüchse und Krätze und Pest, Schnupfen und Podagra, Cholera und gelbes Fieber huschten hinaus, und fielen das arme Menschengeschlecht gleich Hyänen und Schakalen zerfleischend und würgend an. Das wilde Heer der Seuchen die Todesrotte des Fiebers, die ganze Meute des Aussatzes, der Pocken, der galanten Uebel in allen ihren Abstufungen und Stadien stürzte daher und warf die Menschheit nieder auf das Schmerzenslager, von welchem sie sich am Schnellsten radical geheilt erheben kann durch Anwendung der Heilmittel der Kirche, in Vereinigung mit denen der Arzneikunde. Klystirspritze und

Roſenkranz, Scheide- und Weihwaſſer, Teufelsdreck und Gebet müſſen ſich die Hand bieten zur Heilung des Patienten; Vomitive und Benedictionen müſſen die unſaubern Geiſter und Gäſte aus dem leidenden Körper bannen, Purganzen und Segenſprechungen die Krankheitsteufel austreiben, Hungerkur und Handauflegen die kraftloſen Eingeweide ſäubern und ſtärken, damit der Kranke geſunde.

Mit dieſen neuen mediziniſchen Syſtemsbeſtrebungen ſteht eine neue Art Krankheit in genaueſter Verbindung, die vor und mit jenem Syſtem aufgetaucht iſt. Und dieſes neue Siechthum iſt die ascetiſche Krankheit, wie wir ſie vor Jahren in unſerer Nähe an der ſog. Nonne zu Dülmen ſahen und gegenwärtig an dem Fräulein von Mörl in Tyrol — beide unter dem Einfluſſe von Gliedern des Klerus ſtehend — erleben. Und mit dieſer neuen Krankheitsform ſteht nun auch eine uralte, aber in unſern Tagen aufs Neue wiederaufl ebende Kurmethode in Verbindung, und das iſt keine andere als die Wunderkur von der Gebetkur des Fürſten Hohenlohe bis zu den Wundermedaillen der Gräfin Stolberg.

Wir leben im Jahre 1844 nach der gnadenreichen Erlöſung und Erleuchtung der Welt, und in eben dieſem Jahre erzählt das in der Hauptſtadt der Provinz Weſtfalen mit geiſtlicher und weltlicher Cenſur erſcheinende

„Sonntagsblatt für katholische Christen" in seiner Nro. 27 vom 10. September weit und breit auf 9 Seiten, wie die arme katholische Dienstmagd Wilhelmine Schook zu Lünen **nach dem Genusse eines Fetzens von einem alten Hemde des seligesprochenen italienischen Canonicus Bufalo** ettissime radical geheilt und befreit sei von „einem grausenhaft angeschwollenem Unterleibe, Urinstocken, Unterbrechen Krämpfen und Convulsionen, wovon sie seit länger denn 5 Vierteljahren heimgesucht worden". Doch wozu mehr davon hier wiederholen. Man lese den großen Bericht des katholischen Pfarrers zu Altlünen im Sonntagsblatt selbst, und man wird staunen; er bedarf keines Commentars. Er ist ein Pendant zu der bekannten Erzählung von dem Wunder jenes Kirchenheiligen, der am Spieße bratende Krammetsvögel wieder in's Leben rief.

Durch diesen Lünen'schen allerneuesten Wunderbericht ist die Gipfelspitze des Mirakelunwesens erreicht; Wunderunfug aller Zeiten hat in **unserer** Zeit die äußerste Höhe erreicht, und es ist mehr als an der Zeit, daß demselben ein Ziel gesetzt werde — zur Erhaltung der Würde des Christenthums, im eigensten Interesse des Katholizismus. Warlich — **wenn Fetzen alter Hemden und Unterhosen des katholischen Klerus als Werkzeuge dienen, wodurch sich die**

Größe, Macht und Gnade Gottes kund thun ſollen, was will man mehr, den Katholizismus in ſeiner Würde zu vernichten? Er hat ſich ſelbſt gerichtet und vernichtet. —

Verbrechen und Freiheitsstrafen, Gefängnisse, Strafsysteme.

Es geschehen keine bösen Thaten als aus Irrthum oder Krankheit des Gemüths; denn das Böse ist das Unnatürliche oder, was dasselbe ist, das Unvernünftige. Ein Unvernünftiges Wesen kann aber schlechterdings nicht das Unvernünftige *wollen*; nur das thierische, vernunftlose Wesen an und in uns *begehrt* es.

Wenn die Kraft des vernünftigen Geistes von der Uebermacht des Thierischen, vom Nervenreiz, von der Verwöhnung u. s. w. erstickt wird, entsteht Mißverhältniß, entsteht Zerstörung in unserm Gesammtwesen wie bei jedem Wahnsinnigen, das ist, eine *Krankheit*, die wir häufig selbst verschuldet haben.

Der größte Theil unserer Rechts- und Sittenlehre ist aber auf den lockern Grund von Erfahrungstrümmern zusammengebaut, in sich selbst daher oft haltungs-

los, ja nicht ſelten unrechtlich und unſittlich, wie die Kunſt eines empiriſchen Arztes. So lange Richter und Rechtsgelehrte nicht den beſſern Theil ihres Wiſſens aus den Tiefen der Seelenkunde entlehnen, bleiben wir im Rechtsfach Barbaren, und die Richterſprüche meiſtens Ordalien des rohen Mittelalters, in denen blindes Loos über Einſicht gilt. Und gleichwie derjenige Arzt der Weiſere zu ſein ſcheint, welcher, die eigentlichen Naturen ſeiner Kunden genau erforſchend, ſie durch angemeſſene Lebensordnungen vor Krankheiten bewahrt und zu langem Leben bereitet: ſo ſcheint derjenige Theil der Sittenlehre der weſentlichſte, welcher bis jetzt am wenigſten bedacht iſt, und der nämlich aus den Tiefen der Seelenkunde Hülfsmittel ſchöpft, die Harmonie unſers Weſens unverletzt und vor Verſtimmung und Krankheit zu bewahren.

Es gibt von einem gewiſſen Standpunkt aus kaum eine lehrreichere Lektüre als Criminalprozeſſe. Es ſind dies lebendige Dramen, die den Menſchen ſchildern, ſein Inneres vor uns aufdecken; ſie bezeichnen den Zuſtand der Kultur eines Landes, den Charakter des Volks, ja einzelner Provinzen. Wer ſich davon überzeugen will, der vergleiche einen deutſchen Criminalprozeß, einen deutſchen Verbrecher mit einem franzöſiſchen und er wird dann beide Völker charakteriſiren, den Verſchiedenheiten auf Schritt und Tritt begegnen, wenn auch auf den erſten Anblick das Verbrechen und die Motive die-

ſelben zu ſein ſcheinen. Aus einem Studium der Verbrechen, der Verbrecher und der Prozeſſe, wo jede Kleinigkeit, jede Zeugenausſage, jede Aeußeruug über die That und die Motive helle Blicke in das Innere der Handelnden und Urtheilenden werfen, würden aber noch andere Lehren hervorgehen, wenn man tiefer forſchte und die Urſache, die pſychologiſche Stufenleiter, die der Thäter durchlaufen, ehe er zum Verbrecher wurde, verfolgen könnte oder auch nur wollte. Im Jahre 1836 ging eine 171 Individuen ſtarke Galleerenſclavenkette von Paris ab. Aus der Statiſtik der Motive dieſer Unglücklichen ergab ſich, daß nicht weniger als 102 von ihnen aus Noth Verbrecher wurden. Es iſt dies ein furchtbares, ein erſchütterndes Reſultat; und um ſo erſchütternder, als ſich ein ähnliches oft noch auffallenderes Reſultat bei allen minderſchweren Verbrechen und Vergehen herausſtellt. Hiernach von Verbeſſerungsanſtalten in den Gefängniſſen zu ſprechen, dieſe zu einer Art von Lebensfrage zu machen, iſt ein Beweis dafür, daß die Menſchen meiſt nur die Eiterbeule ſehen und nicht nach der Urſache fragen, die dieſe Abſonderung auf der Oberfläche nothwendig macht. Es gibt nur Ein vernünftiges Pönitentiarſyſtem, und das iſt dasjenige, welches ſucht ſo wenig als möglich in die Nothwendigkeit verſetzt zu werden, ein ſolches anzuwenden. Mit der Verbeſſerung des Zuſtandes der unteren Klaſſen der Geſellſchaft, mit Ausrottung der Noth, ſo weit

bis möglich — und es muß dies bis zu einem hohen Grad möglich sein — mit einer gleichförmig-zweckmäßig-aufgeklärten Erziehung stirbt die Quelle ab, aus der bis jetzt die meisten Verbrechen fließen. Es wäre wohl der Mühe werth daran zu denken, und beinahe scheint es nützlicher, das Geld für Pönitentiaranstalten als für verlorne oder halbverlorne Menschen zu verwenden, die zum großen Theil nicht untergegangen wären, wenn man vor der That nur halb so viel an sie verwendet hätte, als ihre Bestrafung kostet. —

Damit indeß die Straf- zugleich auch Besserungsanstalten werden, dürfte von den verschiedenen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in Anwendung gebrachten Systemen, das mildere Isolirungssystem den Vorzug verdienen; nämlich Absonderung der einzelnen Strafgefangenen mit Ausnahme der Arbeitsstunden; die Arbeit also nicht isolirt, sondern gemeinschaftlich, nur daß den Gefangenen dabei nicht mit einander zu sprechen gestattet wird. —

Diese Vereinzelung der Gefangenen in den Gefängnissen ist jedoch nur ein Mittel gewisse Uebel zu verhindern, die gewöhnlich Folge des Zusammenlebens von Verbrechern sind; es ist damit nichts geholfen, nichts gebessert, oft sehr Vieles verschlimmert, wenn nicht noch andere Vorkehrungen hinzutreten. Der Mensch ist zur Geselligkeit geboren; ihn vereinzeln, ihn in der Gesellschaft zum Schweigen zwingen, ist eine

Unnatur welche die gräßlichsten Folgen hat, die ihn am Ende verdummt, zum Thier macht, oder aus dem Gefängniß in's Narrenhaus bringt. Ein veständiges Pönitentiarsystem muß mehr als ein negatives Resultat (die Verhinderung der Ausbreitung des Verbrechens unter den Sträflingen) haben: es muß diese bessern; und dazu ist nicht Einsamkeit, sondern Aufsicht, Belehrung und Gewöhnung an Arbeit nothwendig: auch ist Einsamkeit in den meisten Strafanstalten Amerika's nur eine weitere Strafe für Vergehen in den Gefängnissen selbst, für Verbrecher die in diesen sich nicht entwöhnen können Verbrecher zu sein. Die große Mehrzahl der Verbrechen sind Folge von Mangel der Erziehung, Noth, Hunger und Faulheit; diese besiegt man aber durch Arbeit und Gewöhnung an ein regelmäßig-thätiges Leben. In den Englischen Strafkolonien wird nur dies Mittel angewendet, und zugleich dem Sträfling, nachdem er an Arbeit gewöhnt ist, für die Zukunft ein genügendes Auskommen gesichert. Hierdurch erreicht man die schlagendsten Resultate, so daß nach kurzer Zeit ein großer Theil des Auswurfes der englischen Gesellschaft sich in brave, tüchtige Bürger verwandelt, bei denen nur äußerst selten Beispiele von Rückfällen vorkommen. Vielleicht werden wir Deutsche dereinst auch so klug, wenn wir die Erfahrung gemacht haben daß philantropische sehr schön klingende Worte nichts an der Sache ändern, geht man nicht auf die Quelle des Übels zu-

rück und greift es bei dieser an. Es müssen besondere Anstalten errichtet werden, in welchen auch entlassene Gefangene, die sonst nur schwer ein ehrliches Unterkommen finden und nur allzuhäufig aus Noth rückfällig werden, als freie Arbeiter beschäftigt werden können. Der zum Erstenmal in Strafe verfallene Verbrecher, müßte zum Gefängniß auf unbestimmte Zeit verurtheilt, von anderen Gefangenen isolirt, und seine Befreiung von seiner Besserung abhängig gemacht werden.

Die Kosten einer solchen Einrichtung und der Bau der besonderen Zellen für jeden einzelnen Gefangenen, sind übrigens bei weitem nicht so bedeutend als man glauben sollte. In England wurde eine solche Anstalt eingerichtet, und die Baukosten machten auf die Zelle nur beiläufig 150 Thaler aus. Im Ohiostaat betrugen die Kosten auf die Zelle nur ca. 140 Thaler; während die bisherigen Überschläge zum Theil bis gegen 2400. Thaler für jede einzelne Zelle annahmen, was den enormen Miethzins von 96 Thaler jährlich für eine Zelle repräsentiren würde.

In England, in der Schweiz, und vorzüglich in Amerika hat man viele Versuche zur Besserung der Gefangenen gemacht; aber unter den verschiedenen zur Erreichung dieses Zwecks vorgeschlagenen Systemen, haben besonders zwei Aufmerksamkeit erregt: das im Gefängniß zu Auburn in England angewandte; und jenes,

das im Gefängniß von Philadelphia in den Vereinigten Staaten eingeführt ist. Zu Auburn sind die Gefangenen nur während der Nacht in der Einsamkeit und stets unter den Augen der Wächter. Diese Aufsicht und das ihnen auferlegte Schweigen, dienen zur Grundlage des im Gefängnisse eingeführten Systems, das genau betrachtet keine großen Vortheile zu gewähren scheint. Das den Gefangenen auferlegte Schweigen wäre es ausführbar, würde sie zu Narren machen; aber Alle wissen auszuweichen. Das Reden ist eine nothwendige, unschuldige und für Gefangene unentbehrlichere Handlung als für in der Freiheit lebende Menschen: auch lernen die Gefangenen von Auburn sich mit einander unterhalten ohne die Lippen zu bewegen, und Abends, wenn sie in ihre einsamen Zellen eingeschlossen sind, dienen ihnen die Röhren ihrer Luftzieher als Sprachrohr um sich mit ihren Nachbarn zu unterhalten. Die Peitsche konnte in diesem Zustand nichts ändern, weil keine Martern die gerechten natürlichen Handlungen zu hindern vermögen. Durch dergleichen Mittel zwingt man die Gefangenen nur zur Verstellung, man gewöhnt sie an Übertretung der Gesetze des Gefängnisses: ein gefährliches und ihre moralischen Wiedergeburt ganz entgegengesetztes Verfahren. Was das ununterbrochene Spiouiren der Gefangenen betrifft; die in ihren Zellen angebrachte Öffnungen durch die man sie ungesehen beobachten kann; die ausgefütterte Fußbedeck-

kung mittelſt deren man ſich ihnen unbemerkt nahet; ſo mögen alle dieſe Mittel für die Kerker der Inquiſition vortrefflich ſein; aber nicht für Gefängniſſe in denen man die Strafbaren zu beſſern beabſichtigt. Man raubt ihnen auf dieſe Weiſe die Vergeſſenheit ihrer ſelbſt, deren ſie bei freier Unterredung genießen könnten und zugleich die Ruhe und Verborgenheit, die das Vorrecht vollſtändiger Einſperrung ſind. Jede Bewegung erinnert ſie an ihre Lage; ſie wiſſen daß verborgene Augen all' ihr Thun und Laſſen ſehen; ſie können weder allein noch in Geſellſchaft leben; ſelbſt die Scham iſt ihnen unterſagt! Diejenigen die in einer ſolchen Lage nicht ganz und gar ausarten, leben in ununterbrochener Herzenbeklemmung; und die bleichen Geſichter und ſtieren Augen der Gefangenen von Auburn, löſen in dieſer Hinſicht jeden Zweifel.

Das Syſtem vollſtändiger Abſonderung wurde im Gefängniß von Philadelphia eingeführt. Jeder Gefangene ſchläft und arbeitet in einem beſondern Zimmer, wo er Herr ſeiner Handlungen iſt. Dieſes Syſtem hat zwei unſchätzbare Vortheile: der erſte Vortheil iſt der, daß indem es dem Wächter die Geſinnungen der Gefangenen in die Hände ſpielt, es denſelben in den Stand ſetzt, fortwährend und ungetheilt auf ſeine geringſten Gedanken einzuwirken. Der zweite Vortheil iſt der: daß es den Gefangenen vor den übeln Einflüſſen einer laſterhaften Geſellſchaft bewahrt; vor der Schande im

Innern des Gefängnisses, und vor der Entwürdigung außerhalb desselben. Freilich läßt das Absonderungs-System noch sehr viel zu wünschen übrig; aber so wie es besteht, ist es schon allen andern bei weitem vorzuziehen. Es wird überflüssig sein, zu erwähnen daß wir eine mit Arbeit und mit häufigen Besuchen des Wärters verbundene Absonderung verstehen: ohne Arbeit wäre die Strafe abscheulich und ungerecht, denn es hieße dem menschlichen Dasein seinen Zweck entziehen. Die Arbeit ist nicht nur der große Tröster des Menschen; sie ist auch seine Pflicht und sein Vorrecht. Diese Wahrheit ist in den Gefängnissen von Philadelphia so tief gefühlt, daß man den Verurtheilten nie zur Arbeit aufmuntert noch zwingt; man wartet ab bis er deren begehrt, und man hat kein Beispiel von Gefangenen, die den dritten Tag verstreichen ließen ohne welche zu verlangen. So wie der Gefangene in die Anstalt tritt, wird er ins Badzimmer geführt, wo der Arzt und der Wächter oder Wärter seinen Gesundheitszustand untersuchen; dann wird ihm eine Kapuze über den Kopf gezogen, die ihm erst in seiner Zelle wieder abgenommen wird. Miß Martineau sagt, daß sie keinen Gefangenen gesehen habe, der ihr über das äußere Aussehen des Gefängnisses hätte Auskunft geben können, noch in welcher Richtung seine Zelle liege. Diese Unwissenheit benehme ihnen auch den Gedanken der Flucht. Am zweiten Tag besucht der Wärter den Gefangenen und

unterichtet ihn in den den Geſetzen des Hauſes. Verlangt er Arbeit, ſo läßt man ihm die Wahl zwiſchen drei oder vier Beſchäftigungen unter welchen das Weben und die Schuſterei die Vorzüglichſten ſind. Man verſtändigt ihn daß wenn er eine gewiſſe Aufgabe zu Stand bringe, er auch die guten Arbeitern beſtimmte Ration erhalte; und daß, wenn er noch mehr leiſte, man den Werth der überſchießenden Arbeit auf die Seite legen werde, und daß er das auf dieſe Weiſe erſparte, nach überſtandener Strafe erhalte. Man gibt ihm auch eine Bibel und einige andere Bücher, welche Gönner der Anſtalt zu dem Behuf anſchaffen.

Als Miß Martineau die Anſtalt von Philadelphia beſuchte, wünſchte ſie die Gefangenen in der Nähe zu ſehen und ungenirt mit ihnen ſprechen zu dürfen. Ich vermuthete, ſagt ſie, ſie würden nach einer langen Trennung von der Geſellſchaft geneigt ſein vertraulich zu reden und mir ihr Herz zu öffnen; keiner war auf meinen Beſuch vorbereitet, und doch war der Empfang allerwärts derſelbe. — Bei meinem Anblick ſchienen Alle erſtaunt und legten ihre Pfriem oder ihre Schießfrule bei Seite. Ich fing damit an ihnen zu ſagen daß ich nicht in der Abſicht komme ihnen religiöſe Predigten zu halten, ſondern ſie zu ſehen und von ihnen ſelbſt die Urſachen zu erfahren die ſie hierher gebracht; hinzufügend daß ich bereit ſei mich augenblick-

lich zu entfernen, wenn ihnen mein Besuch mißfalle. Bei diesen Worten unterließ der Gefangene nie, mir seinen Stuhl zuzuschieben den er mit seinem Schurz rein machte und dann zu seiner Arbeitsbank zurückkehrte, sich auf dieselbe setzte und alle meine Fragen ohne Anstand beantwortete. Nie erhielt ich ich vollständigere und einfachere Geständnisse als die ihrigen und viele waren außerordentlich. Alle endigten indem sie mir ihre Geschichte erzählten. Jeder Beicht lag ein verwundetes Herz zum Grunde. Die Einen beklagten sich über die Ausschweifungen ihres Vaters oder über die Härte einer Stiefmutter; die Andern über die Treulosigkeit einer Gattin oder über die Flatterhaftigkeit einer Geliebten, kurz immer erschien häusliches Leiden als Ursprung ihres Verderbens, und bei allen ging ein Unglück ihrem Fall voran! Einer meiner Freunde der es wußte daß ich die Gefängnisse von Philadelphia besuchen werde, bat mich zu zwei Brüdern zu gehen die als Falschmünzer verurtheilt waren. Die Geschichte war weltkundig und der ältere Bruder war ein verstockter Sünder; ich versprach, mich nach ihnen umzusehen. Mein Freund war so unvorsichtig, die Frau des jüngeren Verurtheilten zu benachrichtigen, daß ich ihren Mann besuchen werde; und diese kam den andern Tages zu mir. Ich wurde bald gewahr daß das arme Geschöpf mir alle seine Familienangelegenheiten erzählte, in der Hoffnung, ich werde das was sie mir sagt ihrem Mann mittei-

len; ich war daher gezwungen ſie zu unterbrechen, indem ich ſie benachrichtigte daß die Vorſchriften des Gefängniſſes durchaus verböten, den Gefangenen von dem zu ſagen was außerhalb vorgehe, und daß ich nur unter dieſer Bedingung zu ihnen gelaſſen werde. Die Antwort der Frau brach mir das Herz. — Ach Madame, ſagte ſie, ich will die im Haus eingeführte Ordnung nicht verletzen! aber hier auf dem Herzen liegt etwas das ſo ſchwer iſt, daß ich es nicht los werden kann — wenn Er nur das wüßte, ich würde nichts weiter verlangen. Als man ihn verurtheilte, hoffte er in drei Monaten begnadigt zu werden, und nun ſind ſchon fünf Monate verfloſſen. Ach Madame, wenn er nun nicht glaubt daß es meine Schuld iſt .... ich that mein Möglichſtes; aber man hörte nicht auf mich. Ach! mein Gott! denken Sie darauf Madame .... er könnte ſonſt glauben ich liebe ihn weniger ſeitdem er unglücklich iſt! Ich verſprach dieſem armen liebevollen Geſchöpf daß ich dieſerhalb mit dem Director des Gefängniſſes ſprechen und jedenfalls ihr alles das wieder ſagen werde, was ihr Mann mit mir geſprochen. Ich fand den Gefangenen mit ſeiner Weberei beſchäftigt: er ſprach mir einige Zeit von ſeiner Arbeit; aber bald wurde ich gewahr daß ſein Geiſt mit andern Dingen befangen war. Um Fragen auszuweichen die ich nicht beantworten durfte, fragte ich ihn, ob er in der Stadt keine Angehörige habe? — er erwähnte hierauf des Bruders der ihn zum Verbrechen

hingerissen! und alles was er von ihm sagte, trug das Gepräge der Milde und eines rührenden Zartgefühls. Er suchte sein Vergehen weder zu beschönigen noch zu rechtfertigen, indem er die mildernden Umstände auseinandersetzte; aber er sprach viel von seiner Frau; und sagte mir, er sei immer schwach gewesen, sie aber sei stark an Geist und Herz; sie habe ihn von Abwegen bewahrt wenn sie zugegen gewesen sei; sie verstehe, ihm in Gegenwart Anderer zu rathen ohne ihn herabzuwürdigen, und spare die Verweise auf die Stunden wo sie allein seien. Das Unglück wollte daß er zwei Tage früher als sie nach Philadelphia gekommen war, wo er seinen Bruder fand der ihn beredete zwei falsche Thalerstücke auszugeben: — das allein sei sein Verbrechen! Doch suchte er nicht, es zu entschuldigen; schien auch nicht es für unwichtig zu halten. Vormals, sagte er, glaubte ich nicht daß es ein großes Vergehen sei, das Eigenthum Anderer anzutasten; es schien mir viel mehr gerecht daß der Überfluß der Reichen zu den Armen übergehe; aber seitdem ich gefangen sitze habe ich viel nachgedacht, und fühle nun wie nothwendig es ist eines jeden Rechte zu beschützen. Nunmehr, fügte er hinzu, bin ich überzeugt daß mich nichts mehr bestimmen wird die Gesetze zu verletzen; aber wozu dient mir daß ich nicht mehr blind bin? — ich habe meine Frau auf immer unglücklich gemacht, und nun ist keine Hülfe mehr. Ich suchte ihn zu beruhigen; ich erinnerte ihn daran daß er nun auf fünf Jahre condem-

nirt ſei; und daß wenn er ſeine Strafe überſtanden habe, er jung ſei und ſeine Frau auf viele Jahre glücklich machen könne. Dieſe Tröſtungen thaten ihm wohl; er erhob ſeine thränenden Augen vom Weberſtuhl aufwärts und fing an mit dem Gegenſtand ſich zu beſchäftigen den ich befürchtete, — mit ſeiner Begnadigung! Seitdem ich die Gefängniſſe von Philadelphia beſuchte, hatte ich bemerkt daß dieß der einzige Gedanken aller Verurtheilten war, und daß dieſe ungewiſſe Hoffnung, weit entfernt ihnen Vergnügen zu gewähren, ſie aller Seelenruhe beraubte. Ich antwortete alſo dem jugendlichen Weber, er habe Unrecht auf ſeine ſehr unwahrſcheinliche Begnadigung zu hoffen; denn als ich ſah daß ich einen offenen und geraden Verſtand vor mir hatte, bewies ich ihm daß, da jedes Vergehen beſtraft werden müſſe, die Begnadigung eine Verletzung des Princips der Gerechtigkeit und als ſolche gefährlich ſei. Er hörte mich mit beklommener Aufmerkſamkeit an; und nachdem ich lange genug den zur Sprache gebrachten Gedanken entwickelt hatte, fragte ich ihn: ob er — die Hand aufs Herz — glaube, daß die Geſellſchaft ihm verzeihen ſolle? — An allen Gliedern zitternd und weiß wie die Wand, antwortete er muthig! — Nein! Ich fragte ihn: ob die Strafe ohne zu Murren erdulden nicht vernünftiger ſei als ſein Leben zwiſchen Hoffnung und Täuſchung verkümmern? — Er ſchwieg. Endlich fragte ich ihn: ob er, wenn auf ſolche Weiſe ſein Herz unter eitler Hoffnung

breche, er seine Frau nicht beschuldige daß sie ihn verge[illegible]? — O nein! — nein, — schrie er. Ich hatte erlangt was ich wünschte: — ich konnte der unglücklichen Gattin Worte des Trostes bringen. Andern Tags kam sie früh Morgens zu mir. Ich erzählte ihr mein ganze Unterredung mit ihrem Gatten, und sie weinte viel. Endlich kündigte sie mir an, ein neuer Kummer geselle sich zu allen dem der sie schon niederbeuge; die ehrlichen Leute von Philadelphia wollten ihr keine Arbeit mehr geben, weil ihr Mann verurtheilt worden sei, und sie müsse sich daher mit ihrem Kind zu ihrem Vater zurückziehen. Sie verlasse Philadelphia sehr ungern, wo ihr Mann athme und wo sie wenigstens die Mauern seines Gefängnisses sehen könne. Sie sprach mir noch lange von ihrer Vergangenheit, von den ersten Tagen ihrer Haushaltung; endlich erschrack sie als sie die Uhr schlagen hörte, klagte sich an daß sie ihr Kind, ihre Reise alles vergesse, und nahm Abschied. Aber bald kam sie mit Thränen in den Augen wieder, nahm mich bei der Hand, und fragte ob sie gar nichts für mich thun könne? Ich dachte daß in einer so veränderlichen Welt wie die unsrige der Fall wohl eintreten könne und versprach ihr mich an sie zu wenden wenn ich ihrer in irgend einer Art bedürfe. Später erkundigte ich mich nach dieser vortreflichen Frau, und erfuhr daß sie wenige Monate nach ihrer Ankunft bei ihrem Vater in einen Zustand der Entkräftung verfallen sei, deren Ursache nicht zu ergründen

war; nur wiederholte ſie täglich:— Ich fühle daß mir ein Unglück bevorſteht. Endlich erhielt ſie einen Brief aus Philadelphia der ihr anzeigte daß ihr Mann an einem Blutſturz geſtorben ſei. Als ich den ältern Bruder des Webers beſuchte, deſſen Geſchichte ich ſo eben erwähnte, konnte ich mich überzeugen, wie genau die durch die Verordnungen des Hauſes empfohlene Verſchwiegenheit befolgt wird. Man hatte mir zu mehreren Malen wiederholt, daß die beiden Brüder zu gleicher Zeit in das Gefängniß gebracht worden ſeien, und ich nahm daher keinen Anſtand dem ältern von dem jüngeren zu ſprechen. Ich war von der Heftigkeit betroffen mit der er ausrief: — iſt mein Bruder hier?— auf welcher Seite des Gefängniſſes wohnt er?— Alſo haben ſie ihn doch verurtheilt! Obgleich ich keine dieſer Fragen beantworten konnte war mir doch lieb daß er durch Zufall erfahren hatte wohin er ſeinen jungen unglücklichen Bruder gebracht."

„Zuverläſſig verlaſſen viele Verurtheilte die Gefängniſſe von Philadelphia gebeſſert. Die Männer insbeſondere, da ſie ihre Strafe unter erborgten Namen erleiden oder von ſo weit herkommen, daß ſie hoffen können, ihre Verurtheilung werde ihren Bekannten verborgen bleiben, ſind leicht zu beſſern: — dieß beweiſt welchen Einfluß der öffentliche Tadel auf die weiteren Entſchlüſſe des Verurtheilten übt. Soll er ſeine Wiedereinſetzung in den vorigen Stand zu verdienen ſtreben, ſo muß er ſie auch

für in der That möglich halten; ist er aber gewiß daß ihn die öffentliche Meinung, selbst nach seiner Wiedergeburt fortwährend zurückstoßen wird, so wird er niemals den Muth haben sie zu vollenden." Miß Martineau führte eine Menge Thatsachen an, die beweisen, welch glückliche Erfolge man in Philadelphia durch unbedingte Einsamkeit erlangt hat. Doch muß man nicht glauben daß dieses Mittel unfehlbar sei und alle Gefangene bessere: — ich sah deren — sagt Miß Martineau — so stupide, daß man augenscheinlich nichts von ihnen hoffen konte. Andere faßten die Dinge so sonderbar auf und waren ihrer selbst so gewiß, so überzeugt daß sie nicht mehr sündigen würden, daß ich im voraus deutlich sah, daß sie bald wieder in die Gefangenschaft wandern würden. Ein Seemann, dafür bekannt daß er mehr Leben geopfert hatte als irgend ein Anderer in Amerika, war ganz gewiß daß er in Zukunft der tugendhafteste Mensch von der Welt sein werde. Er faßte den festen Vorsatz nur Thee zu trinken und nie ein Geldstück in die Hand zu nehmen. Ich bemerkte ihm daß er diese Zusicherung nur dann werde geben können, wenn er Brandwein und Geld vor sich habe, und daß er mit Unrecht so großes Vertrauen in sich selbst setze. Er schüttelte seine rothartige Mähne, schoß grimmige Blicke auf mich und sagte: — er setze sein verruchtes Leben wohl ein, Christus aber habe alle Seelen erkauft. Er wiederholte oft, daß er nie wegen Todschlag verurtheilt worden sei. Ich fragte ihn

wie er ins Gefängniß gekommen? — für nichts weiter als ein paar Diebstähle, einen großen und einen kleinen — antwortete er mit der größten Gleichgültigkeit. Dann erzählte er mir, daß eben seine Mutter in seinen Armen gestorben sei, als zwei Freunde ans Todtenbett kamen und ihm eine Expedition vorschlugen; er setzte mir auseinander, wie das Geschäft geleitet werden, und wie er in Gefangenschaft gerathen sei. Diese Erzählung war zu wissenschaftlich als daß ich sie hätte verstehen können: aber ich hatte genug gehört, um bereit zur Antwort zu sein, als er mich um Rath fragte, was er nach seinem Austritt aus dem Gefängnisse thun solle? — Ich rathe Ihnen — sagte ich — sich in einen Wald nieder zu lassen, fern von irgend einem Wirthshaus, von jeder schlechten Gesellschaft und von jedem Privateigenthum."

„Das Absonderungssystem muß lange versucht werden, bevor es mit Ausschluß jedes andern, eingeführt wird, besonders muß es gemildert werden. Ich liebe, aufrichtig gestanden, weder das Schweigen noch das zu lang dauernde Nachdenken, natürliche Folgen einer unbedingten Einsamkeit, und diesen Zweckwidrigkeiten könnte, glaube ich, abgeholfen werden. Ich sah in Charlestown (Massachusset) mehrere schwarze und weiße Verurtheilte denen man als Belohnung ihrer guten Aufführung, zusammen zu singen erlaubt hatte? ich erinnere mich noch des Eindrucks als ich aus solchen Kehlen die schönen Worte

des Liedes hörte: — die Himmel verkündigen ꝛc. Gewiß wäre es von Nutzen wenn solch unschuldige Zerstreuungen und sanfte Gewohnheiten in jedem Gefängniß eingeführt würden. Man mag übrigens eine Verfahrungsart annehmen welche man wolle, so gibt es einen Grundsatz der in jedem Strafsyſtem vorherrſchen muß der nemlich: — die Schuldigen als Menſchen zu behandeln; denn ſie bleiben immer Menſchen, und ihre Strafbarkeit iſt nur vorübergehend. Die Gefangene von Philadelphia fühlen dieß ſo gut, daß ſie ſich eigens gegen mich rühmten: — man behandle ſie mit Ehrfurcht; Alle bedienten ſich deſſelben Ausdrucks. Und er iſt ſo wahr, das die Hauptſache nicht das in der Anſtalt eingeführte Syſtem iſt, ſondern die Achtung, die man dem Verbrecher in ſeiner Eigenſchaft als Menſch bezeigt, daß die bisher erlangten glücklichſten Erfolge die des Gefängniſſes von Weather-Field ſind, deren Organiſation bei weitem die von Philadelphia nicht erreicht, wo aber der Capitän Tillsbury jene ehrfurchtsvolle Achtung für den Gefangenen zum höchſten Grad geſteigert hat. Seine Gewalt über die Verbrecher iſt ſo bekannt, daß man ihm von allen Seiten die eingefleiſchten und unverbeſſerlichſten zuſchickt. Folgendes hat man mir von ſeiner Verfahrungsart, mit zwei dieſer Unglücklichen erzählt. Der Erſte war eine Art Rieſe, der ſeit ſiebenzehn Jahren von Vergehen zu Vergehen bis in die furchtbarſten Verbrechen verfallen war; ſein bloßer Anblick verbreitete allenthalben Schre-

den. Der Capitän ſagte ihm als er eintrat: — ich hoffe Sie werden nicht zu entweichen verſuchen; — ſeien wir einer gegen den andern aufrichtig; ich werde Sie ſo zufrieden zuſtellen ſuchen als es möglich iſt und wünſche daß wir Freunde bleiben. In dieſem Hauſe iſt ein Gefängniß, in welchem der Gefangene nichts hört, nichts ſieht; kurz dieſe Abſonderung iſt eine eigentliche und groſſe Marter. Noch nie wurde ich in die Nothwendigkeit verſetzt ſie anwenden zu müſſen. Sie können in dem Hauſe ſo frei herumgehen wie ich, wenn Sie mir ſo wie ich Ihnen vertraue. Der Verurtheilte ſchwieg heimtükiſch und die vertrauensvolle Offenheit des Capitans konnten mehrere Wochen lang dieſes Felſenherz nicht rühren; man gewahrte vielmehr daß er ſich zur Flucht vorbereitete. Der Capitän ließ ihn zu ſich kommen und warf ihm ſein Betragen vor; aber der Gefangene ſchäumte in ſtiller Wuth. Nun erklärte Pillsbury daß er gezwungen ſei ihn in das einſame Gefängniß zu bringen und in einer Hand die Lampe, in der andern den Schlüſſel, ging er vor dem Mörder her. Zur Pforte des Gefängniſſes gelangt, wandte ſich der ſchwache und kleine Capitän um, und allein vor dieſem Coloß, faßte er ihn feſt ins Auge und ſagte wehmüthig: — Nun frage ich, handelten Sie gegen mich ſo wie Sie ſollten? — ich ſchenkte Ihnen mein Vertrauen, und Sie verweigern mir das Ihrige; ich that für Sie was ich konnte, und Sie ſchmiedeten Kabalen gegen mich. . . iſt das

chön? . . . . iſt das recht? . . . . Und doch ſchaudere ich vor dem Gedanken zurück Sie hier einſperren zu müſſen . . . . könnte ich nur glauben Sie hätten einige Freundſchaft für mich! . . . . Der Mörder zerfloß in Thränen. — Siebenzehn Jahre lang, ſagte er, bin ich nun ſchon ein Teufel, und Sie behandeln mich als Menſchen! — . . . . Weg von hier! ſchrie der Capitän, indem er den Schlüſſel des Gefängniſſes raſch aus der Thüre zog. Und der Verurtheilte konnte nach wie vor in dem Haus herumgehen. Von dem Tag an vertraute er Pillsbury alles, und ertrug die Zeit ſeiner Gefangenſchaft mit einer Art religiöſer Freude. Der andere Gefangene war auch ein großer Verbrecher, der ſich, indem er fliehen wollte, ſchwer am Fuß verletzte. Der Capitän ließ ihn auf ſein eigenes Bett bringen, wo man ſeiner pflegte ohne daß ihm der mindeſte Vorwurf gemacht wurde. Als dies geſchehen war, ging Jedermann ſchlafen; aber Pillsbury konnte nicht ſchlafen: dieſer Verſuch zur Flucht kränkte ihn; und gepeinigt von dem Gedanken daß der Verwundete leide, erhob er ſich vom Lager nahm die Lampe, und trat in die Zelle des Gefangenen. Er fand ihn gegen die Mauer gekehrt, die Augen verſchloſſen; aber der Ausdruck des Schmerzes war auf allen ſeinen Zügen unverkenntlich. Der Capitän glaubte der Verband ſei zu feſt angelegt und machte ihn locker; er legte ſein eigenes Kopfkiſſen unter das leidende Glied

und verließ den Kranken beruhigter. Indem er die Thüre zuſchloß, richtete der Gefangene ſich auf und rief ihn zurück. Sind Sie blos in der Abſicht zu mir gekommen meinen Verband lockerer zu machen? ſagte er raſch ... Ja; ich befürchtete Sie befänden ſich nicht ganz gut: — ich konnte nicht einſchlafen .... Und Sie machen mir keine Vorwürfe über mein Benehmen? .... Es betrübt mich ſehr; aber während Sie leidend ſind, kann ich Ihnen keine Vorwürfe machen. Der Gefangene kämpfte gegen Scham und Schmerz. Er bat, man möge ihm wie früher Vertrauen ſchenken. Als er geheilt war ließ man ihn eben ſo frei herumgehen als vor ſeinem Verſuch zur Flucht, und nie mißbrauchte er es wieder. Eines Tages berichtete man dem Capitän Pillsbury, einer der gefährlichſten und wüthendſten Gefangenen habe ſeinen Tod geſchworen, behauptend ſeine Güte ſei nur die Lockſpeiſe mit der er die Gefangenen im Gefängniß zurückhalte. Der Capitän ließ ihn zu ſich bringen, ſchickte alle ſeine Umgebungen weg, und befahl ihm ihn zu raſiren. Die Hand des Gefangenen war zwar zitternd doch vollendete er das Werk nach Wunſch. Als er fertig war ſagte der Capitän: man hat mich verſichert Sie wollten mich umbringen; ich aber war der Meinung ich könnte Ihnen vertrauen .... Man hatte Ihnen die Wahrheit geſagt, erwiederte der Verurtheilte

gerührt; — aber — Gott ſegne ſie! — Und von dem Tag an war er wie neu geboren."

Dergleichen Thatſachen bedürfen keines Commentars; ſie beweiſen, daß etwas Mächtigeres als alle Anſtalten über dem Menſchen waltet — der Menſch ſelbſt wenn er ſich muthig, hingebend und groß zeigt! Das wilde Roß wird immer wilder, je mehr man es martert und peitſcht. In neuerer Zeit hat man ſich überzeugt, daß das wildeſte Roß, durch Sanftmuth und Güte ſo zahm gemacht werden kann wie ein Lamm. Wenn Sanftmuth und Güte ſo mächtig auf das Pferd einwirken, warum nicht auf den Menſchen? — Was würden unter den Einfluß eines Pillsbury die Galeerenſclaven werden, die auf der Ruderbank ihre menſchliche Natur vollends ablegen, um ſich in wilde Thiere zu verwandeln? — Wie iſt es möglich, daß die Nationen im allgemeinen ſich ſo wenig Mühe geben die Wunde der Gefängniſſe zuzuheilen, die ſie entehrt und an ihnen nagt, indem ſie mitunter die herrlichſten Naturen vernichtet. „Ich ſah zu Charlestown — ſagt Miß Martineau — einen Gefangenen den ich nie vergeſſen werde: es war ein Mann von ſeltener Energie, deſſen Kraft aber eine ſchiefe Richtung genommen hatte; er hatte die Hand aufgehoben gegen Alle, und alle hoben die Hände auf gegen ihn; ſein ganzes Leben war ein Kampf, und er hatte in der Geſellſchaft nach Art der Löwen in der Wüſte gelebt. Selbſt im Ge-

fängniß machte er ſich furchtbar; man behandelte ihn als ſei er von Sataniſcher Abkunft und nicht von Fleiſch und Blut! gleich als ſei er herzlicher Regungen unfähig, und als hätten menſchliche Gefühle keine Gewalt mehr über ihn. So in das Verbrechen zurückgeſtoßen, ſah er es als ſein Reich, als ſeinen Stolz an. Er war mit Ketten beladen, und jede Nacht wurde er in ein anderes Gefängniß eingeſperrt. Ich ſtand im Vorhaus als er vorüberging, und ich mußte mich ſeitwärts zurückziehen. Es lag etwas wahrhaft Großes in dem Anblick dieſes Menſchen, der auf ſeine Kraft geſtützt ſich geſagt hatte: das Böſe iſt mein Eigenthum. Er ging langſam, ſeine Ketten klirrten, und als er an uns vorüberging ſah er uns dreiſt an. Wie mag er über die menſchliche Gewalt ſpotten, wenn er die Ketten, die Riegel, und die ſechs Männer ſieht die gegen ſeinen alleinigen Willen angewendet werden müſſen. Als ich ihn in die Tiefe ſeines Gefängniſſes verſchwinden ſah und den Lärm alle der Riegel hörte die man hinter ihm verſchob, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß zwiſchen dieſen vier Mauern viele irgend eines abſoluten Thrones würdige Talente und Gefühle verſchloſſen ſeien. Wer weiß wie viele dem von Charlestown ähnliche Gefangene, ohne mögliche Beſſerung, die Kräfte verzehren die Gott ihnen zur Ehre und zum Vortheil ihrer Brüder verliehen hat? Wie viele Genie's gehen ſo zu

Grunde, wie viel Muth artet aus, und wie viel Geduld wird zum Bösen verwendet!..... Und man spricht fortwährend von Allem was für das Volk geschieht, während seine Tugend alle jenen Zufällen der Unwissenheit, der Verzweiflung, des Elends preisgegeben ist, während die Bestrafung seiner Vergehen, — ihm, das immer inmitten der Versuchungen wandelt — weit entfernt ein Mittel der Versöhnung zu werden, vielmehr ein Mittel ewiger Verderbtheit wird. Und wer sieht nicht ein daß die Moralität der Unterclassen bei uns ein Wunder des Willens ist? Wie viel vornehme Leute gibt es die in der Lage des ersten vorübergehenden Arbeiters, gewiß sind rechtschaffen zu bleiben? — Die Reform der Strafgesetze ist eine Frage ganz demokratischer Natur; denn das Volk füllt die Galeeren so wie die Spitäler; nicht daß es minder rechtschaffen, oder minder gesund sei, sondern weil es weniger Fertigkeit besitzt und mehr ausgesetzt ist. Der erste Unterricht und die Gefängnisse sind die wichtigsten Anstalten der Zukunft: sie werden bewirken daß der Arbeiter nicht strauchle, und daß er sich wieder erhebe, wenn er gefallen."

Wie unverantwortlich die Gefangenen, namentlich auch in dem aufgeklärten Frankreich mißhandelt werden beweis't nachstehendes Circulair, welches der Minister des Innern am 7. August 1838, in Betreff der Departements-Gefängnisse, an die Praefecten erließ. —

„Nach den Berichten der Inſpectoren — ſagt der Miniſter, wird für die Gefangenen mit größter Kargheit geſorgt ſo daß ſie Hungers ſtürben, wenn nicht die Mildthätigkeit ihnen zu Hülfe käme. Es darf aber in dieſer Beziehung nichts der Mildthätigkeit überlaſſen bleiben, denn es iſt die Pflicht der in der Verwaltung repräſentirten Geſellſchaft, ſelbſt dafür zu ſorgen. Es gibt noch Gefängniſſe, wo, den beſtimmten Vorſchriften des Geſetzes zuwider, nach welchen die Nahrung genügend und geſund ſein ſoll, die Gefangenen aus den Departementsfonds nichts als ein halbes Brot ohne Suppe und manchmal ſelbſt das Brot in ſchlechter Qualität erhalten. In andern müſſen ſie auf kaltem, zuweilen feuchtem Boden ſchlafen, der kaum mit etwas Stroh bedeckt iſt, und dieſes wird häufig ſo ſelten erneuert daß es von Ungeziefer wimmelt. Zuweilen fehlt es ſelbſt im Winter an Decken; wenn nicht auch hier die Privatmildthätigkeit eintritt, deren Hülfsquellen aber unſicher und ſelten zureichend ſind. Auch die Kleidung der Angeklagten läßt Vieles zu wünſchen übrig. Der Gegenſatz zwiſchen der Ordnung in den Centralgefängniſſen in welchen die zu ſchweren Strafen Verurtheilten ſitzen, und der in manchen Departements-Gefängniſſen ſpringt in die Augen, und doch ſollte grerade in Letzteren, wo die Angeklagten ſitzen, bei denen ſo lange ſie nicht überführt ſind, das Geſetz die Unſchuld vorausſetzt, mit größerer Sorgfalt auf die Be-

dürfniſſe der Gefangenen Bedacht genommen werden."

Der Miniſter gibt ſofort den Präfecten ausführliche Vorſchriften zur Abſtellung dieſer Übelſtände.

Über Amerikas Beſſerungsſyſtem exiſtirt das bekannte Werk von Beaumont und Tocqueritte. Zwei verſchiedene Weiſen hat man in Amerika verſucht: — 1) daß die Sträflinge zwar in Gemeinſchaft arbeiten aber zu völligem Stillſchweigen mit der größten Strenge angehalten werden, und nur zur Nachtzeit, jeder in eine beſondere Zelle eingeſchloſſen ſind — das New-York'ſche oder Auburn'ſche Syſtem — oder 2) daß die Sträflinge Tag und Nacht völlig iſolirt, jeder in einer Zelle eingeſperrt, zu ſtillſchweigender Arbeit ſich überlaſſen bleiben — das Penſylvaniſche Syſtem. Zu dieſer letzteren Einrichtung einer durch Einſamkeit und Stillſchweigen auf die innere moraliſche Stimmung wirkenden Reue und moraliſche Beſſerung erzeugenden Behandlung, kommt dann, als weſentlich und unumgänglich nöthig noch hinzu: moraliſcher Unterricht und täglicher Zuſpruch wohlgeſinnter, vom Geiſt der Anſtalt durchdrungener Geiſtlichen, um dem Reue fühlenden Verbrecher zu Hülfe zu kommen, ſeine beginnende Moralität zu heben, und ſeinen Vorſatz zur Beſſerung zu ſtärken, und hierdurch, ſtatt des bisherigen Unterrichts im Verbrechen, in dem Verbrecher eine moraliſche Wiedergeburt zu befördern und zu

vollenden. — Der ſittliche und religiöſe Unterricht bildet daher die zweite Grundlage des ganzen Beſſerungsſyſtems.

Die ſardiniſche Regierung beabſichtigte im Jahre 1839, zu Alexandria (Piemont) ein zur Aufnahme von 500 Sträflingen taugliches Beſſerungshaus zu errichten und forderte in einem Pogramm alle Bauverſtändige ſowohl In- als Ausländer auf, ſich um einen Preis von 500 Franken zu bewerben, welcher demjenigen zuerkannt werden ſolle, der nach dem Ausſpruch einer vom Miniſterium ernannten Comiſſion, den beſten Plan nebſt Koſtenüberſchlägen und Begründung der einzelnen Vorſchläge zur Ausführung des Baues liefern würde. Dem Programm ſind Verzeichniſſe über die Baumaterialien im Piemontiſchen, und einige Abriſſe des Ortes beigefügt auf welchem das neue Gebäude errichtet werden ſoll. Die alten Gebäude ſollen, ſo viel möglich, zur Verminderung der Koſten, zu Nebengebäuden des Gefängniſſes verwendet werden, und z. B. die Wohnungen der Angeſtellten, die Geſchäftszimmer, Wachpoſten, Apotheke, Waaren- und Kleidermagazin und nöthigenfalls einige Krankenzimmer in ſich aufnehmen. Wichtig iſt es, daß die Regierung ſich in dem Programm im Voraus für ein beſtimmtes Beſſerungsſyſtem ausgeſprochen hat, und nur die Art der Durchführung deſſelben im Bauplan dem Architekten überläßt. Derſelbe mag daher die Strahlen-, Stern-, oder Parallogramm-

Form wählen, hierin hat er freie Hand dagegen muß die Form in jedem Fall zu dem allein zulässigen System passen. Dieses ist das vorzugsweise unter dem Namen des Auburn'schen bekannte System, der Grundsatz gemeinsamer Arbeit — wonach die Sträflinge nur bei Nacht in einsamer Zelle eingesperrt sind, während bei Tag, unter Beobachtung des strengsten Stillschweigens mehrere (nach dem Pogramm 30—49 Sträflinge zusammen unter Aufsicht in einem Saal arbeiten. Nach diesem Grundsatz sind nun im Pogramm die einzelnen Rücksichten angegeben, welche bei der Anlage und Einrichtung der Arbeitssäle und Einzeln-Zellen, deren Fenster, so wie die der Capelle und der Aufsichtsorte beobachtet werden sollen.

Die Sträflinge sollen in drei Classen zerfallen: die größte Zahl (240) ist auf die sogenannte Probenclasse berechnet, die nächst größere Zahl (160) soll in der Vertrauensclasse untergebracht werden, während man die geringste Zahl (100) in die Ausnahmsclasse versetzen zu müssen heißt. Das Maximum der Kosten des Baues und der Einrichtung ist vorläufig auf 1000 Franken für jeden Sträfling, also 500,000 Franken für das ganze Gefängniß angenommen. Sparsamkeit wird dem Baumeister dringend empfohlen; indem er daran erinnert wird, daß er keinen Luxusbau vorzunehmen, sondern nur ein bestimmtes System auf die zweckmäßigste Weise auszuführen habe, wird ihm seine Auf-

gabe mit den Worten empfohlen: wenn der Baumeister auch den Ruhm, den Anforderungen der Kunst und Schönheit ein Denkmal zu errichten, nicht im Auge haben kann, so wird er doch das unendlich größere Verdienst haben, durch seine Leistungen zu dem großen Werk der sittlichen und gesellschaftlichen Wiedergeburt der Sträflinge beizutragen.

In Frankreich legte der Minister des Innern im Mai 1840 der Deputirtenkammer einen Entwurf über die Reform der Gefängnisse vor. Diese Frage ist dermalen in ganz Europa sowohl als in den Ver. Staaten von Nordamerika an der Tagesordnung; überall sind Sachkenner über die Unzulänglichkeit der bestehenden Strafanstalten einverstanden, die, weit entfernt die Gefangenen zu bessern, sie durch das stete Zusammenleben derselben und ihre gewöhnliche Arbeitslosigkeit eher verschlimmern; alle sprechen sich für die Nothwendigkeit einer Reform aus. Allein dieser Reform stehen einerseits die damit verbundenen bedeutenden Kosten entgegen, da man in dem neuen System beinahe keines der jetzigen Gebäude mehr wird benutzen können, anderseits sind die Reformisten in zwei Parteien getheilt, wovon die eine jeden Gefangenen immerfort, Tag wie Nacht, in ein besonderes Zimmer eingesperrt wissen will, während die andere diese Isolirung zwar für die Gefangenen während der Nacht annimmt, am Tag aber nur für gewisse Classen von Gefangenen, indessen die

übrigen zur Tageszeit gemeinschaftlich arbeiten, jedoch still und schweigend, mit strenger Untersagung aller Gespräche. Dieses letztere System, welches in Nordamerika zu Auburn und auch zu Genf bereits in Ausübung ist, wurde 1839 im Königreich Sardinien decretirt, und soll nun auch in Frankreich eingeführt werden. Nach dem Inhalt des Entwurfs werden die Beschuldigten und Angeklagten, überhaupt alle noch nicht verurtheilten Individuen isolirt verwahrt, um ihrer Verderbniß durchs Zusammenleben mit den Verbrechern entgegen zu wirken; sie können in ihren Zimmern sich beschäftigen, und der Ertrag ihrer Arbeit gehört ihnen.

Alle Verurtheilten sind Nachts einzeln verwahrt und müssen am Tag unter Stillschweigen arbeiten; je nachdem der Grad der gegen sie ausgesprochenen Strafe (Zwangsarbeiten, Detention, Reclusion, Einsperrung), so wie nach der Verschiedenheit der Geschlechter, ist die Art der Einsperrung mehr oder weniger streng. Der Ertrag der Arbeiten gehört dem Staat, im Wege der Gnade kann jedoch den Gefangenen entweder während der Dauer der Gefangenschaft, oder bei ihrer Freilassung, ein Theil dieses Ertrags verabreicht werden. Auch für ihren Unterricht und ihre Belehrung ist Sorge getragen. Der Staat übernimmt die Kosten der Erbauung der Gefängnisse für Verurtheilte von mehr als ein Jahr Verhaft; die Kosten der übrigen Gefängnisse fallen den Departementen zur Last. Dieß ist der

Hauptinhalt des Entwurfs. Derselbe schafft zugleich ausdrücklich diejenigen Verfügungen des Strafgesetzbuches ab, die auf die sogenannte Detention und Reclasion Bezug haben; eben so sollen künftig die Bagnos aufhören.

Der Entwurf besagt nicht ausdrücklich, daß die Verurtheilten nur bei Nacht isolirt eingesperrt werden und bei Tag zusammen arbeiten sollen, sondern es wird einer ganz generellen Verfügung die Frage der gänzlichen oder theilweisen Isolirung der Entscheidung des Ministeriums (einen reglement d'administration pnelique) anheim gestellt. Diese Ansicht theilen viele Deputirte nicht, sondern verlangen, daß nur nächtliche Isolirung im Gesetze selbst angeordnet werde, indem die gänzliche Isolirung nach aller Wahrscheinlichkeit den lebhaften Franzosen zum Wahnsinn bringen müßte, wie solches bereits die Erfahrung selbst bei weniger lebhaften Menschen, z. B. in Nordamerika gelehrt hat.

Die Stände des Königreichs Schweden bewilligten im April 1841 — 1,300,000 Thlr. zur Erbauung von neuen nach dem Zellensystem eingerichteten Gefängnissen, wovon 250,000 Thlr zu einem sog. pensylvanischen Gefängnisse.

Ansichten des Herrn Dr. Stiebel in Frankfurt

a. M., über Pönitentiarſyſtem. Nach ausführlicher Erörterung des Gegenſtandes, faßt derſelbe die Reſultate zuſammen, unter denen die nachfolgenden uns die erheblichſten ſcheinen. Herr Stiebel hält nur ein Syſtem für zweckmäßig, welches die Beſſerung nicht blos durch Unterdrückung und Einſchüchterung, ſondern durch Entwickelung, Hoffnung und Stärkung erreicht. Es muß ein Hülfsverein beſtehen, ohne welchen die Beſſerung nicht möglich iſt. Die Unterſuchungsgefangenen müſſen getrennt ſein und die möglichſte Freiheit haben. Die einſame Einſperrung iſt trotz ihrer Nachtheile (in mehreren näher beſtimmten Zellen) nothwendig. Trennung der Geſchlechter, der Jungen und Alten, iſt zur Verhütung der Anſteckung nothwendig. Nachts ſoll in jeder Zelle nur Einer ſein. Die eigentlich dem Beſſerungsſyſtem unterworfenen Gefangenen ſollen am Tag gemeinſchaftlich arbeiten, gemeinſchaftlichen moraliſch-religiöſen und induſtriellen Unterricht genießen, während der dogmatiſch-confeſſionelle in der Zelle gegeben wird. Es ſollen verſchiedene Claſſenabtheilungen für die Gefangenen ſein. Der Gefangene kann, je nach ſeiner Aufführung, ſeiner Fügung unter die Geſetze, von einer niedern zu einer höhern ſteigen, oder zur Strafe zurückverſetzt werden. Es ſoll Belohnung oder Strafe ſtatt finden, und dem Gefangenen ein Theil des Erwerbs zur Dispoſition ſtehen und ein Theil dem Hülfsverein zu Aufbewahrung gegeben

werden. Durch die Geſetze ſoll zum Voraus beſtimmt werden, unter welchen Umſtänden Begnadigung und theilweiſer Erlaß der Strafe ſtattfinden kann. Der Bau ſoll nach dem panoptiſchen Plane aufgeführt werden, aber ſo, daß die Aufſicht mehr auf die Arbeitsſäle gerichtet ſei als auf die Zellen.

Skizzen zur Charakteristik der Gegenwart im Vergleich zur Vorzeit.

Die Aristokratie in den Freistaaten Nordamerika's.

Wie sehr rühmt man die Gleichheit und Freiheit in Nordamerika, und wie sehr ist man im Irrthum. Dort herrscht die Sklaverei mit allen ihren Gräueln und die aristokratische Distinction selbst in den Kirchen. Die katholischen Kirchen in Europa stehen allen Gläubigen ohne Unterschied des Standes und Vermögens offen. In Frankreich bezahlt man die Stühle in den Kirchen, und die amerikanischen Kirchen ahmen das Beispiel jener gebildeten Nachfolger Christi nach, welche den lieben Herrgott nur in guter Gesellschaft anbeten. Die respectablen Gläubigen der alleinseligmachenden Kirche in New-York welche nicht durch die Gegenwart eines irischen Pöbels, der noch dazu größentheils aus ihren eignen Dienern besteht, in Verlegenheit gesetzt sein wollen, haben eine niedliche kleine Kir-

che zu ihrem Privatgebrauch, grade so groß als nöthig, um die Messe en famille zu hören. Um alle Diejenigen auszuschließen, welche nicht desselben Standes sind, ist es Niemanden erlaubt, in den Gängen stehen zu bleiben, so daß, wer nicht das Vermögen besitzt, nach gut englischer Art sich einen Betstuhl um Geld zu miethen, nothwendigerweise den Herrn unter seines Gleichen aufsuchen muß. Hier wie im Ganzen laufen die Grundsätze welche das Betragen der Aristokraten der nördlichen Staaten in Bezug auf die arbeitenden Classen bestimmen, ganz den Maximen Shyloks (in Shakspeare's Kaufmann von Venedig) in Beziehung auf die Christen parallel: Ich will mit euch kaufen und verkaufen, ich will mit euch handeln und wandeln; aber ich will nicht mit euch essen, nicht mit euch trinken und nicht mit euch beten."

Akademie der Wissenschaften zu Wien.

Berlin und München sind im Besitz einer Akademie der Wissenschaften. Wien mangelt ein solches Institut. Leibnitz brachte die Idee für Wien dazu zuerst in Anregung, welches bereits unter Kaiser Maximilian I. eine ähnliche Anstalt gehabt hatte, deren Präsident

der gelehrte Conrad Celter gewesen war. Dieses Institut, bekannt unter dem Namen der Donaugesellschaft, verlor mit dem Tode des Kaisers seinen Beschützer. Unter seinen Nachfolgern verschwanden die letzten Spuren einer Einwirkung der alten, den Reformatoren befreundeten Humanisten in Oesterreich. Leibnitz vermochte in dem damals von den Jesuiten beherrschten Wien mit seiner Idee nicht durchzudringen; als aber dieser Orden aufgehoben ward, kam man auf die alte Donaugesellschaft zurück, und die Kaiserin Maria Theresia war auch nicht abgeneigt. Wer aber hinderte die Verwirklichung des Plans zur Gründung einer Akademie? Der — Nachdrucker Edler von Trattner. Im Besitz des Privilegiums zur Herausgabe der Kalender erfuhr er, daß die Kaiserin der zu errichtenden Akademie das Kalendermonopol verleihen wolle. Da warf er sich der Kaiserin zu Füßen, er und die Seinen würden an den Bettelstab kommen, und — Oesterreich bekam keine Akademie. In neuerer Zeit ist die Frage wiederum aufgeworfen. Der Wissenschaftliebende Fürst Metternich ist gewißlich der Idee nicht feind: allein bis heute ist Wien ohne Akademie. Spukt etwa wieder ein Edler von Nachdrucker oder Kalendermonopolist? — Wer gibt nähere Auskunft über die Hemnisse, worauf die Ausführung der Idee gestoßen? —

Zeichen der Zeit.

Die Constanzer Dampfschiffahrtsgesellschaft hatte am 18. December 1840 ein neues Dampfschiff vom Stapel gelassen und ihm den Namen „Johann Huß" gegeben. Dieser Name ward der Anlaß von Unterhandlungen zwischen jener Gesellschaft und der bairischen und oesterreichischen Regierung, deren Resultat die Wiedertaufe des Schiffs im Februar 1841 war, das den Namen Helvetia erhielt, weil bei längerer Fortdauer des dem Fahrzeug zuerst gegebenen Namens kein Schiff der Gesellschaft weder am bairischen, noch oestreichischen Ufergebiet hätte landen dürfen.

Römische Bannstrahlen.
1642. — 1650. — 1725.

Wogegen hat nicht Rom seine Bannstrahlen gezuckt! Sogar gegen die harmlosen Tabacksschnupfer. Pabst Urban VIII. verhängte am 30. Januar 1642 die Strafe der Excommunication gegen Diejenigen, welche in den Kirchen Sevillas schnupften, und Innocenz X. schleuderte am 8. Januar 1650 den Bannstrahl gegen die Schnupfer im Vatican, während Benedikt XIII.

durch eine Gegenbulle vom 10. Januar 1725 den Tabaksliebhabern den freien Gebrauch der Dose erlaubte.

Politische Ideen von J. G. Hamann. 1760. — 1765.

Ein Herr, der zu lügen Luſt hat, deß Diener ſind alle gottlos. Alle ſeine Anſprüche auf ein Königliches Monopol der Ungerechtigkeit, alle ſeine Verſuche und Einfälle, die Cignriſſe der Nachahmung, ſeinen Unterthanen durch Galgen- und Schmähedikte zu verzäunen oder zu verſalzen, haben keine andere Wirkung, als die Sophiſterei ſeiner Herrſchaft in den Augen der Nachwelt deſto verächtlicher und lächerlicher zu machen.

Cenſur unter Kaiſer Joſeph II. 1780.

Zu Wien ward der Cenſur eine Schrift übergeben, die außer der Verläumdung vornehmer Perſonen geiſtlichen Standes, eine Vertheidigung des wegen Ver

fälschung eines Bancozettels zum Gassenkehren und Schiffzug verurtheilten Grafen P. — — — zugleich aber auch eine unverschämte Lobrede des Nachdrucks enthielt. Der Censor trug auf das Verbot der Schrift an und setzte in Ansehung des Nachdrucks folgendes hinzu: „Wenigstens ist es consequent gedacht, daß die Vertheidiger der Banknotenverfälscher auch die Lobrede und Vertheidigung des Nachdrucks auf sich nehmen. Beides ist Diebstahl, und kein Monarch der Welt ist so im eigentlichen Verstande Herr seiner Banknoten, als z. B. Wieland Herr seines Musarion ist. Der Bankozettelverfälscher wird zum Schiffzug verdammt, und der Nachdrucker — durch Gesetze unterstützt; weil im ersten Falle ein Monarch, der den Werth eines Wielands zu erkennen nicht im Stande ist, und im zweiten Falle — ein Schriftsteller darunter leidet." Joseph II. dem, wie alle Meinungen der Censoren, auch diese vorgelegt werden mußte, bestätigte das Verbot, und nahm die Freimüthigkeit des Censors nicht übel auf.

Friedrich Gentz im Jahr 1797.

„Von Allem, was Fesseln scheut, kann Nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der

Druck, der diesen trifft, ist nicht blos schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert." —

Napoleons Aeußerung über Preßfreiheit. 1806.

Colin d'Harleville hat eine Sammlung seiner Werke zu Paris herausgegeben, die ein Lustspiel enthält das mit Erlaubniß des Polizei-Ministers Fouché herauskam und verkauft wurde. Die Unterschrift lautet. „Auf Befehl Sr. Excellenz des Chefs der Abtheilung der Preßfreiheit. Lagarde." Das Journal de l'Empire brachte diese Thatsache zur öffentlichen Kenntniß, in ihm las Napoleon diesen Beschluß, und im Moniteur vom 22sten Januar 1806 heißt es hierauf: „Seine Majestät hat mit Erstaunen vernommen, daß ein so achtungswerther Schriftsteller wie Colin d'Harleville eine Erlaubniß nöthig gehabt hat, eines seiner Werke herauszugeben. In Frankreich gibt es keine Censur. Jeder Französische Bürger kann jedes ihm beliebige Buch bekanntmachen, nur muß er nöthigenfalls für dessen Inhalt stehen. Kein Werk darf unterdrückt, kein Verfasser vor Gericht gezogen werden, außer von den Tribunalen, oder auf ei-

nen Beſchluß Sr. Majeſtät, im Falle die Schrift einen Angriff auf die Rechte der oberſten Gewalt und auf das allgemeine Beſte enthält. Wir würden wieder in eine ſeltſame Lage kommen, wenn ſich ein bloßer Commis das Recht anmaßen könnte, den Druck eines Buches zu verhindern, oder einen Schriftſteller zu nöthigen, Etwas davon wegzuſchneiden oder hinzuzuthun. Die Preßfreiheit iſt die Haupteroberung des Jahrhunderts. Der Kaiſer will dieſelbe erhalten wiſſen; nie aber darf der Gebrauch dieſer Freiheit weder den guten Sitten, noch den Rechten der oberſten Gewalt nachtheilig ſein; nur ein verdorbener Schriftſteller kann einen Angriff auf ſie machen wollen, und nur ein ſchwachköpfiger Regent könnte eine ſolche Zügelloſigkeit dulden, welche die Grundveſten der bürgerlichen Geſellſchaft und der öffentlichen Ruhe zerſtört. Die Freiheit und die Cultur beſtehen nur innerhalb den beiden Extremen, und ſo müſſen die Regierung und die Geſetzgebung ſich auch nur zwiſchen den beiden Extremen halten.

Der Kaiſer Joſeph in Sachen des Katholicismus.

Unter den wenigen leuchtenden Sternen des verfloſſenen Jahrhunderts zählt jeder vernünftig geſinnte Verehrer der Culturgeſchichte des Menſchengeſchlechts den Geiſtes-

verwandten Friedrich's, Joseph, Kaiser von Oestreich. Auch ihn verkannte die Mitwelt, wie alle jene großen Geister, auch seine Hoheit benagte des Leumunds giftiger Zahn, doch die Nachwelt hat gerichtet. Ein Licht in dunkler Wüste leuchtet er noch jetzt. Er war freisinnig im eigentlichen Sinne des Wortes, erhaben über jede Art menschlicher Vorurtheile, nur das nahm er in seinen Ideenkreis auf, was der Prüfstein einer gesunden Vernunft als erprobt anerkannt hatte. Obwohl ein Bekenner der kath. Religion, erkannte er dennoch ihre vielseitigen hierarchischen Gebrechen und tadelte dieselben ohne Menschenfurcht. Vorzüglich verhaßt waren ihm die Mönche und die Jesuiten.

Um die ersten lächerlich zu machen, übersandte seiner Schwester, die Königin von Frankreich, Antoinette, einen Kupferstich, auf welchen Nonnen und Mönche ohne Kutten vorgestellt waren. Die Erstern probirten die neuesten Moden, die Letztern ließen sich frisiren. — Folgende Stellen aus der Correspondenz des Fürsten „(Ungedruckte Briefe des Kaisers Joseph II., Paris 1822") dienen zur Erklärung dieses Kupferstiches.

Das Mönchswesen hat in Oestreich einen unerträglichen Gnad erreicht; die Zahl der Stifter und Klöster hat sich bis zum Uebermaß vermehrt. Bisher haben die Mönche, indem sie sich — ich weiß nicht hinter welche Regel oder Gesetze — versteckten, sich dem Einfluß der Regirung zu entziehen gewußt,

die nur sehr wenige Rechte über ihre Personen hatte: und dennoch sind sie die unnützsten, so wie die gefährlisten Unterthanen eines Staats; denn sie suchen sich der Verfolgung der bürgerlichen Gesetze zu entziehen und wenden sich bei jeder Gelegenheit an den Pontifex maximus in Rom." — „Mein Staatsminister, der Baron Kusel, der aufgeklärte van Switen, der Prälat Rautenstrauch, und mehrere andere verdienstvolle Männer, werden eine Commission bilden, die ich mit der Aufhebung der Klöster beauftragt habe, und ich hoffe von ihrem Eifer für die gute Sache und von ihrer Ergebenheit für mein Haus alle die treuen Dienste die sie nur irgend dem Vaterlande zu leisten im Stande sind." — „Wenn ich dem Mönchswesen die Maske abgenommen und den beschaulichen Mönch in einen gewerbfleißigen Bürger verwandelt haben werde, dann wird hoff' ich, mehr als einer dieser widerspenstigen Sclaven über meine Reformen ganz anders urtheilen." — „Mein Unternehmen ist nicht leicht. Es wird keine Kleinigkeit sein, diese Armee von Mönchen aufzulösen, und aus diesen Fakirs, vor deren geschorenen Platte der Pöbel sich ehrfurchtsvoll niederwirft, und die über die Gemüther des Volks eine größere Herrschaft, als alles Andere auf der Welt zu erlangen gewußt haben, wieder Menschen zu machen." —

An den Cardinal Herzan, k. k. Gesandten zu Rom.

Mein Herr Cardinal.

Seitdem ich das erste Diadem der Welt trage, ist die Philosophie die beständige Richtschnur meiner Handlungen. Oesterreich muß eine neue Gestalt annehmen. Die Macht des Ulema's wird eingeschränkt werden und die Rechte des Fürsten werden ihren ehemaligen Glanz wieder erhalten. Es ist unumgänglich nöthig, daß ich aus dem Gebiet der Religion gewisse Dinge aussondere, die niemals hätten hineingezogen werden sollen. Da ich den Aberglauben und die Sadducier verabscheue, so will ich mein Volk davon befreien. Zu diesem Zweck werde ich die Mönche vertreiben, ihre Klöster aufheben und sie den Bischöfen ihrer Diöcesen unterwerfen. Sie werden mich freilich in Rom verklagen, als hätte ich einen Eingriff in die göttlichen Rechte gethan, sie werden schreien, daß der Ruhm Israels dahin ist. Man wird mir vorwerfen, ich habe dem Volke die Kanzel entzogen und eine Grenzlinie zwischen den Glaubenslehren der Kirche und den Ideen der Philosophie ziehen wollen; aber man wird noch erbitterter darüber sein daß ich eine Reform unternommen habe, ohne vorhergegangene Bevollmächtigung von Seiten der Diener Gottes. Das ist es eben, was den Fall des menschlichen Geistes herbei geführt hat. Nie wir ein Diener des Altars leiden

weiten, daß der Landesfürst ihn auf den Platz stellt, der ihm zukommt und ihm blos das Evangelium als Eigenthum läßt. Ist es nicht in ihren Augen eine wahre Gotteslästerung, wenn man durch Gesetze es zu hindern sucht, daß die Söhne Levi's aus dem menschlichen Verstande ein Monopol machen? Das Princip des Mönchswesen war zu allen Zeiten von dem Vater Pachomius bis auf unsere Tage mit der gesunden Vernunft in geradem Widerspruch. Von der Hochachtung gegen die Ordensstifter ging man zu ihrer Anbetung über, und zwar bis zu dem Grade, daß wir die Zeit wiederkehren sahen wo die Israeliten nach Bethel zogen, um die goldnen Kälber anzubeten. Diese falschen Grundsätze verbreiteten sich unter dem Pöbel, welcher Gott nicht mehr kannte, und Alles von seinen Heiligen hoffte. Der Einfluß der Bischöfe, den ich wieder herstellen werde, hat hauptsächlich zum Zweck, diesen Irrthum des Volks zu zerstören. (?) Künftig soll allein das Evangelium geprediget werden, und zwar durch Weltgeistliche, nicht durch Mönche, die blos die Träumereien überspannter Köpfe in Umlauf setzen. Ich werde Sorge tragen, daß das neue Gebäude, welches ich aufführen will, dauerhaft sei. Die Generalseminarien werden Pflanzschulen sein, worin sich verständige Geistliche bilden werden, die Pfarrer die daraus hervorgehen, werden den Geist

der Aufklärung in der Welt verbreiten und ihn durch weisen Unterricht dem Volk mittheilen. So wird es endlich nach langen Jahrhunderten des Irrthums wieder wahre Christen geben die, wenn mein Plan gelingt, ihre Pflichten gegen Gott, gegen das Vaterland und ihren Nächsten kennen werden. Unsere Enkel werden uns segnen, daß wir sie von der Tyrannei Rom's befreit und die Priester zu ihrer Pflicht zurückgeführt haben, indem wir ihr jenseitiges Leben dem lieben Gott, ihr gegenwärtiges aber dem Vaterlande anheim stellen.

Gleichniß über die Duldung in Glaubenssachen.

(Aus einer Predigt des M. Johannes halb nach dem 30jährigen Kriege zu Zörbig.)

„Ihr meine Geliebten, das Städtlein Zippel-Zörbig hat drei Thore. Ja, drei Thore hat das Städtlein Zippel-Zörbig; das wisset ihr alle wohl. Nun sehet, es mag einer hineingehen zum Hallischen der andre zum Leipziger, der dritte zum Heyde-Thore, sie kommen endlich doch auf dem Markte alle zusammen. Also ist es mit dem 3 Religionen auch bewandt.

Lutherische, Calvinische und Katholische werden doch endlich einander alle im Himmel antreffen."

Folgen eines schlechten Witzes eines Königs.

Der König von England, Wilhelm der Eroberer war sehr dick geworden und wurde deswegen einmal gezwungen, lange Zeit das Bett zu hüten. Philip I. König von Frankreich, äußerte daher einmal im Scherz daß sein Bruder in England lange Wochen halte. Dieß brachte den Engländer auf; er ließ dem Philipp sagen, er werde bald zu Paris seinen Kirchgang machen und dabei so viele Wachskerzen anzünden, daß Frankreich darüber in Brand gerathen solle. Er hielt Wort und verwüstetete Frankreich. So wurde das Volk das Opfer des armseligen Einfalls.

Weltrepräsentanten und Menschensurrogate.

Kärtchen und Papierblättchen — Visitenkarten nämlich, vertreten heut zu Tage Generäle und Lieutenants, Superintendenten und Candidaten, Präsidenten und Referendarien. Glückliche Zeiten erhöhter Bildung! — Aber himmlisches Jahrhundert, wenn derartige Repräsentation in steigender Progression um sich

[illegible] mit Ehrennamen. Das goldene Zeitalter sonder Hader und Krieg, ohne Mühe und Arbeit verjüngt sich, wenn Feldherrn und Krieger durch Papierblättchen vertreten, feindlich drohend in Schlachtordnung gegen einander stehen, und in den Gerichtshöfen Kärtchen den Präsidentensessel und die Sitze der Räthe einnehmen. Schlachten ohne Blutvergießen, Rechtsentscheidungen ohne Köpfe!

Gedanken aus der Zeit.

Unsere Staatsmaschinen, unsere theologischen und philosophischen Systeme kommen mir vor, wie das Bett des grausamen Procrustes. Wer darin ruhen will und zu kurz ist, wird auseinandergedehnt und gezerrt, bis er die volle Länge hat, und entführe ihm darüber das Leben; wer zu lang ist, wird verstümmelt, bis er kurz genug ist. Daher so mancherlei bürgerliche, sittliche, religiöse und geistige Verkrüppelung in dem sich verfeinert dünkenden Europa. Der Gesetzgeber will das Volk nach seiner Idee zuschneiden, nicht sein Gesetz dem Volke anmessen.

Yssellied, Pendant zu Becker's Rheinlied.

Auch die Yssel iſt in modum Nicolai Beckeri gegen die Franzoſen recht ſch in Schutz genommen. Das Lied iſt in plattdeutſcher Sprache geſchrieben und enthält u. a. folgende Strophen:

Se söllt ' uns nit afkrigen,
De Dingse Isselfluth!
Kommt se, dan sölt se fligen,
Dan fechten wy met Muth!

Se söllt dar uns afblywen,
Van unse Isselfluth:
Süns will wy ör kort-riwen
Es wy de Tuffeln dut.

Kommt se — hal ör de Dunder!
Wy bünt en oltdüts Volk —
Dan stopp wy ör darunder,
Deep in den Schlebes-Kolk!

Dann schit wy ör met Flinten,
Un treft ör as 'no Pupp'
Un an Violen-Quinten
Hang' wy de Bliksems upp.

Jn Häckeln, Dörn' un Dyssel
Rull wy de Düwels in,
Wann se uns üm de Jssel
Neet loten willt in Ruh'.

Der Absolutismus — ein Ichneumon, die Revolution — ein Krokodil. „Wie das Ichneumon und das Krokodil — sagt Görres in seiner Schrift: Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung — so sind Absolutismus und Revolution von einer gütigen Natur miteinander geschaffen, damit sie sich gegenseitig Schranken setzen.“ — Mit Erlaubniß, Herr von Görres, nach der Naturgeschichte frißt das Ichneumon das Krokodil.

Wie oft hat Preußen den Ultramontanen zur Vielliebe ihres Giftes und ihres Geifers dienen müssen, wie oft haben sie von Zurücksetzung, selbst Unterdrückung der Katholiken gesprochen! Wie sieht es aber in den katholischen Staaten Deutschlands in Beziehung auf die protestantischen Unterthanen aus? Kann dort der Protestant höhere Staatsämter erlangen? Nein. Wird dort die protestantische Geistlichkeit von Staatsregierungen unterstützt? Nein. Werden den Protestanten aus Staatsmitteln Kirchen erbaut? Nein. Wird dort der Protestant als gleich mit den Katholiken gehalten? Nein. In unsern Tagen befahl der König von Baiern den protestantischen Landwehrmännern, vor der katholischen Monstranz zu — knieen; in unsern Tagen hat uns der durch ganz Deutschland hallende Schrei jener protestan-

lichen Gemeinde zu Linz in Oesterreich, der die Fortsetzung des Baues ihrer Kirche höhern Orts untersagt worden ist, darüber wiederum klar belehrt. Und das begab sich im neunzehnten Jahrhundert nach der Geburt des Liebe und Versöhnung lehrenden Stifters des Christenthums! —

Der Papst hat, bezüglich auf die Verhältnisse der katholischen Kirche in Rußland, die bekannte Allocution und nebenbei eine ausführliche Darstellung derselben veröffentlicht. Was der Ultramontanismus in den Ländern seiner Herrschaft den Protestanten that, das geschieht ihm jetzt in Rußland. Es wiederholen sich fast dieselben Erscheinungen. Katholische Priester werden einzekerkert, wenn sie zum Festhalten am Katholizismus ermahnen; die Proselytenmacherei wird den Dienern der herrschenden (griechischen) Kirche als Verdienst, den katholischen Geistlichen als politisches Verbrechen angerechnet; die Katholiken sind hier die Ketzer, denen man nicht Wort zu halten braucht. Jeder sollte diese päpstliche Staatsschrift über die Leiden der kathol. Kirche in Rußland lesen. O Nemesis, du waltest in der Geschichte! Ein Unrecht sühnst du durch ein anderes. Wird die kathol. Kirche durch ihre Leiden in Rußland Duldsamkeit lernen? O nein, die „alleinseligmachende Mutter

kirche auf Petri Felsen gegründet", ist darüber erhaben, von den Dingen des profanen Weltlaufs eine Lehre anzunehmen! Aber der Ton in jener päpstlichen Staatsschrift ist ein wahrer Sanftlisantentum; darin hat sich die römische Curie viel vergeben, ihrer sonstigen Gewohnheit zuwider. Die ewige Kirche scheint wirklich vor irdischer Macht Respect zu haben, wenigstens vor russischen Bajonetten. Rußland ließ ihre Bischöfe nach Sibirien transportiren, aber es that nicht, was der Statthalter Christi auf Erden, der Knecht der Knechte Gottes" durch seine Inquisitionsgerichte und Ketzerrichter thun ließ — die Ketzer lebendigen Leibes verbrennen.

Die Malabaren glauben zwar, daß Gott die Welt erschaffen, daß er aber die Last des Regierens dem Teufel übertragen habe. Ueberall anderswo ist der Teufel bekanntlich Gott Mitregent.

Die Zahl der Teufelsten mehrt sich von Tag zu Tage; die haute monde wird sich aber nolens volens zurückziehen müssen — Fürst Pückler an der Spitze —, da neben unserm Werdohler Schneidergesellen noch ein Zerbster Klempnergeselle und ein Anhalt-Köthener Bür-

Sendboten als Verfasser von Reisebildern aufgetreten sind.

Ein englisches Blatt enthält folgende Anzeigen: „Eine angesehene Familie sucht einen Koch, der gute religiöse Grundsätze hat. — Man sucht eine Amme, die der Hofkirche angehört.“ Auch im lieben deutschen Vaterlande liest man Anzeigen drucken, wie folgende: „Ein Hausknecht, aber katholischer Religion, wird gesucht; ein Bierbrauerknecht, katholisch, sucht einen Dienst.“ Da wird das Bier gut katholisch.

In Amerika hat man laut amerikanischer Blätter einen Neger, der, seinem Herrn entlaufen, auf der Flucht mehrere Verbrecher verübt, lebendig verbrannt. O Land der Freiheit.

Unter den überschwenglichen Schriften, welche der erneuerte Bau des Kölner Domes an's Tageslicht gebracht, gehört auch die Schrift: „Der Kölner Dom und Deutschlands Einheit“; darin findet sich u. a. folgende Declamation „Der Kölner Dom ist nicht allein ein Tempel, der dem Katholizismus erbaut wird, sondern ein allgemeiner Tempel deutscher

Eintracht, ein Werk des Lichts, die Blüthe der Nation (!?), und für spätere Jahrhunderte ein himmelanstrebender Beweis, daß im 19. Jahrhundert Deutschland trotz aller politischen Zerrissenheit trotz aller verschiedenen Glaubensansichten den Weg begonnen hat, sich unter seinem Genius zu einer Nation zu vereinen." Die Stelle ist neben ihrer Ungemeinheit zu einem declamatorischen Vortrag nebenbei sehr lehrreich; wir erfahren zuerst, daß neben der Blüthe der Nation, d. h. neben der kräftigen Jugend noch eine Blüthe vorhanden ist in einem Steinklumpen; wir erfahren ferner, daß neben den bisher üblichen tristigen, schlagenden Beweisen es auch noch himmelanstrebende Beweise gibt und ein solcher der Dom zu Köln ist. Schade nur, daß die Existenz dieser neuen Beweisart erst dann gilt, wenn der Dom wirklich fertig ist.

„Deutschland legt alle Parteiinteressen im Dombau nieder" — heißt es an einer andern Stelle in jener Flugschrift. Das wolle der Himmel nicht! Gäbe es keine Parteien, keinen Widerstreit, keinen Kampf auf dem Felde des sich fortentwickelnden Geistes, dann wäre die politische und geistige Ohnmacht, der wahre Tod Deutschlands da, und der Kölner Dom der Grabstein Deutschlands.

Die Mauer um den Königsthron Preußens.

Aus dem Statut der Stiftung für die Rheinische Ritterschaft vom 26. Februar 1837. Ges. Sammlung 1837. Nr. 13. S. 79 — 95, bestätigt durch Cabinetsordre vom 18. Mai 1837.

„Wir ermahnen sie ferner dringend und väterlich, ihrem Könige und Herrn und Seinem durchlauchtigen Hause in dieser Gottesfurcht eine unwandelbare Treue zu bewahren. Sie sollen wissen und in allen Lagen daran denken, daß es ihr adliger Beruf ist, mit Darangabe ihres Gutes und Blutes, wo dies erfordert wird, diese Treue zu üben, daß sie eine feste Mauer bilden sollen um den von Gott gegründeten Thron ihres Landesherrn, welche niedergerissen werden müßte, bevor diese berührt werden könnte. Sie sollen sich in Gesinnung und Wandel ganz frei und rein halten von allen den verderblichen Lehren, welche unter **irgend einem** Schein und Vorwand in dem Verhältnisse zu ihrem Könige und Herrn nicht eine heilige und göttliche Ordnung anerkennen, vielmehr wissen und daran halten, daß sie mit einer Verletzung dieser Treue zugleich einen Frevel gegen den heiligen Willen Gottes begehen würden."

Mehrere Mitglieder dieser rheinischen Adelsmauer um den Thron Preußens garantirten bereits ein Jahr nachher die Subsistenz des Erzbischofs von Köln durch

angebotene leihende Geldbeiträge, falls dieselbe in Folge der durch ihn herbeigeführten Verhältnisse sich nachtheilig gestalten oder gefährdet werden sollte.

Regierungsprincip des Königs Johann IV. von Castilien gegen widerspenstige Bischöfe.

„Ich werde jeden aufrührerischen und unruhstiftenden Bischof in meinem Königreich beim Kopf nehmen, ihm den Oberrock ausklopfen und zusammenfalten lassen und ihn dann zum heiligen Vater senden.“

Universitätspascha's.

Schlözer nannte die Studiendirectoren in Oesterreich — Universitätspascha's!

Antithese.

Die Presse ringt in Deutschland nach Oeffentlichkeit, während die Zahl der Geheimen Räthe sich wie Pilze vermehrt.

Der Erzbiſchof von Droſte-Viſchering. 1820.

Als im Jahre 1820 der Erzbiſchof von Droſte als damaliger Generalvicar zu Münſter den Theologie-befliſſenen der Diöceſe Münſter den Beſuch der Univerſität Bonn unterſagte, richtete er zur Rechtfertigung dieſes Schrittes eine Eingabe an das Cultusminiſterium, worin ſich folgende merkwürdige Stelle findet:

„Ew. Excellenz werden nicht verkennen, daß mir u. A. zur Erfüllung dieſer Pflicht (des gedachten Verbots) Auftrag vom heiligen Geiſt geworden, und daß ich mithin nicht mich der Gefahr ausſetzen durfte, mich in der Erledigung deſſelben hindern zu laſſen; das aber würde ich gethan haben, wenn ich vorläufig hinſichtlich mehr erwähnter Verfügung an die Theologen angefragt hätte.“

Die preußiſche Regierung konnte indeß dieſen „Auftrag vom h. Geiſt“ nicht reſpectiren, ſuſpendirte vielmehr das Verbot des Generalvicars und zugleich die katholiſche Facultät zu Münſter.

Druckfehler.

Man las jüngſt in einem öffentlichen Blatte: Dämonenrath ſtatt Temainenrath.

Bieso'ſche Buchdruckerei in Coesfeld.